36
8640

<36616701500011

<36616701500011

Bayer. Staatsbibliothek

A. Mordtmann

A. J. Mordtmann

1882.

Reise

nach

Indien und Arabien

in den Jahren 1789 und 1790

angestellt

von

B. Degrandpré,

Französischem Marine-Offizier.

Aus dem Französischen.

Mit zwei Kupfertafeln.

Berlin, 1802.

In der Myliussischen Buchhandlung.

G. n. 6747

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Degrandpre's Reise

nach

Indien und Arabien.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Degrandpre's Reise nach Indien und Arabien in den Jahren 1789 und 1790.

Im Jahre 1790 befand ich mich mit einem Schiffe auf **Isle de France**, dessen Bauart für dieses Land nicht paßte. Da ich es hier nicht los werden konnte, so beschloß ich es in **Bengalen** zu verkaufen, wo ich es gut bezahlt zu bekommen glaubte, obgleich seine Bauart es auch für die Beschiffung des Ganges gefährlich machte. Da es aber ein gefallendes Aussehn hatte, so hofte ich, daß man über diese Unbequemlichkeit hinwegsehn würde, und ich betrog mich nicht. Ich rüstete es daher aus, und hielt mich segelfertig. Verschiedne, auch ökonomische Gründe, bewogen mich, alle meine Europäer zu verabschieden, um mit schwarzen Indianern, die man **Lascars** nennt, zu schiffen, aber es war unmöglich welche zu bekommen. Ich war daher gezwungen, mich mit etwa 30 **Manilesen** zu behel-

fen, deren Unerfahrenheit und Zaghaftigkeit mir die Reise unendlich schwierig machten. Die erste Unannehmlichkeit, die mir durch sie widerfuhr, war, daß sie mich die Landung bei Isle de Bourbon, wo ich frische Lebensmittel einnehmen wollte, verfehlen ließen; ich sah mich genöthigt nach den Inseln Sechelles zu segeln, wo ich es als ein Glück ansah, gesund anzukommen, da ich ein Inselmeer durchsegelt hatte, durch welches glücklich hindurchzukommen, ein sehr geübtes Schiffsvolk erfordert wird.

Nach vier beschwerlichen und unruhvollen Tagen erreichte ich die Untiefe der Inseln Sechelles. Wer sich eine richtige Vorstellung von diesem Haufen von Inseln und Klippen machen will, darf nur die Karte des Chevalier Grenier zur Hand nehmen, welche in dieser Rücksicht nichts zu wünschen übrig läßt. Das Senkblei zeigte mir die Annäherung der Untiefe, und der Anblick der Fregattenінsel bestätigte mich hierin. Um 6 Uhr Abends erreichte ich diese kleine Insel, und nun richtete ich meinen Lauf gegen die Insel Mahé, Hauptplatz dieser Etablissemens, welche zu erblicken die Entfernung mir noch nicht erlaubte; ich befand mich jetzt auf 30 Faden tief Wasser.

Die Nacht war außerordentlich stürmisch, und den andern Tag gegen 8 Uhr Morgens erblickte ich die Insel Mahé, wo ich mich gegen 3 Uhr Nachmittags vor Anker legte. Der Gouverneur war

ein Ingenieurofficier, der von Isle de France dahin detaschirt war. Er nahm mich sehr gut auf, und erzeigte mir alle Hülfsleistungen, die ich nur wünschen konnte.

Die Inseln Sechelles bilden eine eigne kleine Inselgruppe, die in dem großen nördlichen Archipelagus von Isle de France mit begriffen ist. Sie erheben sich auf einer großen Sandbank, welche sie sämmtlich umschließt. Ihren Nahmen haben sie zu Ehren des Herrn von Sechelles erhalten, und die größte ist nach dem Gouverneur Herrn Mahé de la Bourdonnaie benannt, dem die Kolonie von Isle de France den Anfang ihres Glanzes verdankt. Diese Inseln haben das Merkwürdige, daß sie sehr weit hin abhängig unter dem Wasser fortgehen, so daß wenn man in großer Entfernung das Senkblei auswirft, man deren Annäherung leicht bemerken kann. Ein großer Vortheil für die Seefahrer, die sie niemals, wenn sie sie suchen, verfehlen können, und, auf der andern Seite, nie zufällig auf sie stoßen können, welches sie vor Schiffbruch sichert. Unter dieser Inselgruppe sind einige Inseln nichts als unfruchtbare Felsen; nur auf vieren giebt es Wasser, und diese sind zum Anbau tauglich; dies sind die Inseln Mahé, Sainte Anne, Praslin und die Fregatteninsel. Die Insel Mahé ist die vornehmste und ansehnlichste; ihre Größe kann über 5 Lieues im Um-

kreis betragen; sie ist von der zweiten Höhe, d. h. sie ist über 1000 Fuß hoch; ein Maaß, daß ich nur ohngefähr angebe, da ich nicht Zeit genug gehabt habe, genaue Beobachtungen darüber anzustellen. Die ganze Insel ist Ein Berg, auf welchem sich mehrere Kuppen erheben, ohne beträchtliche Thäler zu bilden; sie ist granitisch, und an einigen Stellen, wo diese Kuppen wegen ihrer senkrechten Lage auf der Seite von der Erde entblößt sind, kann man den reinen Granit sehn.

An die Insel **Mahé** lehnen sich 3 kleine Inseln an. Der Zwischenraum zwischen ihr und einer von diesen, **Sainte Anne**, bildet eine herrliche Bai, welche zur Rhede dient, und einen vortreflichen Ankerplatz gewährt. Diese Inseln sind alle von einer Menge Korallen umgeben, welche hier ein Riff von großer Ausdehnung bilden, und sich bis zur Oberfläche des Meers erheben; aber im Grunde der Bai, der Insel **Mahé** gegenüber, hat die Natur einen kleinen Zwischenraum angebracht, der sich bis an's Ufer hinschlängelt, und eine große Wassertiefe zuläßt. Dieser Ort wird **Barachouas** genannt; man könnte zur Noth einen Hafen daraus machen, denn es ist ein sehr schöner Kanal, der an beiden Seiten mit schnurgeraden spitzen Korallen bekleidet ist, und einen mit dem Wasser gleichen Kai bildet, welches das Meer in dem Kanal vor jeder Bewegung sichert.

Die

Die Schiffe, die hier einlaufen wollen, werfen einen kleinen Anker auf die Korallen, und legen auf diese Art an, ohne nöthig zu haben, anderswo vor Anker zu legen.

Der Besitz dieser Inseln ist für Frankreich von der größten Wichtigkeit; auch hat es sich derselben sogleich, als die Kolonie von Isle de France sich ein wenig aufzunehmen anfing, bemächtigt. Der Hafen und die Rhede der Sechelles liegen sehr nahe bei dieser Kolonie, von wo man sie unaufhörlich beunruhigen und ihre Communication mit Indien hemmen kann, so daß, wenn man auch annähme, daß sie keinen andern Nutzen brächten, es doch immer für die französische Regierung sehr wichtig wäre, daß ihre Feinde sich derselben nicht bemächtigten; aber auch in viel andrer Hinsicht sind diese Inseln sehr viel werth.

Als es den Franzosen gelang, den Holländern Gewürze wegzunehmen, wurden die Pflanzen nach Isle de France gebracht, und im königlichen Garten sorgfältig gezogen; einige glückliche Jahre, eine kostbare, zweckmäßige Pflege ließen hoffen, sie einheimisch zu machen; ja, man kam so weit, daß man im Stande war, den Einwohnern junge Pflanzen ablassen zu können, indem man sie die Art und Weise, sie aufzuziehn, lehrte, als plötzlich die Orkane eine so schöne Hofnung vernichteten. Der Einwohner ward müde, eine kostbare und mühvolle Pflege auf etwas zu verwenden, wovon der

Nutzen sehr zweifelhaft, oder wenigstens sehr ententfernt war; selbst in den königlichen Gärten war der Erfolg nicht so wie man wünschte. Die Zimmetbäume gaben nur eine dünne, wenig ölichte Rinde, und von einer viel geringern Schärfe, als die der Molukken. Die Nelkenbäume verdorrten, und obgleich der Baum sich wohl befand, so entsprachen doch die Früchte nicht der Erwartung der Regierung; kurz, es war nun weiter nichts, als ein Gegenstand der Neugierde. So wie man Orangenbäume in Rußland oder im nördlichen Deutschland zieht, die zwar durch sorgfältige Pflege Früchte tragen, die aber ausgeartet sind, ohne Kraft und und Saft, beinah ohne Geruch.

Nun warf die Administration die Augen auf die Inseln Sechelles, deren gleiche Höhe mit den Molukken viel Wahrscheinlichkeit zu Gunsten dieser Bebauung darbot. Unter der größten Verschwiegenheit brachte man hier Pflanzen hin, und da die Negerschiffe gewöhnlich bei der Insel Mahé zu landen pflegten, um Wasser und Schildkröten einzunehmen, so brachte man, damit sie nichts davon gewahr werden sollten, die Pflanzen auf die andere Seite der Insel, und überließ sie dort der Natur.

Der Erfolg übertraf die Erwartungen, vorzüglich breiteten sich die Zimmetbäume mit einer solchen Schnelligkeit aus, daß bald die ganze Gegend, wo die hochstämmigen Bäume ihnen fortzukommen erlaubten, damit bedeckt war. Die Nelken-

und

und Muskatenbäume gediehen gleichfalls, vermehrten sich aber weniger stark.

So standen die Sachen, als im Jahre 1778 der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach. Der Vicomte von Souillac, Gouverneur von Isle de France und Bourbon, und der von diesen abhangenden Inseln, nahm, aus reinem und vernünftigem Patriotismus die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln, um die Staatsfeinde zu verhindern, sich der kostbaren Früchte so vieler Arbeit, Geduld und Geld zu bemächtigen; aber die Person, der die Vollziehung seiner Befehle übertragen war, besaß nicht die zu einem so wichtigen Auftrage erforliche Kenntniß. Die Regierung unterhielt für gewöhnlich einen Posten auf dieser Insel; die Furcht, ihn weggenommen zu sehn, machte, daß man ihn zu Anfang des Krieges einzog, und nur einen Wächter mit einigen Schwarzen dort ließ. Der Befehl lautete, man solle alles in Bereitschaft halten, um die Zimmetbäume an den Wurzeln in Brand zu stecken, sobald der Feind einen Versuch machen würde, sich der Insel zu bemächtigen. Unglücklicherweise landete ein großes französisches Schiff, welches von Madagaskar kam, um hier Wasser einzunehmen; der Wächter hielt es für einen Feind, er erschrak, glaubte sich angegriffen, und aus Furcht nicht Zeit genug zu haben, die Gewürze zu verbrennen, eilte er, Feuer daran zu legen, und vernichtete alles.

So waren also alle Hofnungen der französischen Regierung zu Grunde gerichtet. Während der Zeit hatten die Vögel, die gewöhnlich sehr begierig nach den Zimmetbeeren sind, eine große Menge davon weggetragen, und in den Wäldern im Innern der Insel fallen lassen; hier haben sie neue Pflanzen hervorgebracht, die man bei'm Frieden 1783 gefunden hat. Man hat sie sorgfältig gewartet, und zu der Zeit, als ich diese Inseln besuchte, habe ich die Zimmet- Nelken- und Muskatenbäume zwar in geringer Anzahl, aber in einem sehr guten Zustande, angetroffen. Es ist außer allem Zweifel, daß Frankreich auf den Inseln **Sechelles** alle Gewürze mit Erfolg ziehen kann, und ohngeachtet ihrer geringen Größe, könnten sie doch eine für das Bedürfniß der Republik hinreichende Menge, hervorbringen. Das Klima ist das allergünstigste, und die Erfahrungen, die ich eben angeführt habe, beweisen unstreitig, daß der Erfolg vollkommen sein würde. Aber seit den Versuchen, die man zu **Cayenne** angestellt hat, scheint es, als ob die Regierung das Projekt, sie auf diesen Inseln einheimisch zu machen, aufgegeben habe.

Im Jahre 1790 gestand die Regierung den Einwohnern von **Isle de France**, die sich auf **Mahé** niederlassen wollten, Schenkungen von Land zu; bald war die ganze Insel verschenkt; aber noch hatte sich niemand weder auf der Insel **Praslin**, noch auf der **Fregatteninsel** niedergelassen. Was

Sainte-Anne betrift, so hatte die Regierung diese Insel mit der Domaine vereinigt, um sie den Schiffen, die in diesen Hafen landeten, zu überlassen, und ihnen die Freiheit zu verstatten, ihre Mannschaft an's Land zu setzen, und sich erholen zu können, ohne irgend ein Uebel für die übrigen Inseln zu befürchten, mit welchen aller Verkehr im Fall einer ansteckenden Krankheit, aufgehoben ist.

Diese Einwohner, denen es darauf ankam, zu genießen, und hauptsächlich zu leben, vernachläßigten die Gewürze, ja rotteten sie sogar aus, um sich mehr auf den Anbau des Reis, Mais, Maniok und der Kokosbäume, und auf den Schildkrötenfang, legen zu können. Dieser letzte Artikel war für ihre Indüstrie, durch den Nutzen, den sie daraus zogen, eine so verführerische Lockung, daß sie sich mit einer Begier, welche die ganze Gattung in kurzer Zeit zu vernichten drohte, darauf legten. Der Gouverneur hat diesem Einhalt gethan, und der Fang ist jetzt gewissen Einschränkungen unterworfen. Da die Inseln lange wüst gelegen hatten, so kamen die Schildkröten um die Legezeit in Menge, aber man bemerkte, daß, da sie von den Einwohnern verschüchtert wurden, ihre Anzahl sich von Tage zu Tage verringerte. Die Regierung bewahrt die Weibchen in Umzäunungen, die am Ufer angelegt sind, wo jedermann welche zu seinem Bedürfniß, aber nicht zum Handel bekommen kann. Dies ist eine große Wohlthat für die Schiffe, deren Mannschaft vom Skorbut

befallen ist. Die Männchen werden, wenn man sie fängt, wieder in Freiheit gesetzt. Auf diesen Inseln giebt es noch eine Art von Kokosbäumen, die hier einheimisch sind; man nennt sie Meer- oder Zwillingskokos; diese Frucht ähnelt vollkommen den Hintertheilen eines Menschen, und wird wegen ihrer Seltenheit durch ganz Asien gesucht.

Der Boden der Inseln Sechelles ist neu, folglich sehr fruchtbar. Der Indigo ist hier einheimisch, und alle Pflanzen gedeihen vollkommen. Das Hornvieh kommt hier nicht fort, bloß die Schweine und Ziegen gedeihen. Das Federvieh geräth sehr gut, und kommt in kurzer Zeit fort. Der hiesige Reis hat durch seine Vorzüglichkeit vor jeder andern Gattung die Aufmerksamkeit der Anbauer auf sich gezogen. Demohngeachtet ist der jetzige Zustand der Kolonie ohne Bedeutung, und ob sie gleich große Vortheile gewähren könnte, so hat man sie doch nur zu einer Speisekammer für die wenigen Schiffe, die hier landen, gemacht. Man darf sie aus keinem andern Gesichtspunkte betrachten, bis daß eine weise Regierung sie zu ihrer ersten Bestimmung wieder erheben wird. Ich habe auf den Inseln Sechelles einige Bemerkungen über die Schildkröten gemacht, die vielleicht über eine Sache Anlaß zu Vermuthungen geben, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher noch nicht auf sich gezogen hat.

Ob die Landschildkröte schwimmt, ob sie große Reisen zu Wasser macht, ist eine noch unentschiedene

dene Frage. Unterdessen ist es keine unwichtige Bemerkung, daß sich auf den Inseln Sechelles Schildkröten in Menge befinden. Von wo sind sie dahin gekommen? Noch mehr, Landschildkröten, die man auf der Insel **Praslin** gefangen, in die Umzäunung gesetzt, und auf dem Rücken mit einem Böttcherwerkzeuge (rouënne) gezeichnet hat, hat man 3 Stunden von dort, auf einer andern Insel, der **Hirschinsel**, in der Nachbarschaft der **Barachouas** von **Mahé**, wieder gefunden. Noch andre, die man in die Umzäunung der **Hirschinsel** gesetzt, und mit einem besondern Zeichen gezeichnet hat, hat man auf der Insel **Mahé**, die durch die Bai und den Hafen von ihr getrennt, und wenigstens eine Stunde entfernt ist, wieder gefangen. Ich führe dies, welches man als zuverläßig annehmen kann, darum an, weil ich niemals gehört hatte, daß die Landschildkröten so große Reisen zur See machten.

Während meines Aufenthalts auf den **Sechelles** fürchtete ich, meine Schaluppe mit allen, die sich darauf befanden, zu verlieren. Sie ließen sich durch einen leichten Windstoß, dem sie nicht die Kraft zu widerstehen hatten, von der Küste wegtreiben; ich glaubte sie schon auf's Meer verschlagen, wo sie unfehlbar umgekommen wären; glücklicherweise brachte man mir sie aber den andern Tag wieder. Sie waren nahe bei der Pflanzung eines Einwohners, dessen Einkommen in Kokosnüssen bestand, gestrandet; sie plünderten diese ohne Barmherzigkeit, und

stahlen

stahlen gegen 3000 Kokosnüsse, womit sie die Schaluppe beluden. Der Einwohner, den ich bat, eine Summe für seine Lebensmittel zu fordern, begnügte sich mit drei Spanischen Piastern, die ich ihm sogleich auszahlte.

Als alles zu meiner Abreise bereit war, gieng ich unter Segel und steuerte nach Norden bis über 9 Grad nördliche Breite, um durch die Lakediven und Maldiven zu segeln. Der Tag, an welchem ich in diese Straße einlief, ward mir durch den Verlust eines Manilesischen Matrosen merkwürdig, der, indem er an einem neuen Focksegel arbeitete, in's Meer fiel. Dieser Unglückliche schwamm wie ein Fisch, er rief schäkernd einen jeden seiner Kameraden bei Namen, und lud sie ein, sich mit ihm zu baden. Es war gerade 4 Uhr Nachmittags, der Wind ward merklich stärker, und das Schiff legte in einer Stunde etwas mehr als eine französische Meile zurück. Der Offizier der Quartierwache kam herzu, man warf jenem einen Mastkorb, Tonnen und andre Sachen zu, die er verschmähete, indem er noch das Schiff zu erreichen hofte; endlich warf man ihm eine große Tonne zu, an der ich das Seil des Senkblei's von 200 Faden, und noch mehr als 400 Faden andre Seile, knüpfen ließ; aber alles war vergeblich, er konnte es durchaus nicht erreichen, der Wind und die Fluth trieben das Schiff viel schneller als er schwimmen konnte. Als er merkte, daß die Sache anfing ernsthaft zu werden, sah man ihn mit angestreng-

strengten Kräften schwimmen, und seinen Arm von Zeit zu Zeit in die Höhe strecken, um sich sehn zu lassen.

Unterdeß hatte ich befohlen, die Schaluppe auszusetzen, indem ich nichts unversucht lassen wollte, ihn zu retten; da sie aber äußerst schwerfällig war, so war es unmöglich, sie sobald auf's Meer zu bringen. Die Schwarzen aus Manila, standen, anstatt Hand an's Werk zu legen, ruhig am Bord, sahen ihrem Kameraden zu, und riefen ihm etwas in ihrer Sprache zu, das ich nicht verstand, ohne daß weder Schläge noch Zureden sie bewegen konnte, an der Spille zu bleiben und zu drehen.

Das Schiff, ein Spiel der ungeheuren Wellen, ward heftig hin- und hergeworfen; alle unsre Kräfte reichten kaum hin das Boot zu erhalten, und Unglücksfälle zu verhüten; endlich um 7 Uhr Abends hatten wir es bis an's Geländer des Schiffes gebracht, als die Nacht uns überfiel. Ich gab es auf, ihn mit so schlechten Matrosen zu retten, überzeugt, daß wenn ich meine Schaluppe bei Nacht aussetzen wollte, um sich im Sturme gegen eine solche Fluth zu wagen, ich ihre ganze Mannschaft, und einen Offizier, vorzüglich zu einer Jahreszeit, wo man jeden Augenblick einem Windstoß ausgesetzt ist, in Gefahr setzen würde. Außerdem schloß ich aus der Kenntniß, die ich von der geringen Stärke dieser Schwarzen hatte, aus dem, was sie auf **Bourbon** und den **Sechelles** gethan hatten, daß ihre Bemühungen,

hungen, den Wind zu gewinnen, vergeblich seyn würden; ich setzte daher meine Fahrt fort, und überließ den Unglücklichen, der ohne Zweifel schon ertrunken war, seinem Schicksal.

Die Fluth ist zur Zeit des Südwestpassatwindes zwischen den Maldiven und Lakediven so reißend, daß man großen Abwechselungen bei dieser Schiffahrt unterworfen ist, wenn man nicht in der Lage ist, einige Beobachtungen über die Meereslänge machen zu können. Um gewissen Irrthümern vorzubeugen, und zu verhüten, daß man nicht auf's Land unvermuthet stößt, welches zur Nachtzeit gefährlich sein könnte, muß ich hier etwas ziemlich sonderbares anmerken.

Wenn man den Meridian der Maldiven passirt hat, und sich zwischen diesen und der Küste Malabar befindet, erblickt man auf der Oberfläche des Meeres eine sehr große Menge lebendiger Schlangen, die sich auf dem Wasser ohne Bewegung, mit in die Höhe gestrecktem Kopfe, und stierem Blicke in sich selbst zusammengerollt, schwimmend erhalten. Man sieht sie zuerst, wie ich eben gesagt habe, wenn man sich innerhalb der Maldiven befindet, aber sie fangen nicht eher an häufiger zu werden, als in einer Entfernung von 8 oder 10 Meilen von der Küste, und je näher man kömmt, je mehr nimmt ihre Menge zu. Man vermuthet, daß sie von den Flüssen der Küste Malabar fortgeschwemmt werden, die zu der Zeit von den häufigen Regengüssen, die um diese Jahreszeit herrschen, angeschwollen sind,

und

und welche auf ihrem Lauf von dem Gebirge Gates herab, eine Menge losgespülter Theile des Landes, das sie durchströmen, mit sich hinwegnehmen. Diese fortgeschwemmten Theile sind so beträchtlich, daß das Meer oft 7 bis 8 Meilen weit von der Küste davon getrübt ist.

Zwei Tage nach dem Verlust des Matrosen, wovon ich oben geredet habe, erblickte ich um 6 Uhr Abends Land. Die Luft war trüb und drückend, es regnete von Zeit zu Zeit, und der Wind gieng schwach. Ich befand mich zu nah an der Küste, und mußte den Wind pressen, um mich wieder vom Lande zu entfernen. Die Ströme rissen mich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit fort; gegen Abend fieng es an stärker zu regnen, und der Wind legte sich ganz. Das Meer war unruhig, und das Schiff schwankte beständig hin und her; die durchnäßten Segel schlugen an den Mast, und waren bald in Stücke zerrissen. Wir mußten die Marssegel von der Raa abnehmen, und uns an der Küste allem, was der Himmel über uns beschließen würde, ausgesetzt, ohne Segel blos vom Winde herumtreiben lassen. Während daß man arbeitete, neue Segel an die Raa zu befestigen, ließ ich beständig das Senkblei auswerfen, und fand zu meiner Freude, daß die Fluth mich eben so richtig fortgetrieben hatte, als wenn ich das Steuerruder geführt hätte.

Gegen 11 Uhr ward das Meer ruhiger, und in einer Zeit von wenig Minuten ward es ganz ruhig;

plötz-

plötzlich schien es ganz in Feuer zu stehn. Dieses Phänomen ist schon von einigen Seefahrern beobachtet und beschrieben worden. Ich bin nicht im Stande, einen anschaulichen Begrif davon zu geben, es ist kein Licht wie das von der Spur, welche ein segelndes Schiff hinter sich zurückläßt, oder wie von den Fischen in Phosphorischen Meeren; es ist ein wirkliches Feuer, oder wenigstens scheint es so, und verbreitet sich über den ganzen Horizont, so daß das Schiff in einem feurigen Ocean zu segeln scheint. Das Meer schlug leichte Wellen, und jede Bewegung derselben war wie in einem Fluß, wenn der Wind gegen den Strom ist; und gerade an dieser Stelle funkelte die Fluth, und jede kleine Welle schien eine Feuergarbe zu sein.

Alles verlor den Kopf, und der Schrecken verbreitete sich sogar bis auf die Offiziere. Ich erklärte ihnen dies Wunder, indem ich sagte, daß es gar nichts Neues sei. Ich wiederholte ihnen, was der Kapitän Cook davon sagt, und merkte an, daß die Seefahrer von der Gegend bei den Maldiven anführen, daß sie besonders diesem Phänomen unterworfen sei. Endlich wollte ich ihnen beweisen, daß ihre Besorgnisse lächerlich wären, und daß sie nicht die geringste Gefahr liefen, da das Feuer, welches sie erblickten, wie man sagt, durch nichts als Phosphorische Thierchen entstände, und ließ einen Eimer voll Wasser schöpfen, den ich bis zum andern Tag aufzuheben befahl, in der Absicht, es dann mit

ihnen

ihnen aufmerksam zu beobachten. Das Meer schien eine halbe Stunde lang so entzündet, dann verschwand alles. Den andern Tag verlangte ich den Eimer mit Wasser, aber er war nicht mehr vorhanden, die Neugier war mit der Furcht vor Gefahr verschwunden, und man wollte sich lieber auf mich verlassen, als sich die Mühe geben, selbst zu untersuchen, was es wol sein könne. Ich verlor also zu meinem großen Verdruß diese Gelegenheit, Bemerkungen über eine Erscheinung machen zu können, die mit Recht die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt, und über die man noch nichts völlig Genügendes gesagt hat. Alles, was ich habe beobachten können, ist, daß man vom Augenblick an, als sich das Wasser im Eimer befand, es nicht mehr funkelte, und um nichts von dem gewöhnlichen unterschieden war.

Ich setzte meinen Lauf fort, und steuerte mit vollem Segel auf die mittägliche Spitze von Zeilon. Ich fuhr längs der Küste dieser Insel hin, und begab mich nach **Pondichery**, wo ich 19 Tage nach meiner Abreise von **Isle de France** ankam. Ich hatte das Unglück, indem ich mich vor Anker legte, meinen Anker auf das Wrack eines Schiffes zu werfen, welches schon vor so langer Zeit gescheitert war, daß sich niemand mehr dessen erinnern konnte; die Folge war, daß ich ihn verlor. Als ich ihn wieder heraufbringen wollte, zerriß ich ein 15 Zoll dikkes Ankertau. Herr **von Rozili**, der die Fregatte

Meduſa und la Station kommandirte, gab mir einen andern an deſſen Stelle; er wollte den meinigen retten, und zerbrach darüber ſein ganzes Geräth, und bekam durch den Druck, den das Vordertheil ſeiner Fregatte erlitt, jede Stunde 2 Zoll Waſſer mehr in's Schiff.

Als ich zu **Pondichery** anlangte, war dieſer Platz, ehedem das Bollwerk der Franzoſen in Indien, eben von Herrn **Conway** geräumt worden, dem man darüber viel Vorwürfe machte. Ich glaube, daß er ſie nicht verdiente; aber dies iſt das Schickſal eines jeden Ausländers, der, bei einer Nation, welche Nebenbuhlerinn von der Seinigen iſt, das Oberkommando führt. **Conway** war ein Irländer; die Räumung von **Pondichery** machte, daß die Engländer ohne Widerſtand Herren von Indien wurden, und deswegen iſt es nicht zu verwundern, daß man Verdacht auf ihn warf. Die Garniſon beſtand nur aus 200 Mann Europäiſcher Infanterie, einer Compagnie Artillerie, wovon ein Theil Kaffern waren, und aus einem Bataillon ſchwarzer Sipaien (Seapoy's). Der Artilleriepark war ausgeräumt, und alle Munition nach Isle de France gebracht. Hier iſt vielleicht der rechte Ort, einen flüchtigen Blick auf die Politik der Franzoſen in Indien zu werfen.

Die Franzöſiſche Compagnie ſah ehedem ihre Macht mit der der Engliſchen Compagnie in gleichem Range ſtehn. **Madras** unterlag ihren Waf-

fen

sen unter dem Kommando des la Bourdonnaie; Dupleix's Genie vereitelte alle Angriffe der Feinde auf Pondichery; aber von diesem Augenblick an ist die Macht Frankreichs hier immer mehr und mehr gesunken.

Dieser geschickte Gouverneur fühlte wohl, daß sich in Indien als kriegerische Macht zu erhalten, nichts als eine Schimäre sei, wenn man nicht im Innern, sei es durch Verbündete oder durch die Oberherrschaft über Länder, die ausgebreitet genug wären, um eine ansehnliche Truppenmenge daraus ziehen zu können, mächtig unterstützt würde. Er war sogar so weit gekommen, sich zu der Würde eines Nabob erheben zu lassen, und wenn seine Zurückberufung nach Europa den Lauf seiner Unternehmungen nicht gehemmt hätte, so kann man die Folgen nicht berechnen, die, sowohl zu Gunsten Frankreichs, als zum Nachtheil seiner Feinde, daraus entstanden sein würden. Nach ihm gab man die großen Plane, die er entworfen hatte, auf, und beschloß, Isle de France zum Mittelpunkt der gesammten Macht zu machen, von wo man die nöthigen Truppen und Munition nach Indien nach Gelegenheit schicken zu können glaubte, um sich mit den Engländern auf gleichen Fuß zu erhalten.

Dies System war mangelhaft, wie der Erfolg bewies. Pondichery unterlag mehreremale, und die Hülfe, die man von Isle de France hinschickte, war entweder nicht hinreichend, oder kam im-

mer zu spät. Aber in Europa blieb man beständig dabei, die Schuld des Ausgangs der Unternehmungen auf diejenigen zu werfen, denen sie übertragen waren, ohne einsehn zu wollen, daß wenn man nach schlecht entworfenen Planen handelt, der Erfolg nicht anders als widrig sein kann.

Auch im Kriege von 1778 konnte **Isle de France, Pondichery** nicht retten, und unerachtet des tapfern Widerstandes des Herrn **von Bellecombe**, mußte es kapituliren. Als nachher die Truppen unter dem Kommando des Herrn **von Bussy** in Indien ankamen, dachte man nicht darauf, eine Festung, die man nicht hatte retten können, wieder herzustellen. Man bemächtigte sich **Goudeloures** und des Forts **St. David**, wo man sich niederließ, und ließ **Pondichery** offen und ohne Vertheidigung, einem jeden, der es nehmen wollte, zur Beute.

Diese unglückliche Stadt war bestimmt, eine Schule der Befestigungskunst zu sein; denn die Holländer und die Engländer haben nie ermangelt, alles, was zu kriegerischer Vertheidigung tüchtig war, jedesmal, wenn sie sich dessen bemächtigt hatten, zu schleifen, so daß, als diese Festung nach dem Kriege an Frankreich fiel, sie immer von neuem hat wieder aufgebaut werden müssen. **De la Bourdonnaie** hatte ihnen bei der Eroberung des Forts St. George auf Madras, das Beispiel einer grösfern Mäßigung, gegeben. Es sei fern von mir,

hier

hier irgend einer Nation einen ungerechten Vorwurf machen zu wollen; aber es ist Thatsache, daß die Engländer niemals anders als um zu zerstören, erobert haben, und daß, wenn man ihre Eroberungen nach der Reihe wissen will, man nur die auf den Ufern von Indien zerstreuten Ruinen zu zählen braucht. Sie haben selbst die kleine französische Anlage zu Yanaon nicht verschont; dies einzelne Haus haben sie bis auf die Hälfte der Fenster im Erdgeschosse niedergerissen, und die Ruinen als Zeugen ihres Zerstörungsgeistes stehen lassen. Von demselben Geist beseelt, haben sie nach der letzten Belagerung von Pondichery nicht nur alle Festungswerke, sondern sogar die Kasernen der Truppen geschleift. Das französische Gouvernement erregte ehedem ihre Besorgnisse, dafür übten sie ihre Rache an den Steinen aus. Als die durch ihren vielfachen Verlusten erschöpfte französische Compagnie ihren Freiheitsbrief zurückgab, so trat die königliche Verwaltung an ihre Stelle. Es schien damals, als ob man die Nothwendigkeit einsähe, der englischen Macht, die das zu werden drohte, was sie jetzt ist, ein Gegengewicht entgegen zu setzen. Man suchte mit der Marattenrepublik, der einzigen Macht, die eine feste Stütze darbieten konnte, zu unterhandeln. Aber man bediente sich bei ihr nur kleinlicher Mittel; die Compagnie hatte sich durch ihre Verschwendungen zu Grunde gerichtet, und da man den Geiz an deren Stelle treten ließ, und es nicht wagte, sich

zu etwas gegen diese Republik zu verpflichten, so ward man bald durch englische Agenten verdrängt. Diese, die das Gold mit vollen Händen spendeten, viel versprachen und noch mehr drohten, wußten sich durch ihre Macht, die schon furchtbar zu werden anfieng, in Ansehen zu setzen. Nun warf man sich plötzlich wieder auf Isle de France, und beschloß, den Mittelpunkt der französischen Macht in Osten des Vorgebirges der guten Hofnung, daraus zu machen.

Um diese Zeit hatte ein Ueberläufer der schwarzen Truppen, Hyder Aly, aus der Garnison von Pondichery, ein großes Glück gemacht, und den Grund zu einer ansehnlichen Macht gelegt: man schien daher das Projekt einer Allianz im Innern der Halbinsel wieder auffassen zu wollen. Die Anhänglichkeit dieses Menschen an Frankreich, sein unversöhnlicher Haß gegen die Engländer, alles sicherte den Franzosen den Beistand des Reiches Mysore. In dem Kriege von 1778 bediente man sich mit Nutzen seines Beistandes; ein französisches Bataillon, unter dem Kommando des Herrn Cossigny, stand seinem Sohne Tippo Saib bei, der, in Hofnung sich für immer mit Frankreich zu verbinden, sich sehr hervorthat; aber alles dies führte zu nichts. Hyder Aly starb, und sein Sohn ward beim Frieden 1783 ohne Mitleid, verlassen. Niemals ward wol ein wenig vortheilhafterer Vertrag geschlossen; denn man hätte die Siege, welche der Herr

von

von Suffren eben davon getragen hatte, dazu benutzen können, um eine Vermehrung an Land, einige wichtige Plätze, kurz Besitzungen, die Einkünfte abwürfen, zu erhalten. Die englische Compagnie wäre in diesem Augenblick nicht im Stande gewesen, Aufopferungen zu verweigern: aber anstatt etwas zu fordern, setzte man alles auf den Fuß, wie es vor dem Kriege gewesen war, und nahm nur ein kleines Stück Land in den Gegenden von Karikal. Ueberdem war man unklug genug, Goudelours und das Fort St. David herauszugeben, und dadurch zwischen zwei französische Besitzungen, eine feindliche Festung zu setzen. Frankreich schien nichts anders als die Unabhängigkeit der englischen Kolonien in Amerika zur Absicht zu haben; und da es von dieser Seite zufrieden gestellt war, vernachlässigte es gänzlich seine Niederlassungen in Indien. Es erhielt nichts an der Küste Malabar; Mahé ward ihm mit demselben Gebiet, welches vor dem Kriege dazu gehörte, zurückgegeben. In Bengalen ward ihm weiter nichts als Chandernagor wieder überliefert, und die Freiheit, einen Graben zum Abfluß der Gewässer zu machen, mußte besonders stipulirt werden. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Artikel sich auch im vorigen Friedenstraktat befindet. So waren also die Ueberbleibsel von der Zitadelle dieser Stadt, welche Frankreich's Siege wieder hätten aufrichten sollen, aufs neue dazu verdammt, auf einem verlassenen

Strich Landes liegen zu bleiben. Man gestand ihm kleine Niederlassungen für seinen Handel zu, und Frankreich glaubte, durch den Vertrag, daß es in Indien eines uneingeschränkten Handels genießen sollte, einen Hauptstreich ausgeführt zu haben. Man that so auf die Ansprüche eines großen Staates Verzicht, und ließ sichs gefallen, unter der Herrschaft des englischen Stolzes eine untergeordnete Rolle zu spielen. Man schien nicht einzusehn, daß es unnütz sei, den Genuß eines uneingeschränkten Handels festzusetzen, wenn man nicht die Macht hatte, auf einen Vertrag zu halten, den die Feinde immer im Stande sein würden, nach ihrem Willen auszulegen, und durch Neckereien und Verzögerungen in seiner Ausführung zu hemmen.

Der Erfolg hat bewiesen, wie wenig auf einen solchen Vertrag zu bauen war, da der Vicomte von Souillac, der Generalgouverneur geworden war, ein Jahr nach dem Frieden gezwungen ward, einen besondern Traktat mit den englischen Gouverneurs zu unterzeichnen, nach welchem der einträglichste Handel in Bengalen, der Salzhandel, bis auf 800000 Maunds eingeschränkt war. Ein Maund wiegt 75 Pfund.

Was Tippo Sultan betrift, so ward seiner mit keinem Worte gedacht, man überließ ihn dem ganzen Zorn der Engländer, und daß die Compagnie ihn nicht auf der Stelle vernichtete, kam bloß daher, weil sie glaubte, ihre Rache bis zu dem Augenblick,

blick, wo die französische Armee Indien verlassen würde, verschieben zu müssen, da es nicht wahrscheinlich war, daß man eine solche Macht auf einem so kleinen Gebiet unterhalten wolle. Der Erfolg hat bewiesen, wie richtig diese Voraussetzungen waren.

Dieser Fürst ward sowohl über einen so nachtheiligen Frieden in Erstaunen, als über die geringe Macht, die seine Verbündeten in Indien unterhielten, und über die Gefahr, die er lief, wenn sie einmal ihre Truppen zurückzögen, in Schrecken gesetzt, daher suchte er einige Zeit nachher durch eine Gesandtschaft, die er nach Versailles sandte, die Hülfe Frankreichs; aber es war zu spät. Die französische Regierung hatte schon beschlossen, künftig nichts als Faktoren in Indien zu unterhalten; Isle de France war noch der Waffenplatz, wo sich alle Macht vereinigen sollte. Außerdem sollten die Franzosen nirgend anders als auf den Fuß von Kaufleuten erscheinen; man stützte dieses System auf scheinbare Gründe. Die Engländer, sagte man, verlieren bei diesem Handel, sie sind mit der Vertheidigung des Landes, und den Ausgaben der Verwaltung belastet, indeß daß die Franzosen einen Handel ohne Unkosten haben; sie haben die Beschwerden und wir den Nutzen. So machte man sich selbst blind, und wollte durchaus nicht einsehen, daß dieser Nachtheil hinreichte, um zu bewirken, daß die Franzosen aus einem Lande, wo sie

nicht mehr mächtig waren, durch eine Nation vertrieben würden, die ihre Vortheile kennt, sich ihrer zu bedienen weiß, und keinen Schritt zurück macht, wenn sie den Erfolg oder die Macht in Händen hat. Die Gesandtschaft des Tippo brachte nichts zu Wege, als daß England eine kategorische Antwort über die Absichten, die ein solcher Schritt bei den Franzosen konnte entstehen lassen, von Frankreich verlangte. Frankreich, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, machte auf beiden Seiten Winkelzüge, versprach Tippo nichts gewisses, und befahl, kurze Zeit nachher, die Räumung von Pondichery. Um diese Zeit brachen die ersten Holländischen Unruhen aus. Frankreich sah die Feindseligkeiten zwischen den europäischen Mächten voraus, und da es fürchtete, daran Theil zu nehmen, gab es Conway Befehl, sich Trinkomale's, eines Hafens, welcher der Macht, die ihn besitzt, die Oberherrschaft Indiens sichert, zu bemächtigen. Dieser General hatte eine hinreichende Macht zu einer solchen Unternehmung, der Platz hatte ein französisches Regiment, in Diensten der holländischen Compagnie, zur Besatzung (die Legion von Luxemburg). Man konnte sich auf dieses Corps verlassen, und doch scheiterte die Unternehmung gänzlich, entweder durch Uebelgesinntheit oder durch Ungeschicklichkeit des Generals; und ohne etwas gethan zu haben, kehrte er nach Pondichery zurück, welches er bald darauf räumte.

Wäh-

Während dieser Expedition war **Pondichery** offen und ohne Vertheidigung geblieben. Der Chevalier **de Fresne**, ein thätiger und talentvoller Offizier, voll Ehrliebe und Eifer für den Ruhm seines Vaterlandes, blieb, als Kommandant dieser Festung, zurück. Er brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er die nördliche Seite der Stadt hinreichend deckte, und die Festungswerke bis zum Thor von **Vilnur** fortführte, welches zwei Drittel des Umfangs der Stadt ausmacht.

Als der General von seinem vergeblichen Kreuzzuge zurückgekehrt war, fand er zu seinem großen Erstaunen die Festung im Stande, einigen Widerstand zu leisten. Natürlich ward dadurch die Absicht, den Platz zu räumen, eben nicht begünstigt; aber was er auch mag für Bewegungsgründe gehabt haben, er ergrif diesen Augenblick, um seiner Ordre zu gehorchen, und gieng, mit allen seinen Truppen und sämtlicher Munition, nach **Isle de France**. Diese Abreise machte, daß man sehr gegen ihn schrie, besonders, da er sehr unpolitisch eine Reise nach **Madras** machte, um einen seiner alten Freunde zu besuchen; eine Reise, welche die Verleumdung nicht verfehlte, ihm zu seinem Nachtheil auszulegen. Alles schien in der That sich verschworen zu haben, die englische Compagnie in Besitz von **Pondichery** zu setzen. Die Zurückziehung der Truppen und der Munition ward so schlecht bewerkstelliget, daß man dieser unglücklichen Kolonie nicht einmal die Möglichkeit, sich der leich-

ten Vertheidigungsmittel, die ihr blieben, zu bedienen, übrig ließ; sie behielt einige Kanonen, aber die Kugeln waren von einem andern Kaliber. Die Beharrlichkeit des Chevalier **de Fresne** besiegte alles; er erhielt eine Verstärkung von 200 Mann, errichtete und disciplinirte ein Bataillon von Sipaien, und vollendete die Befestigung der Stadt.

Pondichery ist dicht am Ufer des Meers erbaut; es ist zirkelförmig, das Ufer bildet die Sehne, und die Wälle den Ausschnitt. Die Stadt erfordert vermöge ihrer Größe und Anlage, und wenn sie von einem Feind nach den Regeln angegriffen würde, wenigstens 12000 Mann zu ihrer Vertheidigung. Ihre Lage ist sehr vortheilhaft. Gegen Süden vom Flusse **Cupang** (Portugiesisch Arian Cupang) gedeckt, ist sie von dieser Seite fast gar nicht regelmäßig anzugreifen. Gegen Abend verhindert eine Ueberschwemmung, Belagerungsarbeiten vorzunehmen, auch würde es gewiß nicht gelingen, wenn man die Einwirkungen des Wassers auf die Laufgräben zu verhindern suchen wollte. Zwischen dieser überschwemmten Gegend und dem **Arian Cupang** ist das Thor von **Vilnur**, und ungefähr 300 Toisen Terrain, welche einen Angrif erlauben möchten; aber der wahre Punkt, von wo **Pondichery** eingenommen würde, ist die Nordseite. Hier verstattet die Gegend alle Belagerungsarbeiten. Der Angrif auf das Thor von **Vilnur** würde immer nur fingirt sein müssen, um des Fein-

des

des Aufmerksamkeit irre zu führen. Der wirkliche Angrif muß immer von der Nordseite gemacht werden, und diesen Punkt muß man vorzüglich besetzt halten.

Der König hatte befohlen, **Pondichery** zu räumen, und es wäre zu einer bloßen Faktorei gemacht worden, wenn nicht das Genie eines einzigen Mannes sie als Festung aufrecht gehalten hätte. Damals war das Ansehn der französischen Macht in Indien sehr ungewiß. **Pondichery** war ihr Hauptplatz, und das dortige Gouvernement erstreckte sich nur noch über **Karikal**, unabhängig von allen andern Niederlassungen, von denen ich weiterhin reden werde.

Die beiden Besitzungen **Pondichery** und **Karikal** konnten zusammen die sehr mäßige Summe von anderthalb **Lak Rupien** Einkünfte abwerfen. Eine **Rupie** gilt ungefehr 50 **Sous**; ein **Lak** 100000, also betragen anderthalb **Lak** ungefehr 375000 französische **Livres.**

Man hielt diese Summe nicht nur für hinreichend, um die Kosten dieser beiden Niederlassungen zu bestreiten, sondern man glaubte auch, die etwanigen Bedürfnisse der andern damit befriedigen zu können.

Für die Küste **Koromandel** ward, gegen Norden, zu **Mazulipatnam**, ein Agent und eine Niederlage unterhalten, welche dazu dienen sollte, den Handel mit baumwollenen Tüchern zu erleichtern.

Dieser

Dieser Handelsartikel ist zu bekannt, als daß ich mich darüber weiter ausbreiten sollte.

Karikal lieferte Reis und einige Waaren, als Perkale, Zitze u. s. w. Pondichery versorgte Bengalen mit Salz, und trieb einen ziemlich starken Handel mit blauer Färberei. Aus den nördlichen Gegenden wurde weiße Leinwand hiehergeschickt, hier blau gefärbt, und dann unter dem Namen Guinée weiter versandt. Aber nicht allein Leinwand, sondern Zitze, und Tücher allerlei Art, wurden sehr gut gefärbt. Man versertigte auch hier eine Art weißer und blauer Leinwand von verschiednen Mustern, die man Cambaye nennt, als: Chasselas, Bajutapaux, Neganepaux, Tapsels, Jotes, Corots, Brauls, Cosselis, Coupis, und andre zum Negerhandel sehr brauchbare Waaren, auch viel weiße Leinwand, die unter dem Namen Perkale und Platille bekannt ist. Die Bazins zog man aus Goudelours. Dies alles zusammengenommen, mochte sich jährlich auf 12 bis 1500,000 Franken belaufen, welches dem Handel sehr eingeschränkte Grenzen setzte.

Auf der Küste von Golkonda besaß Frankreich am Flusse Godwarin die große Aldee Yanaon, wo es eine Polizeibehörde unterhielt. Diese Aldee war sehr bevölkert, und war vorzüglich der Hauptplatz des französischen Handels. Man zählte hier sechs sehr reiche Handlungshäuser, ohne den Residenten zu rechnen, der fast immer eine Militärper-

son

son oder Civilbeamter war. Aller Handel mit weiſ-
ſer Leinwand, die man in der Gegend umher ver-
fertigte, ward hier geſchloſſen. Man brachte ſie
ungebleicht nach **Nanaon**, wo ſie gebleicht, einge-
packt, und auf dem kleinen Fluß **Koringui** nach
dem Meerbuſen gleiches Namens gebracht ward,
wo die Schiffe ſie aufnahmen.

Aus dieſer **Aldee** zog man die ſogenannte
vierfädige weiße ungebleichte Leinwand und auch
die Leinwand von **Conjons**. Man nennt **Con-
jon** eine Anzahl von 120 Fäden nebeneinander,
und da die Breite der Leinwand immer dieſelbe iſt,
ſo iſt es natürlich, daß je mehrmal 120 Fäden ne-
beneinander liegen, je feiner die Leinwand iſt. Man
hat ſie von 14 **Conjons** bis zu 50, da ſie denn von
bewundernswürdiger Feinheit iſt, und **Batarde** ge-
nannt wird. Die Leinwand von 26 **Conjons** iſt
am meiſten im Handel. Das Stück gilt gewöhn-
lich 13 **Rupien**, dahingegen die gewöhnliche Lein-
wand **Batarde** 10 **Pagoden** gilt.

Um dieſe Indianiſchen Münzen zu kennen, muß
man wiſſen, daß man für 100 **Stern-Pagoden**,
nach gewöhnlichem Kurs, 354 — 360 **Rupien** von
Pondichery bekömmt. Die **Pagode** gilt 9 Fran-
ken, die **Pagode mit drei Figuren** gilt 2 aufs
Hundert mehr, und die **Pagode von Portanova** iſt
die ſchlechteſte von allen, und gilt manchmal nur 300.
Die **Rupie von Pondichery** gilt nicht am mei-
ſten, iſt aber die beſte, weil ſie immer gleichen Werth
behält.

behält. Frankreich hat das Recht zu münzen seit der Zeit, da Dupleix das Nabobsdiplom erhielt. Die Münze war königlich, und der Gehalt ward nach den Befehlen des Königs bestimmt; man bekam davon 213½ für 100 spanische Piaster. Man erkennt sie auf der einen Seite an einem halben Mond, welcher über einer Maurischen Inschrift steht. Die Rupie sikka ist an einem Palmbaum auf der einen Seite kenntlich, und hat den höchsten Werth; man bekömmt gewöhnlich 200 Stück für 100 Piaster. Die Rupie arkatta ist Waare, und steigt und fällt, je nachdem die Nachfrage ist.

Yanaon war wirklich der Ort, wo Frankreich den stärksten Handel hatte. Alle Schiffe schickten hier ihre Ladungen hin, und die lebhaften Geschäfte bewirkten einen großen Zusammenfluß von Menschen. Es war in Norden die beträchtlichste Aldee. Die Summen, die hier jährlich für Leinwand, sowohl für französische als englische Rechnung ausgegeben wurden, konnten sich auf 20 Lak Rupien, ungefehr auf 5 Millionen französische Livres belaufen. Dies war der ganze Handel im Bengalischen Meerbusen.

Das Gouvernement von Pondichery erstreckte sich noch auf die kleine Stadt Mahé, an der Küste Malabar. Sie war ehemals der Hauptplatz der Franzosen auf dieser Küste, trieb Handel, war befestigt und volkreich, jetzt ist sie zu Nichts herabgesunken, und hat das Schicksal aller englischen

Erobe-

Eroberungen, daß ihre Mauern geschleift worden sind. Frankreich hat nie darauf gedacht, sie wieder aufzubauen, und hat nachher nie einige Truppen dort unterhalten. So ist sie in einen Zustand von Unthätigkeit versunken, der noch durch die Nachbarschaft des Forts Talichery vermehrt wird, von wo die Engländer sie ohne Aufhören bedrohen, und dadurch immer die Oberherrschaft über sie behalten.

Der Handel von Mahé besteht in Pfeffer und der Arekanuß: man erhält auch von hier eine leichte Erde, die dazu dient, Wasser zu filtriren, und welche die Eingebornen so fein und vollkommen zuzubereiten wissen, daß verschiedne Personen, vorzüglich Frauenzimmer, die daran gewöhnt sind, sich nicht scheuen, sie zu essen. Diese Erde ist sehr schwammicht, und zieht leicht Flüssigkeiten ein, ohne doch etwas von ihrer Festigkeit zu verlieren. Oft, wenn man Konfituren auf Teller von dergleichen Erde aufgetragen hat, werden diese davon durchzogen, und die Damen essen sie alsdann.

Die Arekanuß ist durch ganz Indien sehr beliebt; sie gleicht in Ansehung ihrer Dicke, innern und äußern Gestalt der Muskatennuß, hat aber weder ihren Geschmack noch Geruch. Das Inwendige ist von lebhaftem Roth, und hat einen angenehmen Geschmack. Die Indianer brauchen sie durchgängig sehr stark.

Auch die Stadt Schandernagor und die Niederlassungen in Bengalen, wie die zu Balassor,

Patna, Dacca und Schatigam sind insgesammt noch von Pondichery abhängig. Also machten diese Stadt und Schandernagor die Flecken Mahé und Karikal, die Aldee oder das Dorf Yanaon, die Wohnungen zu Mazulipatnam, Balassor, Patna, Dacca und Schatigam, mit Einkünften von 420000 Livres, wovon 375000 aus Grundstücken gezogen wurden, die ganze Macht Frankreichs auf den beiden Küsten von Indien und Bengalen aus.

Dies ist der Zustand, zu welchem diese Nation, die ehemals mit England um den Rang in Asien stritt, herabgesunken war; indeß, daß ihre Nebenbuhlerinn ihre Flagge auf drei Hauptfestungen wehen sah, die ihr den ungestörten Besitz der eroberten Provinzen sicherten, und auf welchen sie 1791 eine Macht von 75000 Mann, sowohl Schwarze als Europäer unterhielt. Nach dieser kurzen Schilderung des Zustandes der Franzosen in Indien vor dem jetzigen Kriege will ich, ehe ich von Bengalen rede, noch einen Blick auf ihre Niederlassungen an der Küste werfen..

Obgleich Trinkomale nicht Frankreich gehört, so hat doch die französische Flagge eine Zeitlang dort gewehet; der Platz ist ferner durch die Angriffe der Admirale Suffren und Hugues berühmt geworden, und ist endlich in Kriegszeiten von der äußersten Wichtigkeit, da mit dessen Besitz die Oberherrschaft

in

in Indien verbunden ist. Ich will daher mit dieser Stadt zuerst anfangen.

Trinkomale oder **Trinkonomale** gehört den Holländern, oder gehörte ihnen wenigstens vor dem jetzigen Kriege, indem sie durch einen Traktat mit dem Könige von **Kandi** im Besitz der ganzen Küste von **Zeilon** waren.

Dieser Platz ward während des Krieges von 1778 bald verloren und bald wieder erobert, und blieb den Franzosen; die ihn nach dem Frieden von 1783 der holländischen Kompagnie treulich übergaben.

Er hat als Festung mehr Ruf als wirklichen Werth. Seine Lage ist sehr unvortheilhaft. Der holländische Major **Von-Baur** hat ihn jedoch in einen sehr guten Vertheidigungsstand gesetzt, so daß man ihm nichts als seine ungünstige Lage vorwerfen kann. Die sogenannte Stadt liegt am Fuße eines Berges, und besteht in drei kleinen Reihen Häusern, die zwei Straßen bilden. Am Fuße des Berges befindet sich ein Brunnen mit sehr gutem Wasser, welches das einzige ordentlich trinkbare im Lande ist.

Trinkomale bietet einen jener auffallenden Züge dar, welche das Genie einer Nation karakterisiren. In den Händen einer kraftvollen und weitblickenden Regierung wäre dieser Platz eine unüberwindliche Festung geworden. Sie hätte ihren Herren den Besitz der ganzen Küste **Koromandel** gesi-

chert, wohin man von da in 24 Stunden schift; sie hätte ihnen zur Stütze gegen die Mächte Indiens und Europens gedient; sie wäre das Zeughaus gewesen, von wo man alle Angreifungs- und Vertheidigungsmittel nach der Halbinsel geschaft hätte; ihre Meerbusen, ihre Häfen, hätten ein furchtbares Marinedepartement gebildet; endlich konnte **Trinkomale** im Besitz einer unternehmenden Nation die Hauptstadt Indiens werden. **Kalkuta**, das es geworden ist, hat für den Krieg eine weniger glückliche Lage.

Anstatt diese Vortheile einzusehn, haben sich die Holländer begnügt, bloß einen Posten für den ersten Anlauf daraus zu machen. Die Natur bot ihnen die Mittel dar, ein zweites Gibraltar zu erbauen, wenn sie auf dem Berg selbst eine große Zitadelle angelegt hätten. Dieser Berg ist auf allen Seiten steil, und man könnte eine ziemlich große Stadt darauf erbauen. Aber anstatt eines solchen Plans glaubten die ersten, die sich an diesem Ort niederließen, und die von der Leichtigkeit, die Landenge zu versperren, und sich am Fuß des Berges gegen die Eingebornen zu verschanzen, dazu verführt wurden, nicht besser thun zu können, als schnell die Außenwerke einer Bastion aufzuführen; noch dazu wählten sie eine fehlerhafte Methode, die aber damals Mode, und übrigens gegen die Schwarzen von **Kandi** hinreichend war. Wenn die holländische Compagnie, als in der Folge

die

die Europäer in den Indischen Meeren zu rivalisiren und zu erobern anfiengen, sich auf dem Berge hätten befestigen wollen, so wären alle ihre schon gemachten Unkosten vergeblich gewesen, und dies litt ihr Geiz nicht. Man opferte also alles solchen kleinlichen Gesinnungen auf, und fuhr, so gut man konnte, fort, das alte zu verbessern. So war der Hafen von **Trinkomale**, ungeachtet die Natur alles gethan hatte, um ihn berühmt zu machen, zur Mittelmäßigkeit verdammt, weil er von seinen Besitzern verkannt ward.

Wenn man überhaupt die Insel **Zeilon** betrachtet, und über die Lage der holländischen Niederlassungen auf dieser Insel nachdenkt, so kann man die Ursache nicht errathen, warum sie auf **Kolombo** ihren Hauptsitz errichtet, und anstatt **Trinkomale's** aus diesem elenden Hafen die Hauptstadt der Insel gemacht haben. Sollten sie sich durch die Nähe der Perlenfischerei im Meerbusen **Manar** dazu haben bestimmen lassen? da diese Fischerei doch jetzt so sehr in Abnahme gekommen ist; oder durch den Anbau des Zuckers in den Gegenden dieser Stadt? welchen Vortheil sie sich auch eben so gut auf **Trinkomale** hätten verschaffen können. Hätten sie den Hauptpunkt ihrer Macht in diesen Hafen gelegt, so hätten sie vielleicht ihre Kolonien auf **Palliacat, Sadras und Negapatnam** sichern können, da sie letztere jetzt in den Händen ihrer Feinde sehn, und die beiden erstern nur behalten haben,

weil sie in den Zustand einer gänzlichen Unbedeutenheit versunken sind.

Der Handel von **Palliacat**, sogar seine schönen Manufakturen von Tüchern, hat, wegen der Nähe von Madras sich dorthin gezogen, und Sadras ist nichts mehr als eine Aldee, die hinter einer zerstörten Festung, deren durch Minen gesprengten Wälle noch ihre ehemalige Stärke zeigen, in Vergessenheit liegt. Die Häuser im Innern der Stadt tragen die Spuren einer großen Feuersbrunst, dem gewöhnlichen Anblick aller englischen Eroberungen, an welchen der, der sie besucht, sich gewöhnen muß.

Da der Hafen von **Trinkomale** nicht groß genug war, um alle die zu fassen, die sich hier hätten niederlassen können, wenn diese Niederlassung in Flor gekommen wäre, so hat man ein Terrän abgesteckt, um außen auf der Ebene, die die hintere Bai vom Hafen trennt, eine Stadt zu bauen. Aber wenn man eine große Allee Bäume ausnimmt, die zum Verwahrungsort der Sklaven dient, so ist die Stadt nur in der Einbildung, erbaut worden; denn einige Gärten, wo man Tabak baut, und höchstens drei Häuser, mit etwa dreißig Hütten, kann ich nicht eine Stadt nennen. Dies ist eine natürliche Folge des Monopols der holländischen Kompagnie, die nicht nur niemanden Aufmunterung zum Handel gab, sondern sogar betriebsamen Leuten abschlug, sich in ihren Anlagen niederzulassen.

Die

Die Franzosen hatten nach dem Kriege von 1778 angefangen, etwas Handel nach Trinkomale zu ziehn. Zimmt fand sich hier sehr leicht. Jetzt bietet dieser Hafen nichts zum Handel dar, und als ich mich bei meiner Rückkehr auf dem Schiffe *Les amis réunis*, das ich 1792 kommandirte, dort vor Anker legte, konnte ich keine Erfrischungen erhalten, obgleich ich mehreres hatte, was der Kommandant und andre zu haben wünschten, und die Verwaltung in großer Noth um Opium für den Gebrauch der Malaien, die sich an diesem Orte aufhalten, war *). Es war mir unmöglich, irgend ein Geschäft zu machen, weil das Land,

*) Die Eingebornen der Halbinsel Malakka haben die Gewohnheit, eine große Menge Opium, wonach sie sehr begierig sind, zu essen: die Wirkung, welche dies hervorbringt, ist eine rasende Trunkenheit. Der Malai, der eine zu starke Dosis davon zu sich genommen hat, fällt in eine Raserei, die sich nur mit dem Tode endigt. Auch besoldet die Regierung zu Malakka Leute, deren Geschäft es ist an Festtagen zu patrolliren, und die beständig bei der Hand sein müssen, damit man sie davon benachrichtigen kann, wenn ein von Opium Betrunkener sich auf der Straße sehen läßt; sie tödten ihn ohne Barmherzigkeit, sobald sie seiner habhaft werden. Ohne diese Vorsicht würden diese Wüthenden die fürchterlichsten Ausschweifungen begehn, und ob man gleich sehr schnell Jagd auf sie macht, so kann man doch nicht immer

außer schlechtem Tabak, der dort an Ort und Stelle gebaut wird, nichts zum Tausch darbot. Geld kannte man hier nicht, und man bot mir die Zahlung in Papieren der Kompagnie an, die ich nicht gebrauchen konnte.

Indessen, ungeachtet dieses Mangels an nothwendigen Dingen, hatte damals doch diese Niederlassung ein Ansehen von Macht. Der König von Kandi hatte sich geweigert, seinen Vertrag wegen des

immer Unglücksfälle verhüten. Sie sind gewöhnlich mit einem Dolche bewafnet, den sie Krist oder Krick nennen, dessen Klinge einen halben Zoll breit und ungefehr 8 Zoll lang ist. Sie ist von schlangenförmiger Gestalt, und macht eine Wunde von wenigstens 2 Zoll Breite, welche man wegen der Krümmungen, welche das Instrument innerhalb der Wunde macht, beinah nicht sondiren kann. Diese Waffe ist um desto schrecklicher, weil sie solche vergiften. Ihre Klinge ist beständig mit einem Fette bedeckt, in welchem man glaubt, daß sie das grüne Holz des Mancenille-Baums kochen. Die Wirkung dieses Giftes ist unfehlbar, wer davon verwundet wird, muß sterben. Sie tragen diesen Krist in einer Scheide von Holz, wo die Klinge, um jede Reibung zu verhüten, und das Gift, womit sie bestrichen ist, zu bewahren, ganz frei liegt. Die sonst alles zerstörende Zeit scheint dieses vielmehr zu erhalten; wenigstens ist es gewiß, daß es je älter je wirksamer wird.

Man

des Zimmts zu erfüllen, und hatte aus Unzufriedenheit sogar eine große Menge Zimmetbäume, die den holländischen Niederlassungen zu nahe standen, ausrotten lassen, daher hatte die Kompagnie beschlossen, gegen ihn ins Feld zu ziehn; zu diesem Endzweck hatte der Generalgouverneur der Insel, Truppen von Kolombo nach Trinkomale kommen lassen. Diese bestanden damals aus ungefehr 1000 Mann weißer Truppen, welches dem Platze

Man kann sich eine Idee von der Raserei und Wuth, welche ihnen dies Opium einflößt, machen, wenn man sie im Gefecht auf ihren Raubkähnen einen Lanzenstich mitten durch den Leib erhalten sieht. Da sie diese nicht herausreißen können, so ergreifen sie sie, und drücken sie sich in den Leib, um an ihren Feind zu kommen, und ihn durch einen Stoß mit ihrem Krist zu tödten. Diese Wildheit zwingt die Schiffe, die ihnen zu begegnen fürchten, und die, welche sich bewafnen, um mit ihnen zu streiten, sich mit Lanzen zu versehen, deren Schaft mit einem Stichblatt in der Mitte versehen ist, wodurch man sie festhält, und an der Spitze der Lanze aufgespiest sterben läßt, ohne es zu wagen, sie herauszuziehn, so lange diese Wüthenden noch leben.

Die Holländer machen aus ihnen ziemlich gute Soldaten, die sie mit Flinten bewafnen, und die ihnen anstatt Sipaien dienen: sie haben deren fast auf allen ihren Niederlassungen, und gewöhnlich immer einige Kompagnien davon auf Trinkomale.

ein großes Ansehn von Leben und Thätigkeit gab. Was aber die Rhede betrift, so war mein Schiff das einzige, welches dort vor Anker lag.

Unabhängig vom Fort **Trinkomale**, haben die Holländer noch ein anderes zur Vertheidigung des Hafens gebaut. Dies ist nun auf einem Berge erbaut, und wenn man auf das erste die Hälfte der Mühe verwandt hätte, die man an dies zweite verschwendet hat, so hätte man einen ganz festen Platz daraus machen können. Dies Fort heißt **Ostemburg**, entweder nach dem Berge, worauf es gebaut ist, oder der Berg nach ihm.

Diese Batterie ist zur Beschützung des Hafens bestimmt, und wirklich ist die Lage dazu sehr gut gewählt. Aber durch eine Verkehrtheit, die bei einer Nation, die als nachdenkend bekannt ist, sehr befremdet, hat man auf den einzigen Berg, wo die Landung unmöglich ist, nicht gebaut, und hat mit großen Kosten eine mangelhafte Festung auf einem Berge angelegt, den man erklettern, und worauf man Geschütz bringen kann, welches von der Festung nicht erreicht werden kann. Man hat sogar das Gehölz nicht abhauen lassen, unter dessen Schutz man bis auf 10 Toisen vom Wall kommen kann. Man sieht wohl durch die Anlage der Befestigung von **Ostemburg**, daß der Erbauer einsah, daß es von der Bergseite angegriffen werden kann, und mit Einsicht hätte er großen Vortheil ziehen können; aber man glaubte sogar nicht, daß es jemanden ein-

fallen

fallen könne, diesen Platz zu Lande anzugreifen, und begnügte sich, eine Batterie für die Rhede anzulegen. Herr von Suffren hat indeß bewiesen, daß der Angriff vom Berge her sehr gut angieng, denn von dieser Seite hat er es eingenommen.

So mangelhaft dieses Fort auch ist, so hat es doch, wegen der vielen unnützen Arbeiten, die man unternommen hat, Geld genug gekostet. Unter andern hat man mit vielen Kosten eine große Zisterne angelegt, da man mit dem achten Theil derselben einen Brunnen hätte in den Berg graben können, der nichts als weicher Bruchstein ist, wo man Wasser genug gefunden hätte.

Der Berg **Ostemburg** ist eine von den großen kalkartigen Massen, die sich in dieser Gegend erheben, und zwischen denen der Ozean Wege und Zwischenräume gelassen hat, die jetzt Buchten und einen herrlichen Hafen bilden. Er ist von einer länglichen Gestalt, an einem Ende steil, und an dem andern sanft gegen die Ebene abhängig, und erstreckt sich bis in den Hafen hinein, wodurch derselbe in zwei Theile getheilt wird, in die **Nichelsonsbai** und die Rhede von **Ostemburg**.

Das Ufer am Eingange des Hafens ist an seinem äußersten Ende steil, und man hat am Rande des Wassers eine streichende Batterie angelegt, die von großer Wirkung sein würde, wenn man sie vor den vom Berge herabfallenden Felsenstücken, die von den feindlichen Kugeln losgesprengt werden,

schützen könnte. Uebrigens haben weder diese Festung, noch die Forts Ostemburg und Trinkomale einen Zusammenhang miteinander. Es stehen keine Posten zwischen ihnen, und sie können sich einander nicht unterstützen, auch haben sie, wenn der Feind landen sollte, keine Zuflucht ins Innere des Landes zu ihrer Unterhaltung. Sie sind alsdann von einander abgeschnitten, und jedes vertheidigt sich so gut es kann. Der Hafen von Trinkomale ist ohne Widerspruch vortreflich, indeß doch nicht so sehr, als man ihn gemeiniglich rühmt, denn er ist folgenden Unbequemlichkeiten unterworfen.

Die große Bai ist ungeheuer, und nicht zu gebrauchen; sie ist unergründlich, und man muß laviren, um in den Hafen zu kommen, welches wegen der vielen Klippen, deren einige 8 bis 10 Fuß unter dem Wasser liegen, gefährlich ist, und die Schiffe nöthigt, einen Steuermann zu nehmen. Darum legt man lieber gleich am Ufer, an den Ort, den man die hintere Bai nennt, unter dem Fort Trinkomale, vor Anker. Der Ankergrund ist hier gut, und sie würde von allen Buchten jener Niederlassungen die beste sein, wenn man zur Zeit des Nordostpassatwindes hier vor der schlechten Witterung geschützt wäre; aber dann kann man hier nicht bleiben, und muß in den Hafen einlaufen.

Während des Südwestpassatwindes ist sie die einzige, die man besucht, weil man an zwei Ufern einen Ankerplatz findet, und wenn man absegeln

will,

will, ohne Schwierigkeit in einem Augenblick aufs Meer ist. Da aber diese kleine Bucht keinen Schutz hat, so ist das Meer hier sehr unruhig, wodurch man an der Ausbesserung der Schiffe gehindert wird.

Der Grund der großen Bai bietet einen Ankerplatz beim Flusse **Kotiar** dar, nur ist die Unbequemlichkeit dabei, daß man beim Südwestpassatwinde oft den ganzen Tag laviren muß, ohne bis dahin kommen zu können. Man muß dann, da es keinen Ankerplatz anderswo giebt, wieder in die hintere Bai zurückkehren, und dies Manöver den andern Tag wieder anfangen. Eine gleiche Schwierigkeit findet beim Auslaufen im Nordostpassatwinde statt, und dies ist dann um desto mehr zu fürchten, da, nachdem man einen ganzen schönen Tag mit Laviren, um auszulaufen, zugebracht hat, die Nacht einen Sturm herbeiführen kann, wo man Gefahr läuft, an der Küste, von der man nicht die Zeit hat, sich zu entfernen, umkommen zu müssen.

Wenn man bis hinten in die Bai gelangt ist, so wendet man sich nach dem Hafen, und man segelt an die Spitze von **Ostemburg** hin. Dieser Berg ist so steil, daß, wenn ein Kanot mit dem Vordertheil strandet, das Steuerruder noch 14 Faden Wasser hat.

Noch hat dieser Hafen den großen Fehler, kein gutes Wasser zu haben, außer eine kleine Quelle am Fuß des Berges Ostemburg, von der Seite der

Nichel-

Nichelsonsbai. Die übrigen sind zu gering, die Eingebornen erschöpfen sie, und während des Kriegs von 1778 waren wir gezwungen, Wasser beinah drei Stundes Weges weit vom Flusse Kotiar zu holen, denn alles Brunnenwasser in den Gegenden von Trinkomale ist etwas salzig und schädlich. Aber ungeachtet aller dieser Mängel gewährt dieser Hafen einen unschätzbaren Vortheil, denn er ist der einzige in Indien, und sein Besitz ist von der höchsten Wichtigkeit.

Die Gegenden von Trinkomale sind unangebaut. Ungefähr fünf Stunden vom Fort trift man eine warme Quelle, die an zwei Orten sprudelt. Eine ist so heiß, daß man es nicht ertragen kann; die andre ist von einer mäßigern Hitze, und zwanzig Fuß von ihr ist eine Quelle von kaltem Wasser.

Die Wälder, womit dies Land bedeckt ist, liegen nahe bei der Stadt, und es würde unklug sein, unbewafnet durch sie zu reisen. Büffel, Elefanten und die Tigerart, welche Büffon once nennt, sind darin in großer Menge; auch begegnet man sehr viel Affen. Der Fluß Kotiar ist in der Nähe von einem See, wo die wilden Elefanten sich häufig zu baden pflegen, mit denen unsre Matrosen sich oft herumgeschlagen haben.

Die Mittagseite der großen Bai ist von der Landspitze Sale begränzt. Man findet hier Pfauen und Wachteln sehr häufig, aber wegen der wilden Thiere, denen man sich aussetzen würde, wird hier

wenig

wenig gejagt. Sonnerat hat hier ein Thier gefunden, welches er den ursprünglichen Hahn nennt, den Büffon aber für den Goldfasan hält. Im Garten des Herrn Casanova zu Pondichery habe ich einen solchen Hahn lebendig gesehn. Sonnerat hat mir einen andern ausgestopften gezeigt, und hat auch eine sehr genaue Beschreibung davon geliefert. Die Federn dieses herrlichen Thiers sind wie mit Goldtropfen übersprengt.

Ein kleiner Felsen, die Kapelle genannt, ist der einzige Ort, wo man Austern antrift. Das Schlachtvieh ist so selten zu Trinkomale, daß ein Stück Rindfleisch ein sehr kostbares Gericht ist. Als die Franzosen die Besitzer davon waren, haben sie eine Art kleiner Ziegenböcke eingeführt, die man wilde Hunde nannte, und die damals das gewöhnlichste Gericht ausmachten. Diese Heerden sind nach und nach ausgestorben, und bei meiner Zurückkunft habe ich nichts als Fisch und Käse bekommen können. Der Kommandant, der mir die Ehre erzeigte, mich zum Mittagessen einzuladen, konnte seinen Gästen zum Trinken nichts als ein Gemisch von Arrak und Wasser, welches man Grog nennt, vorsetzen. Zum Nachtisch ward zur Leckerei ein Fläschchen Brantwein und ein Fläschchen Wachholder mit derselben Art servirt, als wie man einem zu Paris ein Glas Eremitage oder Tokaier anbietet. Kurz das Elend dieses Landes war so groß, daß es Luxus

war

war ein Talglicht zu brennen, man brannte hier nichts als Kokosöl.

Man könnte Zeilon einigermaßen als das Vaterland der Kokosbäume ansehn, weil die ganze Insel beinah damit bedeckt ist. Außerdem liefert sie noch sehr schönen Reis. Gegen Mittag der Insel, in den Gegenden des Vorgebirges Gale und von Kolombo bauen die Holländer Zucker. Diese drei Produkte zusammen geben einen beträchtlichen Handel; man bereitet aus ihnen den Arrak, wovon man eine große Menge durch ganz Indien ausführt, so wie die Kokoswolle, woraus Schifftaue verfertigt werden.

Die Sitten in dieser Gegend sind fast um nichts von denen auf der Indischen Küste verschieden, ich eile daher sie zu verlassen, und nach Pondichery überzugehn, indem ich von weitem einen Blick auf den Flecken Karikal werfe.

Diese Besitzung ist eine ziemlich kleine Aldee gegen Mittag der dänischen Niederlassung Trankebar, wo der Gouverneur einen Kommandanten mit einem Detaschement farbiger Truppen unterhielt. Man zieht von hier hauptsächlich Nely: so nennt man den Reis, wenn er bloß gedroschen und noch nicht von seiner Hülse befreit ist. Er dient zum Unterhalt von Pondichery. Diese Niederlassung hat die Verfertigung des Salzes mit der ganzen Küste gemein, welches die Franzosen dann nach Bengalen bringen. Das Gouvernement von Pondi-

chery

chery giebt alle Jahre Verschreibungen oder Erlaubnisse, Salz bis zur Quantität von 800,000 Maunds, d. h. 60 Millionen Pfund nach dieser Provinz zu bringen. Man ist gezwungen, es der englischen Kolonie zu überlassen, die sich verpflichtet hat, es gegen baare Zahlung zu einem bestimmten Preise zu nehmen, aber alles, was nicht mit einer solchen Erlaubniß versehen ist, wird konfiscirt, eben so alles, was sich zwar mit dem Erlaubnißschein, aber mit mehr als den festgesetzten 800,000 Maunds, treffen läßt. Uebrigens würden alle die, welche versuchen wollten, Salz nach Bengalen zu bringen, um es an die Eingebornen zu verkaufen, als Betrüger bestraft werden. Diese Erlaubnißscheine, nebst dem Territorialeinkommen, machen einen Theil des Reichthums des dortigen französischen Gouvernements aus. Ein Theil derselben ist zum Unterhalt der Wittwen, Waisen und Armen bestimmt, die andern werden an Privatpersonen verkauft, und der Ertrag fließt in die Kassen des Gouvernements.

Von der mittäglichen Spitze der Küste Koromandel an bis zum Palmenkap, welches die Bai von Balassor schließt, ist die Landung mit europäischen Booten unmöglich. Der Ozean, der seit einer langen Reihe von Jahrhunderten sich nach und nach von den Ebenen, auf welchen sie sich erheben, zurückgezogen hat, arbeitet täglich an der Erhöhung

des Ufers, das er unmerklich verläßt. Er häuft ohne Unterlaß längs der ganzen Küste hin, Sand und losgerissene Stücke von Meerprodukten, wovon er allmählich eine Sandbank zusammensetzt, die einst die Küste werden wird, an die er dann von neuem andre Sandbänke ansetzen wird. Diese Sandmasse bildet das, was man die Brandung (la barre) nennt; und es ist selten, daß das Meer nicht mit Heftigkeit dagegen schlägt. Die höchsten Wellen, die über diese Sandbank schlagen, werfen sich zwischen ihr und das Ufer, wo sie zu einer neuen Fluth werden. Die abwechselnde Bewegung der Wogen, die das Ufer zu untergraben scheinen, und die Abströmung dieser Fluth, die sich mit der Masse des Meeres zu vereinigen strebt, machen eine Aushöhlung zwischen der Sandbank und der Küste. Dieser Raum beträgt die Weite eines Pistolenschusses. Nur die äussersten Wellen schlagen über die Sandbank, welches gewöhnlich nur einen Fuß tief, und oft noch weniger, beträgt. Die Fluth erhebt sich hier manchmal sehr stark, und bricht sich dann mit Gewalt. Ein europäisches Boot, welches darüber wegschiffen wollte, würde Gefahr laufen, auf die Sandbank zu stoßen und von den Wellen verschlungen zu werden. Um dies zu verhüten, baut man im Lande platte Fahrzeuge, ohne Rippen, die man Schelingen nennt, und deren Bretter ohne Nägel zusammengefügt sind. Diese Bauart giebt ihnen mehr Schwungkraft, und macht, daß

sie

sie leichter den Wellenstößen nachgeben, welches verhütet, daß sie nicht so leicht wie andre Fahrzeuge, brechen. Sie sind so flach, daß sechs Zoll Wasser und manchmal weniger, hinreichend sind, sie mit ihrer Ladung flott zu erhalten. Ihr Bord ist erstaunlich hoch, und nie niedriger als vier Fuß, so daß, wenn eine Welle sie erreicht, sie nicht oben hinein schlagen kann, und man weniger Gefahr läuft, daß das Fahrzeug voll Wasser wird. Ihre Mannschaft besteht gewöhnlich aus 9, und wenn das Meer stürmisch ist, aus 11 Schwarzen; der, welcher steuert, steht vorn auf dem Schiffe, mit einem großen Ruder versehen, und bemüht sich, jedesmal das äußerste Ende des Fahrzeuges den Wellen entgegenzudrehen. Eine lange Erfahrung hat sie gelehrt, daß nicht alle Wellen gleiche Gewalt haben, und daß nach drei großen wenigstens Eine schwächere folgt. Sie nehmen ihre Zeit wahr, und verfehlen es selten. Sie fahren auf die Welle, die sie für die schwächere halten, los, und verfolgen sie, bis sie unter das Vordertheil ihres Schiffes hinschlägt. Der übrige Theil der Welle giebt ihnen Wasser genug, um über die Sandbank hinwegzugleiten, und sie kommen unverletzt an. Eine andre Welle, die sie verfolgt, bricht sich hinter ihnen auf der Sandbank, und da sie sie nicht erreicht, so hindert sie sie nicht an der Landung. So groß auch ihre Geschicklichkeit ist, so gelingt es ihnen doch nicht immer; manchmal beurtheilen sie eine Welle falsch,

steuren schlecht, oder sind zu weit vorn oder hinten; sie werden alsdann von der Fluth überwältigt, scheitern, und alles was in der Schelinge ist, fällt ins Meer. Da sie alle vortrefliche Schwimmer sind, so ergreifen sie die Europäer und retten sie, aber die Waaren sind in Gefahr, verloren zu gehen.

Um dies zu verhüten, befestigt man, wenn man ihnen große Summen Geldes oder andre Sachen von Werth anvertraut, einen Strick an dieselben, der an eine Tonne geknüpft ist, durch welche man die untergegangenen Sachen wiederfindet.

Wenn das Meer so unruhig ist, daß Gefahr zu befürchten ist, so fügt man zu dieser Vorsicht noch diese, die Schelinge durch einen **Katimaron** begleiten zu lassen. So nennt man drei Stücke Holz, die mit Stricken zusammengebunden sind. Ihre Breite verhindert sie zu scheitern, und da sie inwendig keinen hohlen Raum haben, so können sie nicht untergehn. Die Schwarzen setzen sich mit untergeschlagenen Beinen auf diese Art von Floß, und manchmal ruhen sie sich von dieser unbequemen Stellung aus, indem sie ihre Beine gerade ins Wasser hangen lassen. Man hat Beispiele, daß die Haifische einige von ihnen in ihrer gewöhnlichen Stellung, knieend oder sitzend, verschlungen haben. Das Meer benetzt sie bis am Gürtel, und nur der Kopf bleibt trocken, auf welchem sie die ihnen anvertrauten Papiere tragen, die man in eine zu diesem Endzweck verfertigte Mütze steckt.

Auf

Auf solchen gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen die Eingebornen von Indien, vorzüglich aber die Insulaner der Meerengen, beträchtliche Fahrten. Sie bemasten diesen elenden **Katimaron**, versehen ihn mit einem Hebebaum, der einem im Verhältniß zum Ganzen ungeheuren Segel zum Gegengewicht dient, und mit Hülfe dieses Segels machen sie mit einer erstaunlichen Schnelligkeit große Reisen. Stößt ihnen ein Unglück zu, so fangen sie alle an zu schwimmen, und wie Fische arbeiten sie dann im Wasser, um ihr Fahrzeug wieder in Stand zu bringen, auf welches sie sich dann wieder setzen, und ihren Weg verfolgen.

Wenn man an der Küste Indiens anlangt, so sind die Flaggen der Städte die ersten Gegenstände, die man erblickt. Man sieht sie über dem Meere wehen, als ob sie aus demselben hervorgiengen, da die Küste so niedrig ist, daß man sie nur in einer sehr kleinen Entfernung sieht, und das Gebirge Gates zu weit vom Ufer entfernt ist, um es in der Ferne zu erblicken.

Diese Ebene, die sich vom Ufer des Meers bis zum Gebirge Gates erstreckt, ist so flach, daß die Flusse fast keinen Lauf haben, und selbst bei ihrer Mündung sind sie so wenig reißend, daß das Meer dort wie an allen andern Orten durch die Brandung Sand anhäuft, so daß die Flüsse verstopft werden, und nur durch den Sand durchsickern. Zur Regen-

zeit schwellen sie an, durchbrechen die Sandbank, die sie verstopft, und der Strom bahnt sich hier ein Bette, welches das Meer, sobald der größte Theil des Wassers sich verlaufen hat, von neuem ausfüllt. Es versteht sich, daß ich hier nur von kleinen Flüssen, und nicht von solchen, die Tiefe genug haben, daß Schiffe darauf gehen können, spreche.

Die geringe Erhabenheit der Küste, reimt sich schlecht mit dem vermeinten Alterthum des Landes. Die Menge der Flüsse und Seen, der Boden, der an vielen Stellen nichts als Sand ist, alles läßt vermuthen, daß der Ozean es noch vor nicht langer Zeit bedeckte. Nur zu Pondichery sieht man einen kleinen Hügel, und von da bis nördlich von Sadras sieht man nur noch deren einige in geringer Anzahl, die Inseln gewesen sein müssen, als der Ozean die Ebene bedeckte.

Wenn man die geringe Tiefe des Meerbusens betrachtet, der Zeilon von der Küste trennt, und die Reihe von Klippen, welche beide verbindet, und über welche jetzt nur allein Pirogen schiffen können, so kann man ohne Kühnheit behaupten, daß Zeilon in einem Zeitraume von zwölf Jahrhunderten keine Insel mehr sein wird. Ich setze nehmlich bei diesem Welttheile dasselbe Verhältniß in der Abnahme voraus, welches man in der Ostsee beobachtet hat, d. h. 45 Zoll in einem Jahrhundert. Die Rechnung würde richtig sein, denn der Meerbusen hat an sei-

nen

nen tiefsten Stellen nur neun Faden Wasser. Wenn man nun beim Ozean eine vorherige gleiche Abnahme annimmt, so würde man sich veranlaßt finden, zu schließen, daß das heutige Indien nicht mehr dasselbe ist, was es zur Zeit Alexanders war, und daß damals die Ebene, auf welcher **Pondichery** und **Madras** erbaut sind, noch unter dem Wasser verborgen war.

Indessen giebt es Denkmäler von Menschen in diesem Lande, die das Gepräge eines hohen Alterthums tragen. Ich will hier früher etwas erzählen, was eigentlich in den weitern Verlauf meiner Reise gehört, um die Thatsachen gleich neben das System zu stellen, damit man ein Urtheil fällen kann.

Wenn man den **Godwarin** hinauffährt, so kommt man beinah drei Stunden Weges über **Yanaon**, nach einer kleinen indianischen Stadt, Nahmens **Rota**, wo ein Raja residirt. Wendet man sich ein wenig nach Osten, so kömmt man zu einer großen Maurischen Aldee, Nahmens **Datscharom**. Dieser Platz hat keine erhabene Lage, im Gegentheil ist er von Wasser umgeben, folglich ist er nur wenige Jahrhunderte früher als die jetzige Küste von der Herrschaft des Ozeans befreit worden. Nichtsdestoweniger findet man in dieser Aldee eine sehr schöne Pagode, die ehemals befestigt gewesen sein muß; sie ist von einem breiten und tiefen Graben umgeben, dessen verfallene Wände, ungeachtet

ihrer Abdachung, das hohe Alter verrathen. Man gelangt zu dem Gebäude auf zwei Brücken. Die Pagode, ist wie alle übrigen in der Mitte eines weitläuftigen Hofes erbaut, dessen Einfassung mich in Verwunderung gesetzt hat. Die Mauer daran ist so alt, daß sie dreimal ist erneuert worden, und diese drei verschiedenen Arten von Mauerwerk entgehen dem aufmerksamen und geübten Auge nicht. An vielen Stellen sind sie durch die Länge der Zeit verfallen. Die zwei obern Mauerwerke sind von Ziegelsteinen, und haben nichts merkwürdiges, als ihr Gepräge des Alterthums. Die, welche auf ihnen folgt, ist auch von Ziegelsteinen, aber besser erhalten, und der Malabarische Geschmack läßt sich an zwei Gesimsen, welche die Zeit verschont hat, bemerken; das Ganze ruht auf einer Grundlage vom schönsten Granit, die noch keinen Zoll breit aus ihrer horizontalen Lage gewichen ist. An der ganzen westlichen und südlichen Façade ist sie vollkommen gut erhalten; ihre Bauart ist augenscheinlich griechisch; man sieht daran die Säulenplatte, den dicken Reif, der den Fuß der Säule umgiebt, und den Reif am Simswerke eben so richtig, als ob alles von einem Baumeister unsrer Zeiten gemacht wäre. Das Ganze ist vollkommen genau abgemessen, und fesselt die Aufmerksamkeit des Beobachters. Wenn man dies Denkmal mit den Pagoden zu Schalambarum und zu Dschagrenat vergleicht, die alle beide in Malabarischem Geschmack

gebaut

gebaut sind, und für Alterthümer gelten, so kann man nicht begreifen, wie man ein Stück von griechischer Architektur mitten in einem Lande antrift, wo keine Spur weiter davon zu finden ist, außer in den Europäischen Niederlassungen, wo man doch auch kein Werk von Granit in diesem Stil antrift. Ich habe wohl indische Gebäude aus solchem Stein erbaut gefunden, aber immer nur in Malabarischer oder Indischer Arbeit, und niemals hat sich eine Spur von griechischer meinem Blick dargeboten. Die Mauren von Datscharom haben den höchsten Begriff von dem Alterthum dieser Pagode; sie war, wie sie sagen, lange vorher, ehe sie sich an diesem Ort niederließen, und sie haben sie zum Gebrauch der Hindus, die das Dorf mit ihnen bewohnen, stehen lassen. Ihre Tradition weiß noch von der Erneuerung der beiden obern Mauerwerke, von denen ich geredet habe, aber die Zeit der dritten wissen sie nicht, und von dem Alter der Grundlage, die das Ganze trägt, haben sie gar keinen Begriff.

Der Architekt, der dies Denkmal erbaut hat, mußte, da er mitten im Wasser arbeitete, alle mögliche Sorgfalt anwenden, Festigkeit hineinzubringen, und es ist ihm sehr gelungen, da das Gebäude noch jetzt steht. Man muß annehmen, daß dies in den frühern Zeiten der Indischen Baukunst war, sonst würde er sich nach dem Gebrauch seines Landes gerichtet haben. Die Malabarische Baukunst war im Gebrauch als das erste Mauer-

werk, welches auf der Basis ist, erneuert ward, weil es im Indischen Geschmack ist.

Wenn dies Gebäude griechischen Ursprungs ist, wie es scheint, wie soll man die Epoche seiner Erbauung mit der, wo das Meer diese Gegenden hat verlassen müssen, reimen? Das Land ist im allgemeinen so flach, daß schon ein Sturm hinreichend ist, es zu überschwemmen, wie man davon Beispiele hat. Im Jahre 1789 ward das ganze Land Koringui, nebst dem, was daran stößt, von einigen Wellen überströmt, welche ein Sturm über die gewöhnliche Höhe erhob; das Wasser stieg bis Yanaon. Das Meer überstieg seine Grenzen, und brachte ein Schiff auf die Ebenen, eine Stunde Weges von Koringui. Dies Unglück ward von einigen aufeinander folgenden Wellen hervorgebracht, dann trat das Meer wieder in sein Bette, und die Gewässer flossen ab. Ein solcher Vorfall beweist unstreitig die geringe Erhabenheit des Landes, und folglich kein großes Alterthum; wie findet man aber dann zu Darscharom, welches nahe bei Koringui liegt, ein Denkmal, welches alle Merkmale eines so hohen Alters trägt?

Wenn wir mit einigen Geographen annehmen, daß in den ersten Zeitaltern der Welt die Halbinsel von Indien eine Insel war, welchem ich auch beistimme, so würde daraus folgen, daß die Ebene, welche sich von der Küste bis zum Fuße des Gebirges Gates erstreckt, noch zu dieser Zeit überschwemmt

schwemmt war, weil sie viel niedriger ist als die Länder, die damals die Meerenge zwischen der damaligen Insel, und dem, was heutzutage eigentlich das sogenannte Reich des großen Mogols ausmachten, bildeten. Würde nach dieser Hypothese das Gebirge Gates die Wiege der Braminen gewesen sein? Ich glaube, daß man dies bejahen kann. Diese Berge müssen seit Anfang der Welt da gewesen sein; sie sind ursprünglich, d. h. granitisch, und bilden unstreitig einen Theil der Kette, welche gleichsam das Zimmerwerk der Erde ausmacht, und sich beim Vorgebirge **Romorin** zu endigen scheinen. Aber ich glaube nicht, daß diejenigen, welche sich auf dieses Fach gelegt haben, mich der Uebertreibung beschuldigen werden, wenn ich sage, daß sie mir nicht eher als bei der Insel **St. Paul**, in Süden von **Isle de France** und **Bourbon** aufzuhören scheinen, und wenn man zwischen dieser und dem Pol sie nicht wieder sieht, so sind die Eismassen daran Schuld, die uns, bis dahin vorzudringen, verhindert haben, oder weil die Berge, welche die Fortsetzung dieser Kette bilden, nicht hoch genug sind, um übers Meer hervorzuragen. Dieselbe Kette ist es auch, die, indem sie unter dem Wasser weiter geht, von Zeit zu Zeit wieder erscheint, und die Spitze ihrer Berge zeigt, deren Gipfel **Isle de France, Bourbon, Rodrigues** und die große, noch wenig bekannte Inselgruppe, welche das Meer zwischen diesen Inseln und den Maldiven erfüllt, bildet;

bildet; kurz, es ist dieselbe Kette, die die Maldiven, die Lakediven, und selbst Zeilon, ausmacht. Von dieser letzten Insel kann ich nur aus Vermuthungen reden, denn ich selbst habe über sie keine Beobachtungen angestellt. Die Küstenberge, die ich besucht habe, sind alle kalkartig, aber ich glaube, daß die Kette in der Mitte der Insel granitisch ist. Endlich, wenn man den heutzutage als unbestritten angenommenen Grundsatz von der allmählichen Zurücktretung des Ozeans zuläßt, so kann man sich nicht enthalten, den Schluß daraus zu ziehen, daß in einer beträchtlichen Anzahl von Jahrhunderten Isle de France und Bourbon Asien in Süden begrenzen werden.

Diese Meinung ist keineswegs irrig. Diese beiden Inseln sind beinah schon mit dem festen Lande vereinigt. Ihr Archipelagus und der der Maldiven sind nichts als eine einzige Masse von Bergen, die in einer geringen Tiefe unter dem Wasser miteinander zusammenhangen, und zwischen denen das Meer noch Kanäle gelassen hat. Kurz, dies feste Land ist in den Augen des Philosophen schon so gut als entdeckt; die Ebenen allein bleiben überschwemmt, und erwarten, um aus dem Schooße des Ozeans hervorzugehen, vielleicht nicht einmal die Epoche der langsamen und stufenweisen Zurücktretung der Gewässer; irgend ein vulkanischer Ausbruch kann ihre Entstehung verursachen. Ein so großer Raum kann nicht ganz von Vulkanen entblöst sein; schon

brennt

brennt die Insel Bourbon, und man kann annehmen, daß, wenn das Wasser sich endlich einen Weg bis zu denen im Innern der Länder, die noch das Joch des Ozeans tragen, gebahnt haben wird, ein Ausbruch erfolgen wird, der die Vernichtung der jetzigen Inseln, und die Entstehung neuer Länder verursachen wird. Man muß um desto mehr dieser letztern Hypothese beistimmen, weil die jetzigen Berge zusammen eine solche Granitmasse bilden, daß die Explosion weniger Gewalt anzuwenden haben wird, um den Grund des Meers nach seiner Oberfläche zu schleudern, als eine solche Masse zu erschüttern und zu verschlingen, deren Widerstand noch durch den Zusammenhang mit der benachbarten, und durch den Zusammenhang aller Theile vermehrt wird.

Doch, ich kehre jetzt zu meiner Reise zurück.

Wenn man zu **Pondichery** anlangt, so wird das Auge sehr von den Ruinen, die man erblickt, beleidigt. Die wärend der Belagerung durch **Bellecombe** zerstörte Kirche und Kapuzinerkloster, sind noch nicht wieder aufgebaut worden; mehrere andre eben so zu Grunde gerichtete Gebäude am Ufer des Meers an der südlichen Seite, sind nichts mehr als verfallene Gemäuer; ihr Anblick ist daher sehr traurig. Sobald man aber gelandet ist, verändert sich die Szene. Der Paradeplatz, den man zuerst betritt, frappirt durch sein Ansehn von Größe; der Pallast des Gouverneurs ziert ihn, und giebt ihm

einen

einen Karakter von Hoheit, und wenn alles diesem Eingange entspräche, so wäre Pondichery die schönste Stadt Indiens. Man theilt sie in die schwarze und weiße Stadt, welche letztere sich am Ufer des Meers hinstreckt, und wieder in die nördliche und südliche getheilt wird. Der Thurm, der den Flaggenmast trägt, steht in der Mitte, und theilt die beiden Quartiere.

Die schwarze Stadt ist von der weißen durch einen Graben, der durch ganz Pondichery geht, getrennt. Sie erstreckt sich von da bis zu den Wällen, und enthält beinah 80,000 Seelen, und eine zu einem Jesuiterkloster gehörige Kathedralkirche, deren Bischof vom selbigen Orden ist. Diese kürzlich im modernen Geschmack erbaute Kirche ist die einzige, die erträglich ist.

Die weiße Stadt ist ziemlich unbeträchtlich. Ihre Länge nimmt die ganze Vorderseite der Stadt, längs dem Ufer, ein; aber ihre Tiefe vom Ufer bis zu dem Graben, der sie von der schwarzen Stadt trennt, beträgt nicht über 300 Toisen. Dieser Raum ist mit sehr schönen Häusern besetzt, aber nur wenige haben noch ein Stockwerk über dem Erdgeschoß; sie hat eine Pfarre, welche von den Kapuzinern der französischen Mission bedient wird.

Die Straßen sind, wie durch ganz Indien, ungepflastert, die meisten sind nichts als Sand; und da die Häuser alle mit Kalk abgeweißt sind, so ist es wegen der Zurückprallung der Sonnenstralen aus-

neh-

nehmend beschwerlich, wärend der Mittagshitze hier zu gehn. Man läßt sich daher tragen, und da man die Bedienten so wohlfeil haben kann, so giebt es nur sehr wenig Leute, die nicht ihre Träger und ihren Palankin haben. Da schon so viele Reisebeschreiber über diesen Gegenstand geschrieben haben, so will ich ihn übergehn; man darf nur Sonnerat, Niebuhr und andre nachsehn. Ich werde nur von den kleineren Gegenständen reden, die meine Vorgänger zu erwähnen nicht gewürdiget haben.

Ein Kapitän oder ein Reisender, der über eine beträchtliche Summe Geldes zu gebieten hat, findet bei seiner Landung alles, was er bei seinem Aufenthalt in diesem Lande nöthig hat, ohne eine andre Mühe, als die des Auswählens, zu haben. Dies alles findet sich in der Person eines Dobaschi vereinigt. Die Anzahl dieser Leute ist sehr beträchtlich; sie sind von einem Haufen Burschen umgeben, den man Mühe hat los zu werden. In dem Augenblick, wo man aus der Schelinge steigt, nehmen einige einen Theil dessen, was man trägt; andre zeigen Zeugnisse der guten Dienste vor, welche sie den Kapitänen oder andern Personen, die sich ihrer vorher bedient, geleistet haben; jeder will sich des Ankommenden ausschließlich bemächtigen. Die, welche die Sachen halten, die er aus seinem Schiffe genommen hat, stellen sich mit denselben mit einer Art von Selbstzufriedenheit neben ihn; alle stellen sich ihm in den Weg, um ihre Dienste anzubieten. Wenn er Miene macht, einen

zu unterscheiden, so erhebt sich sogleich ein Gezänk, und alle zusammen machen ein Geschrei, das noch durch das Geräusch der Brandung, die sich nahe dabei bricht, vermehrt wird. Ein Reisender, der zum erstenmale an der Küste Indiens landet, weiß nicht, wo er seinen Kopf hindrehen soll. Sobald er in die Stadt gehen will, strecken sich ihm hundert Arme, mit Zeugnissen versehen, entgegen, um ihn zum Wählen zu zwingen; jemehr er verwirrt wird, jemehr werden die Schwarzen, welche merken, daß er noch Neuling ist, dringender, bis er endlich, vom Kampfe ermüdet, eine Wahl trift. Von diesem Augenblick an läßt das Getümmel nach, und der gewählte Dobaschi wird gewöhnlich der erste Bediente eines reichen Mannes; von seinem Herrn abgeschickt, fällt er sogleich mit seinem Rohr über die Menge her, bemächtigt sich mit Ungestüm aller Sachen, die der Reisende ausgeschift hat, schickt einige ihm untergeordnete Bursche voran, um ihm einen Weg durch den Haufen zu bahnen, läßt ihm einen Palankin bringen, und führt ihn als seine Beute nach einer ihm beliebigen Herberge mit sich fort. Der Oberdobaschi kömmt den andern Tag ihm aufzuwarten, und bringt ihn sodann in sein Haus, wo er Möbel, Bediente aller Art, eine gut eingerichtete Küche, kurz, alles antrift, ohne nur einmal die Mühe des Auswählens gehabt zu haben; denn er kennt öfters die Gebräuche nicht, denen er sich unterwerfen muß. Der Dobaschi bemächtigt

sich

sich alles Geldes, aller Waaren, aller Geschäfte seines Herrn; ein Kassirer, der Seraff genannt wird, hat die Besorgung des baaren Geldes. Der Vortheil, welchen der erstere dabei macht, setzt ihn in Stand, sämtliche Ausgaben seines Herrn zu bestreiten, und wenn man große Geschäfte macht, so ist es Sitte, daß dieser Dobaschi die Kosten des ganzen Aufenthaltes im Lande trägt. Man hat Diener für alle Bedürfnisse; die vier großen Kasten Indiens theilen sich wieder in viele kleinere ein, und alle diese verschiednen Unterabtheilungen sind Vorurtheilen unterworfen, die ihnen nicht erlauben würden, niedrige Dienste zu verrichten. Alle diese Dienste sind sehr verschiedner Art, und die Abstufung derjenigen, welche sie verrichten müssen, ist sehr deutlich bezeichnet. Die niedrigsten Kasten haben die Unreinigkeiten zu besorgen; die Auskehrerinnen, die man Taligarschi nennt, sind aus denselben. Auf sie folgen die Schuster, die für sehr gemein gehalten werden; dann die Domestiken, die für die Bedürfnisse ihres Herrn sorgen, als der, welcher ihm die Füße wäscht, oder der, welcher ihm die Schuhe zuschnallt, dann die Träger und der, welcher den Parasol trägt, dann der Barbier, der, welcher die Nase und Ohren reinigt, und die Nägel abschneidet. Es ist gewiß, daß diese Leute alles anwenden, um einem angenehme Empfindungen zu verschaffen. Ich habe nie etwas angenehmeres empfunden, als mir die Ohren von einem Schwar-

zen von Pondichery reinigen zu lassen; wenn sie fertig sind, so stecken sie ein kleines Stück Stahl in die Ohren, und setzen es mit dem geschnellten Finger in eine zitternde Bewegung. Das wohlklingende Geräusch, welches dies hervorbringt, giebt eine höchstangenehme Erschütterung. Nach diesem Diener kömmt der Friseur, dann der Massirer.

Dieses **Massiren** ist ebenfalls eine angenehme Empfindung, welche diese Leute hervorzubringen wissen. Wenn man sich eine Zeitlang im Klima von Indien aufgehalten hat, wird man durch die starke Ausdünstung erschöpft; die große Hitze macht träge, man hat beinah nicht Lust, sich zu bewegen, die Säfte zirkuliren nicht, und werden dicke; man wird ganz schwer, der Schlaf überwältigt einen, und man fällt in einen Zustand von Unempfindsamkeit, der sich mit Krankheit, und oft mit der Pest endigt. Bäder sind nicht immer hinreichend, den erschlaften Fibern ihre Spannkraft wiederzugeben, und nur, indem man sich Massiren läßt, kömmt man allen diesen Zufällen zuvor. An diese Operation gewöhnt man sich nur nach und nach, der Anfang ist sehr schwach, aber in einer Zeit von 5 bis 6 Monaten läßt man sich sehr stark Massiren. Die Person, an der die Operation gemacht wird, legt sich auf ein Bett, ein Diener knetet sie wie einen Teig, indem er Sorge trägt, seine Hand auf alle Muskeln der Arme, der Beine u. s. w. zu setzen.

Der

Der Zweck dieser Zeremonie ist das Blut und die Säfte frei zirkuliren zu machen. Sie verschaft einen angenehmen Schlaf, nach welchem man ganz wohl, ohne Schmerzen, ohne Kopfweh, kurz leicht und munter, aufsteht.

Nach dem Massirer kömmt der Kammerdiener, und dann der, welcher das Hausgeräth, Wäsche und dergl. aufschreibt. Wenn ein Kammerdiener seinem Herrn ein reines Hemd giebt, so bringt es der Schreiber gleich mit wichtiger Miene in Rechnung, schließt den Koffer wieder zu, nimmt mit vieler Gravität den Schlüssel, und reiht ihn an das Bund, welches er stolz auf einer Schulter trägt, und je größer dieser Haufen Schlüssel ist, jemehr bildet sich der Diener ein. Nach ihm kömmt der Hukka = Berdar. So wird derjenige genannt, der den Hukka zubereitet, und ihn seinem Herrn, wenn er rauchen will, darreicht. Die Beschreibung dieses Instruments findet man in jeder Reisebeschreibung. Das große Verdienst eines Hukka-Berdar ist, daß er macht, daß sein Herr im Palankin oder zu Pferde rauchen kann; zu diesem Endzweck muß er die Flasche und das Kohlbecken tragen, indeß sein Herr das Ende der Schlange hält. Auf diese Art folgt er im Laufe den Trägern oder dem Pferde, ohne daß etwas in Unordnung geräth; Das Feuer, der Tabak und das Wasser, alles wird mit einer solchen Vorsicht getragen, daß man raucht, als ob man in seinem Zimmer wäre.

Nach dem Hukkatråger kömmt der Trabant oder Soldat. Er ist von Maurischer Kaste, manchmal brav, oft mürrisch, und immer stolz auf sein Amt. Er trägt ein Bandelier mit einem Schild von Silber, auf welchem das Wappen oder die Chiffre desjenigen, dem er dient, eingegraben ist. Sein Geschäft ist, die Bestellungen zu besorgen, und seinen Herrn, wenn er ausgeht, zu begleiten; er ist mit einem Säbel oder einer Pike bewafnet, und läuft vor dem Palankin her, zerstreut die Menge, indem er ohne Unterlaß auf Maurisch „vorgesehen" ruft. Man vermehrt die Zahl dieser Trabanten nach dem Aufwande, den man machen will. Die gewöhnlichen Kaufleute haben deren zwei; wer aber nur etwas mit dem Gouvernement in Verbindung steht, hat drei oder vier. Ein Ankommender, der einen Kaufmann auf seinem Palankin, gefolgt von seinen Trabanten und von vier Trägern zum Ablösen, begleitet von seinem Hukka-Berdar und seinem Sonnenschirmträger, und gefolgt von Bedienten und Schreibern, die ihn nicht verlassen, und mit großem Lärm die Leute auf seinem Wege auseinander bringen, rasch daher tragen sieht, so glaubt er, eher einem großen Herrn als einem Kaufmann zu begegnen.

Die wichtigste Person, die nun folgt, ist der Thürsteher, der sich eines großen Zutrauens gewürdiget glaubt. Er bewacht in der That die Thür mit einer solchen gewissenhaften Aufmerksamkeit, daß

er

er oft selbst die Bedienten des Hauses, wenn sie mit einem Pack beladen, herausgehen wollen, anhält, wenn man ihm nicht die ausdrückliche Ordre giebt, sie passiren zu lassen.

Endlich gehören noch der Koch und seine Gehülfen, der **Komprador**, der die Vorräthe einkauft, der Schenke, der Speisemeister, und der, der bei Tische aufwartet, zu den Leuten, die zum unmittelbaren Dienst eines mittelmäßig reichen Mannes gehören.

Nach einer solchen Menge sollte man glauben, daß die Liste zu Ende sei; aber keineswegs; man hat zur Zugabe noch den Ober-Dobaschi und drei bis vier erste Bediente, ebensoviel Unterschreiber und einen Haufen junger Indianer, die sich beim Dobaschi aufhalten, um die Geschäfte zu lernen, und die ihn alle begleiten. Er, nebst einem Schreiber, hat allein den Zutritt in das Zimmer oder Kabinet seines Herrn, um dessen Befehle zu empfangen, oder ihm Rechnungen vorzulegen. Da um diesen Mann sich alle Geschäfte drehen, so braucht der europäische Kaufmann nur die Oberaufsicht über dessen Handlungen zu führen, und ihm seine Befehle zu geben. Wenn diese kleine Morgenaudienz geendigt ist, entläßt er ihn, und das Haus bleibt von seinem Gefolge erfüllt, welches sich in alle Winkel zerstreut. Auf der Erde sitzend, schreiben sie, gleichviel was, und beobachten ein so tiefes Stillschweigen, daß der Herr in seinem Zimmer nur leicht in die Hände zu klat-

schen braucht, um gehört zu werden, und um sogleich alle diese Leute in Bewegung zu setzen. Wenn man einen Besuch des Morgens macht, hat man Mühe, sich einen Weg durch das Vorzimmer oder den großen Saal zu bahnen, mitten durch alle diese Schreiber, die von ihren Papieren umgeben sind, ohne einige mit den Füßen zu treten.

Die Indianer fangen an auf Seidenpapier zu schreiben, welches sie aus China ziehn. Dieses löscht oder fließt zwar durchaus, aber sie haben sich noch nicht gewöhnt, ihre Bücher aus Papier zu machen. Sie schreiben gewöhnlich auf Palmblätter, und bedienen sich dazu eines Griffels von Eisen, den sie mit der rechten Hand führen, und den Nagel des Daums der linken Hand dagegen halten, indem sie das Palmblatt in der Hand halten, ohne sie aufzustützen. Wenn sie ein Buch machen wollen, schneiden sie die Blätter von einerlei Länge, durchstechen sie an zwei Enden, und nähen sie zusammen; diese Schnüre endigen sich an zwei kleinen hölzernen Brettchen, welche breiter und länger sind als die Blätter selbst, und sie dadurch schützen. Man macht das Buch zu und befestigt es durch Anziehung der Schnüre, und so giebt es Bücher von vielen Bänden. Sie haben Malabarische und Maurische Schrift. Die Maurische Sprache ist gleichsam auf die Persische geimpft, und hat ihr Alfabet von ihr genommen. Sie ist durch ganz Asien, außer in China nicht, sehr im Gange, und ist die Sprache

aller

aller Matrosen und Soldaten. Die Malabarische ist die Landessprache, und hat ihre eigne Schrift. Das Studium dieser Sprache ist nicht ohne Annehmlichkeit, da sie eine hinreichende Litteratur besitzt, um jemand, der sich unterrichten will, zur Lektüre zu dienen.

Ich verweise hier immer wieder, was Sprachen, Gebräuche und Religion von Indien betrift, auf Sonnerat's Werk. Es ist schwer, nach ihm noch etwas Neues zu sagen, es sei genug, die Sachen zu berühren, und den Leser auf die Spur zu bringen.

Ich will hier nichts von den Kasten sagen, weil diese Sachen zu bekannt sind; aber zu denen, die wir kennen, muß ich noch eine neue hinzufügen, die schon sehr beträchtlich geworden ist, und die vielleicht einst alle andern, die Braminen ausgenommen, verdrängen wird. Dies ist die, welche aus der Vermischung der Europäer mit den Eingebornen von allen Kasten entsteht. Die ersten Verbindungen dieser Art wurden von den Portugiesen zur Zeit ihrer glänzenden Eroberungen geschlossen, und die Race hat von ihnen den Namen bekommen, unter welchen man sie heutzutage kennt. Diese Portugiesische Abkommenschaft ist nicht immer weiß geworden, einige Zweige sind wieder zur schwarzen Farbe übergegangen, wieder einige haben sich so dem Europäischen Blute genähert, daß man sie auf den ersten Anblick nicht erkennt. Man muß sich darüber um desto eher

verwundern, da die Indianer, außer ihrer Farbe, keine Kennzeichen weiter haben, die sie von den Europäern unterscheiden. Bei dieser Gelegenheit will ich etwas über die verschiednen Racen, die ich auf dem Erdboden angetroffen habe, sagen.

Alle Menschen gehören unstreitig zu Einer Gattung, weil jede Race mit der andern sich fortpflanzen kann; doch sind diese Racen augenscheinlich verschieden. Ich erkenne deren vier deutlich verschiedne, die sich wieder in verschiedne Zweige abtheilen. Die erste Race ist die von Europa und Asien, und es scheint erwiesen, daß sie von einerlei Ursprung sein müsse, wie sehr auch ihre Farbe verschieden sein mag. Diese Farbe schattirt nach dem Grade, wie sie sich dem Aequator nähert, welches mir ein unstreitiger Beweis scheint, daß sie vom Klima herkömmt. Ich gebe zu, daß sich das schwarze Netz, welches die Anatomie zwischen der Haut und der Epidermis finden will, sich wirklich da befindet; ich gebe selbst zu, daß diese Eigenheit sich eben so bei einem Asiatischen Schwarzen, oder einem Indianer von niedriger Kaste findet, denn das Netz kann nicht zur Race der Braminen gehören, deren Farbe von einem bleichen Gelb, ein wenig heller als die der Mulatten, und durch das Blut lebhafter gemacht ist. Indem ich aber sogar zugebe, daß man dies Netz bei einem Indianer antrift, so schließe ich darum nicht minder, daß das Klima allein es erzeugt hat, und daß bei einer höhern Breite es nach einigen Gene-

ratio-

rationen selbst ohne Vermischung mit den Weißen verschwinden würde: was noch mehr ist, es giebt sehr wenig Schwarze in Asien, d. h. durchaus Schwarze. Diese trift man nur auf der Halbinsel von Indien in Pegu und den Inseln an; denn sobald man die Breite von 20 Graden erreicht, wird die Farbe schon etwas heller. Uebrigens haben sie dieselben Kennzeichen wie wir; die vornehmsten sind, die mittelmäßig dicken Lippen, eine hervorstehende Nase, lange Augen, glattes langes Haar und einen Bart.

Diese Race leidet in Europa drei sehr ausgezeichnete Abweichungen, die gegen Morgen, gegen Abend, und die Lappländer. Die ersten haben einen Karaker von griechischer Gestalt beibehalten, der nicht zu verkennen ist. In Asien sind die vornehmsten Schattirungen die Weißen, die Braminen und Kupferfarbigen, die Schwarzen und die Chinesen, deren Hauptkennzeichen die weniger hervorstehende Nase, und die kleinen schiefstehenden Augen sind. Alle diese Unterabtheilungen haben nach meiner Meinung einen gemeinschaftlichen Ursprung, und nur das Klima hat ihnen die Verschiedenheiten, die sie karakterisiren, eingedrückt.

Die zweite ist die Afrikanische Race. Diese ist ganz abgesondert, und muß einen andern Ursprung haben. Ihre Hauptkennzeichen sind die durchgängig dunkelschwarze Farbe, die breite und wenig hervorragende Nase, und die krause Wolle anstatt

Haare und Bart. Wir kennen bei dieser Race nur eine Unterabtheilung, die von einem weniger dunkeln Schwarz sind, und von denen einige ein wenig ins Kupferfarbne fallen, aber alle übrigen Kennzeichen haben. Vor allem scheint die krause Wolle das vornehmste Abzeichen der Afrikanischen Race zu sein. Ein großer Mann hat in unsern Tagen gesagt, daß die Wiege des menschlichen Geschlechts auf den Ebenen der Tatarei sei; ich will nicht streiten, daß hier der Ursprung der Europäer und Asiaten gewesen sei, denn ich bin überzeugt, daß sie nur einen gemeinschaftlichen gehabt haben, aber ich kann nicht glauben, daß auch die Quelle der Bevölkerung Afrika's hier zu suchen sei. Die Landenge von Suez hat in den Zeiten, wo Afrika nicht unbewohnt sein konnte, augenscheinlich dem Meer zum Bette gedient. Diese große Insel muß in den Jahrhunderten, wo die Schiffahrt noch zu wenig bekannt war, um anzunehmen, daß die Menschen sich mit Hülfe ihrer Schiffe auf dem Erdkreis verbreitet hätten, eine eigenthümliche Race gehabt haben. Wir wollen mit einigen Schriftstellern zugeben, daß die ersten Menschen vom Kaukasus herabgekommen sind, und sich auf den Ebenen, je nachdem sie ausgetrocknet waren, ausgebreitet haben. Wir haben aber keine Ursache, Afrika ein gleiches Mittel zur Bevölkerung abzusprechen; es kann ebenfalls seinen Kaukasus gehabt haben, wo der Stamm der Afrikanischen Race seinen Ursprung genommen hat.

hat. Wir sind nicht genug mit dem Innern dieses Welttheils bekannt, um gegründete Vermuthungen über ihn anstellen zu können; wir müssen uns begnügen, die Menschenrace, die ihn bewohnt, zu beobachten, und die unstreitig von der unsrigen verschieden ist. Unser Ursprung kann nicht einerlei sein; um das Gegentheil zu beweisen, müßte eine Afrikanische Familie nach Europa gebracht werden, hier die Kennzeichen der Europäer, daß ihre Haare glatt würden, ohne sich mit der Europäischen Race zu vereinigen, annehmen, und eben so umgekehrt. Wir haben aber noch nicht gesehn, daß die Haare der Kreolen am Vorgebirge der guten Hofnung, deren Familien drei bis vier Generationen im Lande zählen, sich in Wolle verwandelt hätten. Diese Wolle ist eine der Afrikanischen Race so sehr anhangende Eigenthümlichkeit, daß, selbst wenn man sie mit der Europäischen vermischt, dieses Kennzeichen am letzten verschwindet. Sie ist so genau mit dieser Race verbunden, und unterscheidet sie so vollkommen von allen übrigen, daß sie sogar in 34 Graden der Breite nichts von ihrer Stärke verloren hat, und immer noch dieselbe ist. Dieser Karakter gehört so sehr zu Afrika, daß er auf dessen Grenzen eingeschränkt ist, und nicht weiter geht. Die Spanier, die durch eine Meerenge von 7 Stunden Weges getrennt sind, haben lange und glatte Haare. Die Araber an der Grenze von Afrika, und die, welche nur durch die Meerenge von Babelmandel davon

getrennt

getrennt sind, haben alle lange Haare. Wenn ein Karakter einer Nation so sehr eigen, und allen übrigen Racen so fremd ist, wie kann man zweifeln, daß sie einen verschiedenen Ursprung haben? *)

Die dritte Race findet sich hauptsächlich gegen die Landenge **Darien**, aber diese Menschen sind von geringer Anzahl, und heißen **Albinos**. Ihre Hauptkennzeichen sind: die große Weiße ihrer Haut, der Flachs statt der Haare, und die kleinen runden Augen

*) Ich weiß, daß der Chevalier **Bruce** sagt, daß die **Kennufs**, ein Volk, daß an den Ufern des Nil, jenseit des zweiten Wasserfalls, in Nubien wohnt, lange Haare und keine Wolle hat: aber er hat nicht untersucht, ob diese Völkerschaft einheimisch ist, oder ob sie aus Asien kömmt. Dies ganze Land ist, wie man weiß, voll von Arabern, und wir haben keine Ursache, die uns zu glauben hindern könnte, daß die **Kennufs** ursprünglich Araber wären; dies Faktum, welches das Ansehn des Schriftstellers uns nicht in Zweifel zu ziehn erlaubt, beweist also nichts wider unser System.

Derselbe Reisende versichert, daß die Einwohner in Süden des Vorgebirges **Heli**, zwischen Yemen und den Staaten des Sherifs von **Mekka**, Wolle statt der Haare, haben. Auch dies stößt das noch nicht um, was ich vorher gesagt habe; um meine Meinung zu widerlegen, müßten sich Leute mit krausen, vermischt mit einigen mit langen Haaren, überall ohne Unterschied finden; aber so lange ich sie nur

in

Augen, die unfähig sind das Tageslicht zu ertragen.

Es würde in der That keine leichte Aufgabe sein, über den Ursprung dieser unglücklichen Wesen, denen die Natur so viel versagt hat, Vermuthungen anzustellen; sie hat sie zwar mit dem Vermögen, zu denken und zu reden, begabt, aber dies letzte Organ ist bei ihnen so unvollkommen, daß es mehr einem Murmeln als deutlichen Tönen, gleicht. Ja, in einer

in einer bestimmten kleinen Völkerschaft sehe, betrachte ich sie nur als einen Beweis für mich, d. h. daß sie einen von den Bewohnern des Landes verschiedenen Ursprung haben, in dessen Mitte sie eingeschlossen sind. Auf der Küste Arabiens stößt man bei jedem Schritt auf Abyssinier. Ist dieser schätzbare Schriftsteller gewiß, daß die Gegend des Vorgebirges Heli nicht ausgewanderten Abyssiniern zum Zufluchtsort gedient habe, sei es zur Zeit der Kriege wegen Aufhebung des Mahometismus, oder vorher? Uebrigens sollte man seine Beobachtungen, obgleich sie im allgemeinen vortreflich sind, ein wenig näher untersuchen, denn es ist möglich, daß er sich, um seine Bemerkungen zu Papiere zu bringen, auf eine schlechte Feder verlassen habe. Sollte man nicht die zu den zweifelhaften rechnen, wenn er versichert, 24 Grad 45 Minuten zu Syene beobachtet zu haben, ganz nahe bei dem Orte, wo Plinius und Strabo sagen, daß der Brunnen gegraben sei, der gerade unter dem Tropikus läge?

einer kleinen Entfernung ist die Bewegung ihrer Lippen alles, was man davon wahrnimmt; man hört eher keinen Ton, als bis man ihnen so nahe kömmt, daß man sie berühren kann. Ihre Denkkraft ist sehr gering, wenn man sie nach ihrer unempfindlichen Lebensart beurtheilt, welche vielleicht eine Folge des Gefühls ihrer Schwäche ist. Wenn man aber nach ihren uns bekannten Handlungen schließt, so wird man gezwungen, ihnen nur so viel Beurtheilungskraft, als hinreichend ist, das was ihnen schädlich sein kann, zu unterscheiden, zuzugestehen.

Uebrigens besteht diese unglückliche, schwache und wehrlose Race nur in einigen Wenigen, die den wilden Thieren und Menschen, die auf sie Jagd machen, entronnen und umher zerstreut sind. Einige dieser Unglücklichen sind uns zugekommen, und wenn wir verwegen genug sein wollten, die Natur nach dieser Probe zu beurtheilen, so würden wir denken, sie habe nur einige Wenige dieser Race unbestimmt auf den Erdkreis gestreut, und ihnen nicht erlaubt, sich in eine Völkerschaft zu vereinigen; wenigstens haben alle Nachforschungen der Reisenden noch keine entdecken können. Man hat einige dieser Elenden von beiden Geschlechtern an den Küsten gefunden, wo sie von Fischen zu leben schienen, und denen man, vielleicht zu leichtsinnig, nicht mehr Verstand als den Austern, die sie von ihren Felsen holten, zugestanden hat.

Wenn diese Race zahlreich gewesen ist, so ist sie fast ganz verschwunden, und es ist von ihr nichts mehr da, als hinreichend ist, ihr Andenken zu erhalten. Dann ist sie auch zu wenig bekannt, um zu wissen, ob sie Unterabtheilungen hat, oder auch, um etwas bestimmtes von ihr zu wissen.

Man hat gedacht, daß vielleicht ihr physischer und moralischer Zustand die Folge einer Krankheit sei; einige haben sogar geglaubt, daß dies der Zustand der Krankheit selbst sei. Dies sind aber nur Vermuthungen, und man muß sie so lange als eine eigene Race betrachten, bis man über sie Aufklärungen erhalten hat, die die Zweifel in dieser Rücksicht heben können.

Die vierte Race ist die Amerikanische. Eine Race, die sich unter einem so verschiedenen Himmelstrich ausbreitet, der alle Zonen in sich begreift, muß sehr zahlreiche Unterabtheilungen haben. Auch hat sie deren eine unendliche Menge, aber ihr Hauptkarakter ist, einige wilde Horden in Norden ausgenommen, daß sie keinen Bart hat. Dieser Karakter ist eben so auffallend und eben so unvertilgbar, als die Wolle der Afrikaner, und es scheint mir eben so unwiderleglich, daß ihr Ursprung vom unsrigen verschieden sei.

Die neue Entstehung dieses festen Landes würde mir kein unwidersprechlicher Beweis scheinen, daß seine Bewohner aus der alten Welt dorthin gekommen wären; die Ebenen bloß scheinen erst vor kurzer Zeit

von

von der Herrschaft des Ozeans befreit zu sein; aber nichts kann uns dahin bringen zu glauben, daß ihre Berge überschwemmt gewesen sein sollten, während daß die unsrigen trocken waren. Wenn der **Pitschinka**, der **Tschimborasso** augenscheinliche Spuren vom Aufenthalte des Meers auf ihren höchsten Spitzen tragen, so bieten uns unsre Alpen dieselben Spuren dar, und es scheint mir der Vernunft gemäß anzunehmen, daß die Gebirge von Amerika den Ersten der Amerikanischen Race zum Aufenthalt gedient haben, so wie der Kaukasus und vielleicht der Atlas, oder jeder andre Berg, den Racen, die heutzutage Europa und Afrika bevölkern, zur Wiege gedient hat. Kurz, die Haare und der Bart scheinen mir die bestimmten Kennzeichen, durch welche die Natur die drei großen Racen, welche die Erde bevölkern, hat trennen wollen, (denn die **Albinos** sind in so geringer Anzahl, daß ich sie in Betracht mit den andern, nicht rechne). Diese Livree, die sie ihnen zu tragen geboten hat, ist unvertilgbar, sie besteht seit ihrem Ursprung, und wird das immerwährende Denkmal sein, welches die Verschiedenheit der Quellen, welchen sie ihr Dasein verdanken, bezeugt.

Nach dem System, welches ich eben entworfen habe, ist es nicht zu verwundern, daß die Portugiesische Race sich so ganz mit der Indischen vermischt hat, daß nach mehreren Generationen, man nichts mehr von ihr gewahr wird.

Unter

Unter den Damen von Pondichery sind wenige, die sich eines weißen unvermischten Ursprungs rühmen könnten. Wenn die Abkommenschaft sich immer durch Weiße fortgepflanzt hätte, so würde jeder Zweig einer Familie denselben Grad der Weiße haben, und der Unterschied würde unbedeutend sein. Aber es trift öfters ein, daß von zwei Schwestern die eine einen Portugiesen oder sonst einen Weißen, die andre einen Neger heirathet; daher können die Kinder zweier Geschwister, die einen sehr weiß, die andern sehr schwarz sein. Die Weißen können ein beträchtliches Glück machen, wärend die andern in dem Stand der Dienstbarkeit bleiben. Dies geschieht alle Tage, und ich führe daher einen in allem Betracht sehr schätzbaren Mann, der einen sehr ansehnlichen Posten bekleidet, an, der eine Frau von solcher Abkunft geheirathet hatte, deren Vater ein farbiger Offizier war, und der selbst zuerst darüber scherzte, da er ohnehin nicht sehr gut mit seiner Frau lebte. Er sagte sehr launig: daß er sich fürchte, seine Träger abstrafen zu lassen, wenn sie etwas begiengen, und daß er ihnen daher nur einen Verweis gäbe, weil er fürchte, vielleicht einen Vetter seiner Frau unter ihnen anzutreffen.

Man kannte zu Pondichery nur zwei Familien, deren Blut ganz rein war; die eine hatte zwei Söhne, die sich mit Indischen Familien verbunden haben; die andre hatte nur Töchter, die den Nahmen nicht fortpflanzen werden, also wird Pondichery in

20 Jahren nicht eine einzige Familie mehr haben, deren Europäische Abkommenschaft unvermischt wäre. Diese Verbindungen sind so gemein geworden, daß der Theil der Einwohner, der unter dem Nahmen der Portugiesischen Kaste bekannt ist, jetzt so beträchtlich ist, und sich so sehr vermehrt, daß mit Hülfe der Missionen sie zuletzt die übrigen verdrängen wird, die Braminen allein ausgenommen, die ihre Behutsamkeit, sich mit den Ausländern zu verbinden, nicht nur aufs äußerste treiben, sondern sogar jede Gemeinschaft mit ihnen meiden. Dies geht so weit, daß sie die Gefäße zerschlagen, woraus sie ihnen nach einem Gesetz der Gastfreundschaft zu trinken geben müssen, wenn es die Gelegenheit erfordert.

Denke jederzeit daran, wird einem Braminen von seiner Kindheit an gesagt, daß du geboren bist, um den übrigen Menschen zu befehlen. Diese Lehre wird täglich wiederholt, und trägt vielleicht eben so viel als alles andre dazu bei, ihnen die Meinung einzuflößen, die sie von ihrer Erhabenheit über die übrigen Kasten haben.

Die Braminen sind, was man auch einwenden mag, im Besitz der ersten Stellen, der Reichthümer, und genießen eines unbegernzten Ansehens. Diese Gewalt verdankten sie wahrscheinlich zuerst ihren physischen Kräften, ihren Waffen, und erhielten sich in demselben durch ihre Tugenden und ihre Einsichten. Sie verdanken zwar noch itzt das Ansehen, in dem sie stehen, den Kenntnissen, welche

sie

sie besitzen. Noch immer ist es die Meinung, die man von ihrer Tugend und Weisheit hat, die ihnen den ersten Rang giebt, aber es ist jetzt weiter nichts als eine Meinungssache, und die erste Revolution in den Grundsätzen kann ihnen diese Obergewalt entreißen. Ihren physischen Vorzug haben sie schon verloren; ihre Kaste hat, wie das ganze menschliche Geschlecht, viel von der Kraft, die die ersten Menschen gehabt haben müssen, verloren; das Ansehn, welches die Waffen geben, ist von ihnen auf die Mauren, welche sie besiegt haben, übergegangen. Wenn etwas sie auf der Stufe, auf der sie stehen, aufrecht halten kann, so ist es das Geheimniß, daß sie über ihre Ursprache, ihre Mysterien und ihrer Religionsbücher, über die Kenntnisse, die damit verknüpft sind, verbreiten, und mehr als alles dies vielleicht das Vorrecht, unmittelbar die Bedienung der Altäre unter sich zu haben.

Diese Altäre befinden sich in kleinen Tempeln, die man Pagoden nennt. Einige dieser Gebäude sind von beträchtlicher Größe, und nehmen einen großen Platz ein, aber nur die daran stoßenden Gebäude, die über den Thüren errichteten Thürme, die Umgebungen des Hofes, geben diesen Tempeln ein solches Ansehn von Größe. Die eigentliche Pagode ist immer nur ein kleines Gebäude, das höchstens 100 Menschen fassen kann, und liegt gewöhnlich in der Mitte des Hofes. Das Idol steht, mit Blumen geschmückt, auf einem Fußgestelle, dem Volke

zur Anbetung ausgesetzt. Man brennt vor dem Bildniß der Gottheit viel Kokosöl in einer Menge kleiner Lampen: man bringt ihm Opfergaben von Früchten, Milch, Korn, Oel und Blumen. Bei jeder Opfergabe klingelt man mit einer Menge kleiner Glocken, die an einem Gestelle von Holz, in Gestalt eines Triangels, befestigt sind. Dieses Geläute ist dem Gotte und der Menge angenehm, und wer durch sein Geschenk den Beifall dieser Glöckchen verdient hat, bezahlt dafür zum Vortheil der Braminen.

Niemand hat übrigens mit mehr Genauigkeit über diesen Gegenstand geschrieben als Sonnerat; mit seinem Buche in der Hand, bin ich das ganze Land durchreist, und ich werde mich wohl hüten, diese Materie nach ihm noch einmal von Grund aus zu behandeln. Ich verweise also diejenigen auf seine Werke, welche die nähern Umstände, vorzüglich was Religion betrift, über die Bilder, die man verehrt, und über die mannichfaltigen Sinnbilder, unter welchen man die verschiednen Menschwerdungen Brama's und die andern Gottheiten vorstellt, kennen zu lernen wünschen.

Die Weisheit wird z. B. unter dem Bilde einer Kuh verehrt. Man findet sie in allen Pagoden auf einem großen Fußgestelle in der Mitte des Hofes; man trift sie auf den Wegen an allen Straßenecken in einer kleinen Nische auf einem Pfahl.

Die

Die Indianer haben eine besondre Ehrfurcht für diese Göttinn, deren Unreinigkeiten bei ihnen in großer Verehrung stehen, und außerdem die Eigenschaften haben, die Insekten zu vertreiben. Auch waschen diejenigen, die sich die Verehrung derselben besonders angelegen sein lassen, ihre Häuser inwendig mit Wasser, worin Kuhmist aufgelöst ist. Auch bewerfen sie die äußern Wände damit, so daß manches Malabarische Haus weder einen angenehmen Anblick noch Geruch gewährt.

Von ihren Religionsgrundsätzen soll nur ein einziger hier angeführt werden, weil er die Reisenden eigentlich betrift.

Die Gastfreundschaft ist eine Tugend, die ihnen hauptsächlich empfohlen ist; deswegen ist ein Reisender für sie ein geheiligter Gegenstand. Man hat zwar einige Beispiele, daß sie deren, um zu berauben, ermordet haben, aber dies liegt nicht an ihren Lehrsätzen. Ueberall wissen sich Bösewichter von den Gesetzen loszumachen, und wenn einige Banditen sich dieses Ungehorsams schuldig machen, so befolgen es im allgemeinen die übrigen, sie beherbergen den Reisenden nicht nur, sondern sie kommen sogar seinen Bedürfnissen auf der Landstraße entgegen. Sie bauen eine Art von Karavanserai (Chauderies), wo jedermann hineingehen, seine Wohnung aufschlagen, seine Küche machen kann, wenn er Lebensmittel hat, und wieder fortgehen, ohne etwas zu bezahlen. Die Gastfreundschaft würde

noch größer sein, wenn der Unglückliche etwas zu essen fände; aber es ist schon viel, umsonst einen Aufenthalt in einem Lande zu verschaffen, wo das erste Bedürfniß ist, sich vor dem ungünstigen Klima zu schützen.

Diese Gebäude sind manchmal sehr beträchtlich. Sie werden von einem Manne bedient, der sie rein halten muß. Ein Reisender kömmt an, und nimmt ohne Umstände vom Hause Besitz, es gehört ihm für den Augenblick. Ein andrer kömmt nach ihm; der erstgekommene macht ihm Platz, und jener nimmt, ohne ihn zu fragen, ob er es auch zufrieden sey, den Platz ein, der ihm am besten gefällt. So geht es fort, bis das Haus voll ist; wenn die Hitze vorüber ist, macht man sich auf den Weg und sucht das nächste Quartier zu erreichen. Wenn die Nacht anbricht, macht ein jeder seine Einrichtung zum schlafen. Die Indier legen sich alle durcheinander, und wenn sich ein Europäer unter ihnen befindet, so haben sie die Gefälligkeit, ihm einen kleinen Winkel für sich einzuräumen. Obgleich die Gastfreundschaft ein Religionsgrundsatz bei ihnen ist, so bauen sie nicht destoweniger in ihren Aldeen oder Dörfern, vorzüglich auf besuchten Wegen, solche Gebäude, um die Unbequemlichkeit zu vermeiden, die dies ihnen verursachen könnte, und sichern sich auf diese Art vor dem Besuchen der Reisenden, denen, sobald sie ein öffentliches Haus antreffen, es nicht einfällt, bei den Einwohnern einkehren zu wollen:

wollen: vielleicht würden sie auch in diesem Falle nicht einmal aufgenommen werden. Außer diesen in den Dörfern oder nahe dabei liegenden Gebäuden, giebt es deren von einer Entfernung zur andern auf den Landstraßen von allen andern Wohnungen abgesondert. Wenn ein Reisender von der Sonnenhitze verbrannt oder in einer ungeheuren Ebene von einem Sturm überfallen, von jedem andern Zufluchtsort entfernt ist, so findet er überall auf seinem Wege, ohne Kosten, einen Schutzort gegen die Unbequemlichkeiten der Jahreszeit, oder der Witterung. Wenn es nicht genug Wasser in der Nachbarschaft giebt, so graben sie große Teiche, wo Menschen und Thiere sich baden und ihren Durst löschen können. Die Errichtung dieser Gebäude ist nicht allein eine Religionsvorschrift, sondern sogar ein Büßungsmittel. Jeder Reiche beeifert sich, da, wo er glaubt, daß es nöthig ist, welche erbauen zu lassen. Ein untreuer Beamter, ein Beamter, der seine Untergebene gedrückt hat, jemand, der durch unerlaubte Mittel reich geworden ist, alle diese glauben, durch die Errichtung dieser Gebäude Verzeihung zu erhalten. Den Reisenden wohl thun, heißt sich der Gottheit angenehm machen, und wenn jemand auch mit Verbrechen beladen ist, so wird er doch, wenn er zwei oder drei solcher Gebäude hat erbauen lassen, sanft und in der Ueberzeugung sterben, einer ewigen Glückseligkeit im Schooße Brama's zu genießen. In der Nachbarschaft großer

Städte findet man deren sehr beträchtliche, die in Zimmer oder Zellen abgetheilt sind, in welchen jeder für sich allein wohnen kann. Einige haben sogar noch ein daranstoßendes kleines, für Leute von Ansehn besser eingerichtetes Haus; aber auf dem Felde besteht ein solches Gebäude gemeiniglich nur in einem Viereck von Steinen, dessen drei Seiten mit Mauern umgeben sind, und deren Vorderseite offen bleibt, und wenn es groß ist, so ist diese Façade mit zwei oder drei Säulen geziert, welche den Giebel tragen.

Diese kleineren Gebäude haben eine ziemlich sonderbare Eigenheit, über deren Bedeutung ich keine Auskunft habe erhalten können. Das Innere von allen, oder wenigstens beinah von allen, ist mit Basreliefs von unten bis oben angefüllt; die Mauern, die Decke, die Säulen, das Pflaster, alles ist mit solcher grober Bildhauerarbeit bedeckt, welche die unanständigsten Gegenstände vorstellt; es sind Darstellungen vom schlüpfrigsten Inhalt. Wenn ihre Religion ihnen befiehlt, solche Gebäude zu errichten, so ist es doch schwer zu glauben, daß sie ihnen eine so unanständige Auszierung vorschreibe.

Die Religion des Brama hat ihre Dissidenten. Die einen verehren den Schiwen oder das böse Princip; sie mögen aber einer Sekte folgen, welche sie wollen, so haben sie nur Eine Art, die Gottheit anzubeten. Der Betende wirft sich nieder, und bringt

stillschweigend seine Gabe, welche die Priester in Empfang nehmen, und wenn er sich beim Bezahlen großmüthig bezeigt, so streut man ihm auf Arme und Stirn ein rothes, weißes, schwarzes oder gelbes Pulver, manchmal alle vier zusammen. Diese Pulver werden, je nachdem die Sekte ist, auf verschiedene Weise angebracht. Die Verehrer des Schiwen tragen drei Streifen in Gestalt eines Dreizacks, die aufrecht stehen; andere tragen sie in die Quere, bloß hingeworfen, ohne Form; mehrere haben nur einen Fleck von diesem Gemengsel, der durch das Kokosöl, womit man die Haut vorher gerieben hat, festgehalten wird. So weiß auch ihr Kleid sein mag, und so viel Sorge sie auch tragen, sich reinlich zu halten, so ist es doch unmöglich, sich einer Empfindung von Ekel beim Anblick eines Malabaren zu erwehren, der eben in seiner Pagode mit diesem Teig, der mit den Zähnen zerkaut scheint, im ganzen Gesicht beschmiert ist. Wenn man das Gemälde vollenden will, so muß man sich noch einen Mund mit Betel denken, der immer Blut auszuspeien scheint, welches einen wirklich schauderhaften Anblick giebt. Wenn ihre Privatverehrung stillschweigend geschieht, so sind dafür ihre Feierlichkeiten desto lärmender. Beinah alle Völker haben Gesang bei ihren religiösen Feierlichkeiten, einige haben sogar den Tanz dabei eingeführt. Die Christen der ersten Kirche tanzten an den Festtagen, und die Bischöfe selbst führten den Reigen an. Die

Juden tanzten vor der Bundeslade, und hatten vor dem goldnen Kalbe getanzt. Der Tanz mag eine Eigenheit ihrer Gottesverehrung, die sie aus Egypten mitbrachten, gewesen sein, oder diese kleine Nation, die so wenig wichtig war, daß sie keine ihr eigenthümliche Gebräuche hatte, mag diesen Gebrauch von ihren Besiegern in der Gefangenschaft angenommen haben, so scheint es doch immer gewiß, daß zu sehr entfernten Zeiten der Tanz zu den religiösen Zeremonien mehrerer Völker Asiens gehörte.

Dieser Gebrauch ist in Indien geblieben, und währt noch jetzt fort. Die Tänzerinnen, welche die Portugiesen **Bayaderen** genannt haben, werden auf Kosten der Pagode unterhalten, und müssen bei Feierlichkeiten tanzen; auch dienen sie zur Vergnügung der Oberhäupter der Sekte, die sie nach ihrem Willen gebrauchen. Diese Weiber haben durch die Beschreibung, welche die Reisenden von ihnen gemacht haben, einen großen Ruf erhalten; aber ich fand sie sehr unter der Schilderung, die man von ihnen macht. Es giebt wirklich einige recht hübsche darunter, aber ihr Tanz hat nicht das Anlockende und Wollüstige, was man von ihnen gesagt hat, und ihr Anzug, von dem man großen Lärm gemacht hat, hat sehr wenig verführerisches, wovon ich jedoch den Gebrauch, sich um die Augen einen großen schwarzen Kreis zu mahlen, ausnehme. So lächerlich dies auch scheinen mag, so macht es doch auf ihr Gesicht eine sehr gute Wirkung, und giebt

ihrem

ihrem Anblick eine unglaubliche Lebhaftigkeit. Uebrigens sind sie mit einem Gewand von Urgandi bekleidet, welches ziemlich durchgängig rosenroth, blau oder braun, und manchmal mit einigen Zierrathen von Gold gestickt ist. Ihr Anzug ist sehr reich, aber geschmacklos, und ob sie gleich zuweilen sehr anlockend angezogen sind, so fehlt es ihnen doch immer an Grazie. Ihr Kopf ist mit Kleinodien von Gold bedeckt; ihre Nase trägt einen großen Ring, den sie, um zu essen, wegschieben müssen, und ihre Ohren sind auf eine ungeheure Art mit einer unglaublichen Menge von Ringen aller Art beladen. Diesen letzten Putz haben sie mit allen Indianerinnen gemein. Man durchbohrt ihnen in ihrer Jugend die Ohren mit einem Durchschlag, und steckt in das Loch eine Springfeder, die es immer mehr vergrößert, welches ihnen den Knorpel so sehr erweitert, daß es sehr gewöhnlich ist, Frauen zu sehen, deren Ohren eine hölzerne Feder haben, in der Form einer Uhrfeder, und die im Durchmesser die Größe eines Laubthalers hat. Wenn sie ihren Staat anlegen wollen, so ziehen sie diese Feder heraus, und stecken an deren Stelle so viel Kleinodien in das Loch im Ohr, als nur hineingehn wollen. Ich habe einige gesehen, die so ungeheuer beladen waren, daß ich mich wunderte, daß der Knorpel nicht ausriß; und ich begreife nicht, wie er eine so große Last tragen konnte.

Die Bayaderen genießen einer Art von Ansehen und einiger Ehrenbezeugungen unter dem Volk. Der Vorrang, den sie behaupten, findet bloß im Innern der Pagode statt, weil ihr Dienst sie an das Idol fesselt, vor welchem sie tanzen. Einige von ihnen haben, unerachtet der Schwierigkeiten, die man hat, um zu ihnen zu kommen, die Begierden einiger Europäer sehr lebhaft erregt, und daher kömmt der Ruf ihrer Schönheit. Was mich betrift, so stehe ich nicht an, sie tief unter die Braminenweiber zu setzen; diese haben eine viel weißere Farbe (denn einige Bayaderen sind ganz schwarz), sind viel frischer, haben eine hübschere Figur, kurz, haben mir einladend geschienen. Die Bayaderen hingegen haben nie Eindruck auf mich gemacht, selbst wenn ihnen der Tanz zu Hülfe kam. Da übrigens alles, was von fern her kömmt, sich der Einbildung als wunderbar darstellt, so ist es gut, dem Leser zu sagen, daß, wenn das Wort Tänzerinn eben sowol den Indischen Gauklerinnen als auch den Opernnymphen in Paris beigelegt wird, sie doch in der Aehnlichkeit weit von einander unterschieden sind, nicht allein an Grazie und an Talent, sondern auch in der Art des Talents.

Der Tanz dieser Weiber ist eine taktmäßige Bewegung, nach einer Trommel, die ein Schwarzer mit den Fingern schlägt, und mit einem Liede begleitet, welches selbst für wenig delikate Ohren barbarisch klingen würde. Der Tanzmeister, oder wenigstens

stens der, welcher diese Art von Ballet dirigirt, bezeichnet den Takt durch eine kleine Glocke oder Zimbel, die er in der Hand hält, und mit der er an den Rand einer andern Zimbel schlägt, welches einen hellklingenden Ton hervorbringt, der die Tänzerinn anfeuert, und ihren Bewegungen Bestimmtheit giebt. Sie kennen übrigens keine zierliche Stellungen, keinen ordentlichen Pas; sie gestikuliren viel, und auf die Bewegung ihrer Arme schienen sie mir alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu wenden; manchmal spielen sie im Tanzen mit Maurischen Dolchen, worin sie mir sehr geübt schienen. Eine von ihnen, die für sehr geschickt gehalten wurde, ward einen Abend zum Oberhaupt der Malabaren gefordert, um in meiner Gegenwart zu tanzen; wahrscheinlich hatte man ihr einen Wink gegeben, denn sie schien erstaunlich viel Vergnügen daran zu finden, mich mit ihren Dolchen zu erschrecken. Jedesmal, wenn sie bei mir vorüber kam, drehte sie sich plötzlich nach mir, und zuckte mit vieler Festigkeit die Spitzen ihrer Dolche gegen mich, doch so, daß sie einen Finger breit von der Brust einhielt. Diese Bewegung ward durch den Schlag der kleinen Zimbel angeführt und bestimmt, welche der Tanzmeister unversehens nahe an meinem Ohr ertönen ließ, und die, zum großen Vergnügen der Menge, welche dies Schauspiel gewöhnlich herbeizieht, nicht verfehlte, mich jedesmal auffahren zu machen.

Die vornehmsten Feste, wo die Bayaderen öffentlich tanzen, sind der Jagdtanz der Götter, der Festtag des Wagens, und der des Elefanten. Wegen der umständlichern Beschreibung beziehe ich mich auf Sonnerat, und bemerke nur, daß die Jagd der Götter nicht mit so vielem Pomp als ehemals gefeiert wird. Das Fest des Wagens hat noch nichts von seinem Glanze verloren. Man kann indeß bemerken, daß der Revolutionsgeist, der den Erdkreis zu durchlaufen und die angenommenen Meinungen zu untergraben scheint, wie er auch sein mag, auf den Fanatismus der Indier zu wirken scheint. Ehemals waren alle Feste des Wagens mit dem Tode irgend einer Person bezeichnet, welche den Himmel zu verdienen glaubte, wenn sie sich von den Rädern oder von den schneidenden Instrumenten, womit diese versehen sind, tödten oder verstümmeln ließ. Ob sie zwar von dem Glück, welches die, welche sich dieser Todesart unterwerfen, in der andern Welt genießen, sehr überzeugt sind, so hat sich doch die Anzahl der Schlachtopfer sehr verringert, und man findet fast niemand mehr, der seine künftige Glückseligkeit so theuer erkaufen will. Wenn man die Pagode zu Dschagrenat, die berühmteste in ganz Indien, ausnimmt, so stirbt aufs höchste alle Jahr nur Ein solcher Heiliger auf diese Art, und man sieht niemand mehr, der sich bei dem Wagen niederwirft; oder wenn ja einer es thut, so hat er die Geschicklichkeit, dem furchtbaren Rade auszu-

auszuweichen, und gesund und frisch, oder wenigstens mit einer leichten Verwundung aufzustehn.

Doch trift man in Indien eine eben so große Menge Fakir's an als ehemals. Diese Leute weihen sich ganz den Qualen; aber nicht das Glück des künftigen Lebens reizt sie, und man würde wahrscheinlich nicht deren so viele sehn, wenn sie nicht schon in diesem Leben die Belohnung der Peinigungen, die sie sich bereiten, in dem erstaunenden Ansehn, welches sie genießen, und in den Ehrfurchtsbezeigungen, die man an ihnen verschwendet, fänden. Der hingegen, der sich dem Tode hingiebt, und ihn unter den Rädern eines heiligen Wagens sucht, muß die ganze Belohnung seiner Qual nach dem Tode erwarten, und nicht das mindeste davon wird ihm während seines Lebens zu Theil; daher ist dieser Reiz weniger lebhaft als der der Fakirs. Der bloße Glaube an Brama kann Märtirer des Wagens machen, der Stolz bestimmt die andern, und macht, daß sie die Qualen, die sie leiden, standhaft ertragen. Dieser Stolz muß sehr groß sein, und diese Leidenschaft muß einen sehr hohen Grad der Gewalt über das menschliche Herz erlangt haben, daß sie die Martern, denen sie sich unterwerfen, ertragen.

Unter allen Beispielen dieser Art, die mir aufgefallen sind, hat mir folgendes das meiste Gefühl von Abscheu und Mitleid für den Elenden eingeflößt, der der Gegenstand davon war; nehmlich die Faust beständig geschlossen zu halten. Die Hand des

Fakirs,

Fakirs, der sich zu dieser Art von Marter bestimmt hatte, war von seinen Nägeln durchbohrt, die, da sie nicht aufhörten, ohngeachtet dieser Lage zu wachsen, durch die Hinterhand gedrungen waren, und zwischen den Muskeln, die zur Bewegung der Finger dienen, hervorkamen. Man urtheile von der Länge der Dauer eines solchen Schmerzens, und von der Standhaftigkeit desjenigen, der ihn ertrug.

Uebrigens sind die Priester sehr große Gaukler, und besitzen auf eine wunderbare Art die Kunst, dem Volke etwas vorzumachen. Ich habe ein Beispiel davon in der Nähe von Pondichery beim Feste des Feuers gesehen. Ich sah, daß eine Frau, die ein Kind an der Brust trug, zweimal mit nackten Füßen durch einen Haufen glühender Kohlen ging, ohne das geringste Zeichen von Schmerz von sich zu geben. Dieser Haufen war über zwanzig Fuß lang; sie gieng langsam, und da an den Füßen dieser Frau, welche ich aus Neugier untersuchte, nicht die geringste Spur von Brand zu finden war, so ist dadurch die Betrügerei der Priester offenbar erwiesen. Ich habe keine Gewißheit erhalten können, ob die Frau mit dem Priester unter einer Decke spielte; es wäre möglich, daß er ihres Vertrauens und ihrer Einfalt gemißbraucht, und Mittel gefunden hätte, ohne daß sie sich dessen versah, ihre Füße mit einem fetten Körper zu bestreichen, der die Eigenschaft hätte, die Wirkung des Feuers zu verhüten, sie

mag

mag aber darum gewußt haben oder nicht, so ist es außer allem Zweifel, daß er ein solches Mittel gebraucht hat. Auch war unter dem Volke, meinen Dobaschi ausgenommen, der sonst für einen starken Geist galt, keine Seele, die nicht überzeugt war, daß die Macht der Gottheit allein sie vor den Angriffen des Feuers bewahrt habe. Ich weiß nicht, ob die Chemie in Europa das Geheimniß kennt, die Haut unverbrennbar zu machen, es ist aber gewiß, daß es nicht bloß in den Grenzen Indiens eingeschlossen ist, denn ich habe es auf der Afrikanischen Küste bei den Feuerproben, denen sich die Neger von Kongo, um sich von einem Verbrechen, dessen sie angeklagt sind, zu reinigen, unterwerfen müssen, wieder gefunden. Die Gangas haben die Aufsicht bei dieser Probe, und man übersteht sie, oder unterliegt, nach ihrem Gefallen.

Die Priester sind bei weitem nicht die einzigen Gaukler, und ich glaube sogar, daß sie nicht einmal die geschicktesten sind. Ihre Taschenspielerkünste, welche lange vorher vorbereitet sind, und noch vom Aberglauben unterstützt werden, haben einen großen Vortheil vor den andern, und müssen viel leichter hinreißen. Nichts gleicht der Geschicklichkeit der andern; unsre besten Taschenspieler könnten bei ihnen in die Schule gehn. Auf die Kunststücke, zu denen viel Behendigkeit erfordert wird, als Feuer, brennendes Werg, und eine große Menge Dornen auszuspeien, oder, daß man ihre Eingeweide aus

Bayerische Staats-Bibliothek München

dem Munde herauskommen sieht, und sie sie dann wieder hinter zu schlingen scheinen, und dergleichen Possen mehr, auf diese lassen sie solche folgen, wozu die größte Kraft erfordert wird, und die wirklich erstaunlich sind. Bei diesen findet kein Blendwerk, keine Taschenspielerei, keine Behendigkeit statt; was man erblickt, ist wirklich das, was man zu erblicken glaubt. Unter diesen Stücken giebt es eines, welches allen anatomischen Gesetzen Hohn spricht, und an dessen Wahrheit die größten Wundärzte zweifeln, ehe sie es gesehen haben. Ich habe selbst einige gekannt, die sogar, nachdem sie es gesehen hatten, es nicht haben glauben können, und ihren Augen nicht getraut haben. Ein, wie alle übrigen, ganz nackter Indianer, ohne Musselin an sich, ohne Gewand, kurz ohne alles, was ihm zur Taschenspielertasche dienen und ihm irgend eine Täuschung erleichtern könnte, dieser Schwarze nimmt einen Säbel, dessen Schneide und Spitze stumpf gemacht und abgerundet sind, und steckt ihn ganz in, seine Kehle, bis hinunter in die Eingeweide. Ich habe einige gesehn, bei denen der augenblickliche Reiz, welchen dieser Körper verursachte, Thränen hervorlockte; noch andre wurden dadurch zum Husten gezwungen, und da sie dies nicht konnten, so mußten sie, um nicht zu ersticken, die Klinge schnell herausziehn. Wenn sie endlich bis so weit gekommen ist, als sie nur kann, welches fast zwei Fuß ausmacht, so befestigen sie einen Schwärmer an den Griff, und stecken ihn

an,

an, und ziehen alsdann das Eisen heraus, welches von der Feuchtigkeit der Eingeweide ganz naß ist. Ich weiß, daß so etwas von dem Leser für eine Fabel gehalten wird, der man keinen Glauben beimessen muß. Dies nimmt mich nicht Wunder, denn ich selbst habe es, ehe ich es gesehen habe, nicht glauben wollen; ich mußte aber endlich dem Augenschein trauen, und dies Stück ist jetzt so gemein in Pondichery, daß unter den Reisenden, die diese Stadt besucht haben, vielleicht nicht einer ist, der es nicht gesehn hat.

Noch giebt es eine andre Art von Gauklern, die gefährliche Sprünge machen, die von den unsrigen nicht nachgemacht werden würden. Aber die unterhaltendsten von allen diesen Taschenspielern sind die, von denen man glaubt, daß sie die Schlangen bezaubern können. Ganz Indien wimmelt von kriechenden Thieren, aber vorzüglich giebt es hier viel Schlangen. Die Reisenden, die nicht genug Naturkundiger sind, um sie zu klassifiziren, unterscheiden deren drei Hauptarten, wovon die **Minutenschlange**, die erste ist. Dies ist eine kleine schwarze Schlange, mit gelben Ringen, die man häufig auf Wiesen antrift. Die scharfe Feuchtigkeit, die in ihren Bläschen enthalten ist, ist so beizend und stark, daß sie fast augenblicklich tödtet. Der gemeine Glaube der alten Weiber und des Pöbels ist, daß man gerade so viel Minuten nach dem Bisse lebt, als das Thier Ringe hat, woher der Name Minutenschlange kömmt. Es ist gewiß, daß die Zerstö-

rungen, welche das Gift dieser Schlange anrichtet, so stark sind, daß das beste Alkali, selbst im Augenblick des Bisses auf die Wunde gelegt, kaum das Leben fristen kann, und den gebissenen Theil niemals vor Hinschwinden und Erstarrung bewahrt. Bezoar ist unwirksam gegen das Gift der Minutenschlange, es kann nicht einmal den Tod verzögern. Es ist wahr, daß der größte Theil des Bezoar, den man im Lande kauft, falsch oder wenigstens schlecht ist. Die Indianer haben das Talent, ihn so dem guten ähnlich zu fabriziren, daß man sehr Kenner sein muß, um sich hier nicht irre führen zu lassen. Die Kaufleute, die mit Bezoar handeln, bringen ihn nach Pondichery und Madras, und führen große Skorpionen mit sich, die sie brauchen, um die Kraft des Steines zu bewähren. Der beste ist unstreitig der, welchen man in der Blase der Gazelle findet; daher sagen die Kaufleute, daß aller Bezoar von diesem Thiere herkomme. Sie lassen sich von einem ungeheuer großen schwarzen Skorpion, den sie dadurch anreizen, daß sie ihm auf den Rücken schlagen, in den Finger stechen; dann drücken sie den Stich stark, daß er blutet, halten unmittelbar den Bezoar darauf, und verdrehen ihren Körper auf allerlei Art, um den Zuschauer glauben zu machen, daß sie viel leiden. Nach einigen Minuten nehmen sie den Stein weg, unerachtet er an die Wunde anklebt, die nicht mehr blutet, weder geschwollen noch geifernd, und schon ganz heil ist.

Greift man gleich nach dem Bezoar, dessen sie sich eben bedient haben, so kann man gewiß sein, einen sehr guten zu haben; oft geschieht es aber, daß, unter dem Vorwand, ihn zu waschen, sie ihn vertauschen, und einen nachgemachten ohne Kraft an dessen Stelle geben.

Die zweite Gattung von Schlangen ist die, welche von den Portugiesen die **Mantelschlange, Kapella**, genannt wird. Sie ist daran kenntlich, daß sie an beiden Seiten des Kopfes zwei Häutchen hat. Im gewöhnlichen Zustand sind diese nicht bemerkbar, aber sobald die Schlange gereizt wird, entfalten sich ihre beiden Häutchen und bilden einen Kopfputz, welches sehr hübsch aussieht. Diese Schlange ist sehr gefährlich und vorzüglich sehr leicht zu reizen, aber das Alkali heilt ihren Biß gänzlich.

Die dritte Gattung ist die **Hausschlange.** Diese Art ist ganz und gar nicht gefährlich und nicht böse; sie schlüpft zu den Kindern in die Wiege, und thut niemals Schaden. Indessen kann man sich doch einer Art Schauder nicht erwehren, wenn man eine bei sich entdeckt, übrigens ist man auch auf den ersten Blick nicht gewiß, ob es nicht eine Kapella ist. Sobald man eine solche erblickt, so bemüht man sich vor allen Dingen, sie zu tödten, wenn man sie aber nicht erhaschen kann, so läßt man den Beschwörer holen. Dieser Mensch kömmt mit Körben beladen, in welchen er eine große Menge Schlangen aller Art trägt; seine Beine sind mit

ner Art Ringe geziert, die frei um die Knöchel seiner Füße spielen. Diese Ringe sind in der Mitte von einander gespalten, und diese beiden Theile sind hohl, so daß bei jeder Bewegung des Fußes des Scharlatans diese beiden Hälften aneinander schlagen, und einen sehr hellen Ton von sich geben, der beinah wie ein Becken, das man mit einem Hammer schlägt, klingt. Sie spielen auf einer Art von Sackpfeife, deren Sack unter dem Arme gedrückt wird. Sie hat einen sehr gellenden Ton, und betäubt die Schlange so, daß sie einzuschlafen anfängt, und sich leicht fangen läßt.

Der Gaukler fängt damit an, daß er die, welche er in seinen Körben hat, tanzen läßt, aber er läßt sie nicht eher heraus, als bis er einige Zeit gespielt hat, um sie etwas zu betäuben. Ungeachtet dieser Vorsicht scheinen die ersten, deren Körbe man öfnet, besonders die Kapellen, mehr zum Zorn als zum Tanz geneigt, indem man sie aber anreizt, läßt man sie sich in die Höhe richten und drohen. Der Mensch bleibt bei ihnen und stampft oft mit dem Fuße auf die Erde, um sie schnell zu betäuben. Dieser Zustand zeigt sich aus der Unbeweglichkeit der Schlange, deren Auge matter wird, und bald darauf geben ihr die Bewegungen ihres Körpers, die durch die Betäubung, welches der sie umgebende Lärm bewirkt, entstehen, wirklich das Ansehn, als ob sie tanze. Die, welche man fangen will, wird durch den Lärm herbei gelockt, und verfehlt nicht

aus

aus ihrem Schlupfwinkel hervorzukommen. Wahrscheinlich durch den Anblick ihres Gleichen verführt, zögert sie nicht, sich zu ihnen zu gesellen, sie richtet sich wie die andern in die Höhe, und theilt bald ihre Schläfrigkeit. Der Gaukler wirft ihr nun einen Korb auf den Kopf, und trägt sie mit den andern davon, unter denen sie nun auch figurirt, und ihnen nichts an Geschicklichkeit nachgiebt. Der Beschwörer fordert keine andre Belohnung, als das Thier, das er mit sich nimmt. Es ist selten, gleichviel in welchem Lande, daß die, welche von der Leichtgläubigkeit andrer leben, nicht allen ihren Handlungen einen Anstrich von Wunderbarem geben, als ein unfehlbares Mittel auf den Pöbel zu wirken. Darum überreden die Schlangenbeschwörer ihre Zuschauer, daß einige Reiskörner hinreichend seien, ihre vorgegebene Bezauberung der Schlange aufzuheben, daß sie selbst dadurch der größten Gefahr ausgesetzt wären, und ihr Instrument verstumme. Die Europäer unterlassen nicht, ihnen einige Körner davon hinzuwerfen, und sie bemerken es gewöhnlich sehr schnell im selben Augenblick, da man ihnen diesen Streich spielt; alsdann stellen sie sich, als ob sie keinen Ton aus ihrer Pfeife herausbringen können, und fallen in Ohnmacht. Die Schlangen, die keinen Lärm mehr hören, ermuntern sich, und suchen zu entfliehen. Vor Schrecken laufen gleich alle davon, und die Herzhaftesten suchen den Beschwörer wieder zu sich

selbst zu bringen, der, sobald er die Schlangen Anstalt zum Entfliehen machen sieht, zuerst die Besinnung wieder erhält. Uebrigens findet diese Komödie nicht statt, wenn man ihm Reis, ohne daß er es gewahr wird, hinstreut; eine sichere Probe, daß es nichts als Gaukelei ist.

Die Indianer brauchen keine Pomade für ihre Haare, sie glauben aber wie wir, daß ein fetter Körper zu ihrer Erhaltung beiträgt, und bedienen sich daher des Kokosöls. Die Malabaren gebrauchen es nur wenig, die Portugiesische Kaste hingegen sehr stark. Wenn dies Oel frisch ist, so hat es nichts Unangenehmes. Da sie aber keinen Puder tragen, so wird das Oel ranzig, und bekömmt einen unerträglichen Geruch, woran die Eingebornen sich gewöhnen. Für einen Fremden ist er aber zurückstoßend, und oft haben mir die elegantesten Damen, ungeachtet ihrer Anmaßungen und der hohen Meinung, die sie von ihren Reizen hatten, Ekel verursacht. Aus Höflichkeit muß man diesen Ekel bezwingen, aber oft habe ich, um dieses grausamen Geruchs willen, der mich überall verfolgte, meine Besuche abgekürzt. Ein für Fremde nicht weniger unangenehmer Gebrauch ist die Gewohnheit Betel zu kauen, welche den Indianern von allen Kasten, und von beiden Geschlechtern, zur Nothdurft geworden ist.

Der Betel ist eine Staude, deren Blatt beinahe die Größe und Gestalt eines Maulbeerblatts,

und

und beinah die Struktur eines Epheublatts hat; es ist wie dies letztere, glatt, und auf einer Seite dunkelgrün. Sein Geruch ist sehr stark, gewürzig und scharf; sein Geschmack ist beißend, strenge, und ohne Zumischung kann man ihn nicht ertragen. Um ihn zu mildern, nimmt man die Arekanuß und etwas Kalk dazu, welches man in das Blatt rollt, ehe man es kaut. Die Wirkung aller dieser Ingredienzen ist, daß man erstaunlich viel Speichel von sich geben muß, daher die Eingebornen beständig ein Gefäß, um hineinzuspucken, bei sich haben müssen, und in einigen Häusern setzt man dies sogar auf den Tisch. Der Kalk entblößt ihnen die Zähne, welche er, so wie das Zahnfleisch, wegfrißt, und die Arekanuß färbt ihnen den Mund mit einer Blutfarbe, welches einen schauderhaften Anblick giebt. Nichts ist ekelhafter als so ein Indianischer Mund. Die schwarzen, bis an die Wurzel entblößten, von einem rothen Weinstein zerfressenen und bedeckten Zähne, geben ihnen ein um so schrecklicheres Ansehen, da sie beständig Blut auszuspeien scheinen. Die Arekanuß färbt alles, was sie berührt, mit dieser Farbe. Vorzüglich aber flößen ihre Schnupftücher den Fremden den meisten Ekel ein, und es gehört ein langer Aufenthalt im Lande dazu, um sich daran zu gewöhnen.

Die Künste und die Mechanik sind in ganz Indien noch in ihrer Kindheit. Man hat hier keine Maschinen, keine großen Instrumente, keine hy-

draulischen Kenntnisse, kaum hat man die nöthigen Werkzeuge für die Arbeiten, die man unternimmt. Der Zimmermann, der Tischler, haben keinen Werktisch, sie arbeiten auf der Erde sitzend, und bedienen sich des großen Fußzehes, um das Stück zu halten, welchem sie mit vieler Geduld die gehörige Form geben. Die Hacke gebrauchen sie wenig, weil sie dadurch zum Stehen gezwungen werden; selbst das größte Stück fürchten sie sich nicht bloß mit dem Meißel anzugreifen, den sie sitzend führen können. Uebrigens gehört nichts als ein schlechtes Lineal, ein Meißel, ein Hammer und eine Säge zur Werkstäte eines Tischlers in diesem Lande. Bloß mit diesen Instrumenten und seiner Geduld macht er alle Arbeiten, wovon man ihm das Modell giebt. Die Goldschmiede sind nicht besser versehen. Man läßt einen Gold- oder Silberarbeiter holen, wenn man einen braucht. Er schlägt seinen Sitz in einem Winkel des Hofes auf; ein Hammer, ein Ambos, eine schlechte Feile, eine tragbare Schmiede und ein Schmelztiegel machen sein ganzes Geräth aus. Mit diesem arbeitet er den ganzen Tag, um einen Ring zu machen, und so gelingt es ihm, noch viele andre Arbeiten zu machen, die keine große Zeichnung erfordern; manche von diesen letztern unternehmen sie gar nicht. Unsre Europäischen Meisterstücke sind über ihre Kräfte, aber nichts destoweniger machen sie zu ihrem Gebrauch sehr künstliche Sachen. Der Schmid ist verhältnißmäßig eben so unbekümmert,

alles

alles zu schmieden. Er läßt sich, gleichviel wo, nieder, macht in der Erde ein kleines Loch, zündet Feuer darin an, und befestigt dabei zwei wohl genähte Hammelfelle, die sich jedes in eine Röhre endigen, welche den Wind leitet. Die Haut ist an einem Ende offen und ist auf zwei Stücken Holz genagelt, die zu Griffen dienen. Der Schmid sitzt vor seinem Feuer, faßt mit jeder Hand die Griffe einer Haut; wenn er die Hand öfnet, so zieht er den Wind ein, und wenn er sie zumacht, bläst er ihn aus. So kann er sehr gut mit beiden Händen blasen, während daß er mit dem Fuße das Stück am Feuer zurecht legt oder festhält. Wenn es glühend ist, hört er auf zu blasen, und da sein Ambos neben ihm steht, so schmiedet er ohne aufzustehen, was er will, und ist das Stück, das er glühend machen will, zu groß für zwei Blasebälge, so nimmt er deren vier, und er kann sechse nehmen, da er nichts als zwei Kinder braucht, um sie in Bewegung zu setzen. Ein Hammer, ein Ambos und zwei Hammelfelle ist daher alles, was er braucht. Mit diesem unternimmt er alle Arbeit bei dem Bau eines Hauses.

Ihre Bildhauer sind nicht besser als ihre Tischler versehen, und nichts ist sonderbarer, als wenn man sieht, wie sie ihre Stücke unter dem Fuße mit vieler Geschicklichkeit bearbeiten. Was ihre Mahler betrift, so mahlen diese nur auf Leinwand. Sie breiten ein Stück in ihrem Hofe aus, und setzen

sich

sich daneben, denn bei allem können sie nur sitzend arbeiten. Ihr Werkzeug besteht in einem oder zwei Pinseln von Bambuholz, deren Spitze zerquetscht ist, wodurch sie sich in ziemlich grobe Fäden zertheilt. Diesen schlechten Pinsel tauchen sie in Farbe, die in einem kleinen Gefäße von Holz enthalten ist, und zeichnen und mahlen damit die schönen Zitze, die wir in Europa kaum nachmachen können. Sie halten ihren Pinsel zwischen dem Zeige- und Mittelfinger, so wie sie beim Schreiben die Feder halten; aber bei diesem Talent ist ihnen ihre Geduld nicht sehr nöthig, denn sie zeichnen mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit.

Von allen ihren Handwerkzeugen oder Maschinen ist ihr Weberstuhl fast das einzige das sich den unsrigen nähert. In Pondichery giebt es einige, die nach unsern Modellen gemacht sind, aber in den Aldeen sind sie weit einfacher. Uebrigens, mit Ausnahme der Bequemlichkeit für den Arbeiter und der Vollkommenheit in allen Theilen, haben ihre Weberstühle ziemlich viel Aehnlichkeit mit den unsrigen, und leisten eben das. Nichts ist leichter mit sich fort zu bringen; und wenn eine Indianische Familie aus einem Hause zieht oder reist, so wird er auseinander gemacht, und ein Kind nimmt ihn auf seine Arme, und trägt so den Unterhalt des ganzen Hauses.

Die Baumwollkämmer sind die einzigen, deren Instrument mir sinnreich geschienen hat. Die

Baum-

Baumwolle ist die Quelle ihrer Reichthümer. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie auf die Maschine, welche sie in Stand setzt, gesponnen zu werden, Sorgfalt gewandt haben. Es ist ein großes Instrument, dessen Obertheil dem Griff unsrer Violinen ziemlich ähnlich ist. Auf diesem Werkzeug ist eine dicke Darmsaite stark angespannt, welche sie in der Baumwolle mit den Fingern in Schwingung setzen. Sie durchfährt diese, schnellt sie in die Luft, theilt und reinigt sie vollkommen. Ihr Spinnrad ist gerade so wie das unsrige, d. h. wie das große Rad, dessen sich unsre Bäuerinnen, um Wolle zu spinnen, bedienen. Die Vollkommenheit des Gespinnstes hängt von der Geschicklichkeit des Arbeiters ab.

Ihre Architektur ist im Verhältniß nicht über ihre andre Künste erhaben. Die Proportionen sind dabei sehr verkürzt. Ohne mich in diesem Betreff in nähere Untersuchung eingelassen zu haben, hat es mir geschienen, als ob sie zwei Ordnungen hätten, eine sehr dicke und sehr kurze, deren Simswerk der Toskanischen ähnelt. Die andre ist dünn, länger, und endigt sich in ein Kohlhaupt, das dem Korinthischen nicht ähnlich ist, und es ersetzt ohne seine Schönheit zu haben.

Ihre Art große Gebäude zu erbauen ist ziemlich sonderbar. Ihre Häuser sind von Ziegelsteinen, und bei diesen brauchen sie die bekannte Verfahrungsart: sie machen ein Gerüst nach der gewöhnlichen Weise;

wenn

wenn sie aber Pagoden oder Herbergen von Granit zu bauen, und schwere Lasten in die Höhe zu bringen haben, verfahren sie ganz verschieden. Sie haben keine Flaschenzüge, Winden und Krahne, kurz nichts von den Instrumenten, die zur Vermehrung der Kräfte beitragen; sie helfen sich aber auf eine sehr sinnreiche Weise. Sie machen den Grund nach der gewöhnlichen Art, und wenn die erste Steinlage auf dem Erdreich errichtet ist, so häufen sie Erde darneben auf, und treten sie fest, indem sie ihr nach der äußern Seite eine Abdachung geben. Um die zweite Lage zu machen, rollen sie die Steine auf dieser Abdachung hinauf, und so kommen sie geradeswegs an ihre Stelle. Dann tragen sie wieder Erde zu, vermehren die Abdachung, und wiederholen dies bei jeder Schicht bis zum Giebel, so daß, wenn ein solches Gebäude vollendet ist, es völlig vergraben ist, und fast wie ein kleiner Berg, der nach allen Seiten abgedacht ist, aussieht. Wenn alles fertig ist, räumen sie die Erde weg, und das Gebäude steht da.

Das Innere ihrer Prachthäuser ist mit einer Art Mastix bekleidet, den sie Stuk nennen. Diese Mischung sieht vollkommen wie Marmor aus, und wenn sie gut gemacht ist, erlangt sie eine Härte, und eine so vollkommne Politur, daß, wenn sie nicht der Witterung ausgesetzt ist, sie zwanzig Jahre und drüber dauert. Sie besteht wegen Mangel an Gyps aus gesiebtem Kalk, Zucker, Oel und Eiweiß.

Die

Die Werkstätte der Schuster ist am besten versehen. Sie haben eine ziemlich große Menge von Werkzeugen, aber sie nähen das Leder nicht wie wir, sondern sie bedienen sich dazu eines kleinen Werkzeuges, welches ganz dem Haken der Europäischen Sticker gleicht. Auf diese Art geht zwar der Faden von einer Seite der Sohle hindurch zur andern, aber es ist der doppelte Faden, nicht das Ende. Durch diesen doppelten Faden ziehen sie einen andern, an welchen sich der erste anschließt. Diese Art zu nähen geht sehr geschwind, auch wissen sie sich sehr zu fördern. Ein Arbeiter nimmt am Morgen zu einem Paar Schuhen Maaß, schlachtet ein Böckchen, zieht ihm die Haut ab, gerbt sie, und Nachmittags bringt er die Schuhe, die der Form und dem Aeußern nach sehr gut gemacht sind. Man begreift sehr leicht, daß diese Art zu gerben sehr unvollkommen ist; die Verfahrungsart ist sehr zusammenziehend, aber das Leder ist mit Ausnahme der Farbe nichts als rohes Leder. Ihre Art Maaß zu nehmen ist, daß sie den Fuß in die Hand nehmen; sie brauchen nichts weiter, als ihn nur zu befühlen, um einen Schuh zu machen, in welchen man leicht hinein kommt, und der auf keine Art beschwerlich ist und doch gut sitzt, aber die Materialien, woraus er gemacht ist, sind abscheulich. Die erste Unannehmlichkeit ist, daß das Leder frisch gegerbt ist; es ist feucht und schmeidig, wenn man den Schuh anzieht, aber es wird bald so hart wie Pergament:

die zweite Unannehmlichkeit ist, daß sie mit Baumwolle genäht sind; wenn man daher von ungefähr den Fuß ins Wasser setzt, so reißt der Faden sogleich, und der Fuß fährt durch den Schuh. Wenn man das Glück hat, das Wasser zu vermeiden, und die Baumwolle gut genug ist, um ein oder zwei Tage zu halten, so reißt das Oberleder doch bei dem ersten Stoß mit dem Fuße. Wenn man daher auf einen Ball geht, und man sich nicht Europäische Schuhe verschaffen kann, so nimmt man gewöhnlich zwei Paar mit sich. Um dies aber zu vermeiden, lassen sich die Einwohner von Pondichery Zwirn aus Europa kommen, und lassen diesen statt der Baumwolle, nehmen, wodurch die Schuhe, wenn sie mit Sorgfalt gemacht sind, länger halten.

Die vorzüglichste Bebauung Indiens hat den Reis zum Gegenstande. Man baut wenig Weizen, und dies Wenige ist zum Gebrauch der Europäer bestimmt. Was die Indianer betrift, selbst die Portugiesische Kaste mitgerechnet, so nähren sie sich alle von Reis, bei welchem sie sehr wenig Körner zu mahlen, und daher keine Mühle nöthig haben. Sie könnten wohl Windmühlen bauen, aber es ist ein Glück für sie, daß sie deren entbehren können, denn die Windstillen oder die Windstöße würden sie einen Theil des Jahres hindurch in Unthätigkeit setzen, und was die Wassermühlen betrift, so ist das Land so flach, die Gewässer haben keinen Lauf, oder

wenig-

wenigstens so wenig, daß man schwer Mittel finden würde, ihnen genug Fall zu geben, um die Räder in Bewegung zu setzen. Das Korn verwandeln sie durch Handmühlen in Mehl. Die Bevölkerung ist so beträchtlich, die Mittel zur Industrie so wenig zahlreich, folglich die Handarbeit so wohlfeil, daß der Gebrauch, alles ohne Maschinen zu bewerkstelligen, aufhört, eine Unbequemlichkeit zu sein. Es ist wahr, sie können nie große Kräfte anwenden, aber in ihrer Marine habe ich sie durch eben so sinnreiche und einfache Mittel, als ich bei ihren Gebäuden angeführt habe, sich helfen sehen.

Sie kennen eine Art Mühle, deren sie sich bedienen, um Kokosöl zu erhalten. So unvollkommen auch diese Maschine sein mag, so leistet sie ihnen doch soviel als eine bessere. Verschiedne Europäer haben ihnen Modelle geben wollen. Herr Beggle in Madras hatte eine große Mühle erbaut, die mehrere Ochsen in Thätigkeit setzten. Diese Maschine bewegte mehrere Räder, übertraf bei weitem die Mühlen des Landes an Schnelligkeit, und leistete einen viel beträchtlicheren Nutzen. Die Schwarzen kamen, sie zu betrachten und zu bewundern, aber nichts destoweniger sind sie beim Gebrauch der ihrigen geblieben, und die Ursach davon hat mir nicht unvernünftig geschienen. Eine solche Maschine zu erbauen, erfordert eine große Menge Materialien und große Kosten; die erste Ausgabe wäre für einen Indianer zu groß, außerdem wäre eine zu

große Menge Ochsen und Menschen zur Arbeit nöthig. Der Reiche, der diese Spekulation hätte machen können, betrachtet sie als unter seiner Würde, und will sich nur mit dem Leinwandhandel und dem Agio der Münzen beschäftigen. Der gemeine Mann, der sich zu dieser Art Arbeit bestimmt, braucht nur zwei Ochsen, und oft nur einen. Seine Mühle besteht in einem großen Gefäß, in welchem ein Zapfen, der durch einen Baum in Bewegung gesetzt wird, an welchem die Ochsen angespannt sind, den Kokos preßt, und das Oel ausdrückt. Diese Maschine steht in freier Luft; er braucht dazu kein Haus, keine Leute; er allein steht zwischen seinen beiden Ochsen, führt sie im Schritt, und arbeitet gerade so viel als er zu seinem Unterhalt braucht.

Uebrigens ist die Auspressung des Kokosöls die einzige Arbeit, die eine Mühle erfordert. Sie dreschen ihren Reis weder in einer Scheune noch in einer Tenne. Ein Mann mit untergeschlagenen Beinen sitzend, nimmt eine Handvoll Stroh in die linke Hand, legt sie auf ein Stück Holz, das auf der Erde quer vor ihm liegt, und drischt mit einer Art von Schlägel, den er in der rechten Hand hält. So viel sie auch zu dreschen haben, so verfahren sie nicht anders, sie vermehren nur die Anzahl der Arme. Wenn das Korn von seiner Hülle frei ist, und sie es kochen wollen, so werfen sie es in einen großen Mörser, der aus einem Baumstamm gemacht, und in Gestalt eines umgekehrten Kegels, ausgehöhlt

ist,

ist. Er kann zwanzig Pfund und drüber fassen, und sie stoßen es mit einem großen Stock eine oder mehrere Stunden hindurch klein. Diese Arbeit, wobei sie stehen müssen, ermüdet sie sehr, und wenn sie geendigt ist, hat das Zerstoßen den Reis so gereinigt, daß man ihn sieben und waschen kann, um ihn an's Feuer zu setzen.

Sie bearbeiten ihr Feld mit dem Pflug; wenn es an einer Wasserquelle liegt, so bestimmen sie es zum Reisbau, damit man es nach Willkühr unter Wasser setzen kann. Das Feld zerfällt in kleine Abtheilungen wie in Europa ein Salzteich. Die Dämme sind einen Fuß hoch, und bestimmt das Wasser zurückzuhalten. Man weiß, daß Flüssigkeit mit Hitze verbunden Vegetation hervorbringt, und es scheint, als ob der Reis viel Wasser verlange, um sich schnell zu entwickeln. Ich weiß, daß es dort Bergreis giebt: es ist wahrscheinlich, daß das Wasser nicht so wesentlich nöthig zur Beschleunigung des Wachsthums dieser Gattung ist; man glaubt aber, daß er schädlich sei, und die Ruhr verursache. Der Reis des flachen Landes muß immer sechs Zoll unter Wasser stehen, worin er zunimmt. Das Feld wird nicht eher abgelassen, als bis das Korn seiner Reife nahe ist. Hier zeigt sich das Genie der Indianer in der Art, ihre Ländereien zu bewässern. Entblöst von allen hydraulischen Maschinen und allen Mitteln, große mechanische Kräfte anzuwenden, bedienen sie sich

eines Instruments, das sie Pikora nennen, oder wenigstens haben die Europäer es so genannt.

Der Boden des flachen Landes der Halbinsel Indiens ist noch nicht völlig ausgetrocknet, die Oberfläche allein ist ganz von dem Elemente befreit, welches sie ehemals beherrschte. Aber dies Erdreich ruht auf keinem festen Grund; man braucht nur wenig zu graben, so trift man auf Wasser, welches sich in der zu geringen Anzahl von Jahrhunderten nach seiner Zurücktretung von der Oberfläche noch nicht hat verlaufen können. Indem es überall durch die Erde durchsikerte, und durch die Regengüsse und Ströme, die sich zur Regenzeit von den Bergen herabstürzen, erneuert wurde, verlor es die salzigen und bituminösen Theile, die es enthielt. Dies macht es an vielen Stellen trinkbar, an verschiedenen andern ist es aber doch etwas salzig. Man braucht daher nur in dem Winkel eines Feldes zu graben, um einen Brunnen, der zu Bewässerung taugt, zu machen. Neben diesen Brunnen stellt man einen Pfahl von ungefähr 15 bis 18 Fuß Höhe, der einem großen Hebebaum, der den vierten Theil länger als der Pfahl ist, zur Stütze dient, und der durch eine Axe, die beinah das Viertel seiner Länge enthält, getragen wird. An das kleine Ende hängt man eine Stange, die so lang ist als die Tiefe des Brunnens beträgt. An das Ende dieser Stange befestigt man einen großen Kessel oder Korb, der ungefähr eine halbe Barrike mehr oder weniger faßt.

Ein

Ein Schwarzer steht am Rande des Loches, und taucht diese Art von Eimer unter. Wenn er voll ist, gehet ein andrer Schwarzer, der auf dem Hebebaum steht, nach dem großen Ende zu, und sein Gewicht, verbunden mit dem des Schwengels, hebt das Wasser empor, und bringt es an den Rand des Brunnens, wo der erste Schwarze nichts weiter zu thun hat, als es in einen dazu gemachten Kanal zu gießen, welcher es in die Abtheilungen des Feldes leitet, das zu diesem Endzweck eingerichtet ist. Dies Geschäft wird sehr lebhaft vom Morgen bis zum Abend beim Schall eines Liedes betrieben. Eine solche Pikota kann fünf Barriken in einer Minute geben, wenn die Schwarzen sie mit Schnelligkeit wollen gehen lassen. Es ist gewiß, daß man mit wenig Maschinen, die so wenig Kosten und Mittel brauchen, um sie in Bewegung zu setzen, so viel Wasser erhalten würde.

Die Indier sind im allgemeinen mäßig und faul; sie brauchen wenig zu ihren Bedürfnissen, und sind diese Bedürfnisse einmal befriedigt, so kann nichts sie dahin bringen mehr zu arbeiten. Wenn daher der gemeine Mann zwei Rupien hat, so kann er einen Sack mit Reis bekommen, und er arbeitet nicht, so lange dieser Vorrath währt. Außerdem sorgen schon die Taxeneinsammler dafür, daß diese Faulheit keine Nahrung bei ihnen finden kann. Die Bedrückungen dieser Diener der Regierung übersteigen alles, was man davon sagen könnte.

Die unglücklichen Einwohner können kaum drei oder vier Rupien zusammenbringen, ohne daß die andern es erfahren, und sie ihnen abzuquälen kommen.

Die andern Gegenstände, deren Anbauung sich die Indianer ergeben, sind die Baumwolle und der Indigo. Die erstere ist die kleine Baumwolle der Antillen, sie bauen und sammeln sie wie überall; aber ihre Art, den Indigo zu zerquetschen und niederzuschlagen, ist ganz von den gewöhnlichen Verfahrungsarten verschieden. Man trift hier keine große Anstalten, wie man sie auf unsern Inseln sieht, keine große Kufen, um eine große Menge Kräuter mit einemmale zu schlagen oder zu zerquetschen. Der Arbeiter, der ein wenig Indigo nöthig hat, zerquetscht es und schlägt es in einem Topfe. Diese Operation ist von einer Langsamkeit, die ihm Gelegenheit giebt, seine Geduld zu üben, welche die Unterhaltung einer großen Fabrike nicht geben würde. Ziemlich gewöhnlich lassen sie ihn sich von selbst niederschlagen, und wenn das Wasser nicht hinreichend geschlagen ist, um die Theile des Indigo aufzulösen, die sich dann schwer niederschlagen würden, so beschleunigen sie es durch Kalk, die gewöhnliche Verfahrungsart in Cayenne, von wo sie nach Isle de France gekommen ist.

Zu den Gattungen des Anbaus, die ich eben genannt habe, fügen die Indier noch den des Kokosbaums. Ich habe anderswo gesagt, daß

dieser

dieser Baum das kostbarste Geschenk sei, welches die Natur dem Menschen gemacht hat. Ich will daher die Vortheile, die man daraus zieht, hier nicht auseinander setzen, noch welchen Gebrauch man aus seinen Früchten, deren Wolle, seinen Blättern und Holze macht, ich will nur anmerken, daß sie das Vermögen derjenigen ausmachen, die deren in der Nachbarschaft von Indischen Städten besitzen. Wer einen kleinen Garten mit 300 Kokosbäumen besitzt, welches wegen des kleinen Zwischenraums, den man bei der Pflanzung läßt, keinen großen Strich Landes beträgt, der, sage ich, zieht ein hinreichendes Einkommen daraus, um nichts weiter zu bedürfen. Hundert Kokosbäume werden in diesem Fall dazu bestimmt, Kalu oder Palmenwein zu geben, die übrigen geben die Frucht, woraus man das Oel zieht, und deren Wolle man für die Marine verkauft. Ein gleiches Eigenthum würde zu Pondichery jährlich über tausend Rupien einbringen; eine unerhörte Summe für einen Indier. Man kann von dem Preise des Lebensunterhalts in dieser Stadt nach dem der Herbergen und Pensionsanstalten schließen. Von letzteren giebt es bis zu dreißig Rupien den Monat, bei welchen man mit Luxus lebt; und dazu haben sie sich noch beträchtlich erhöht, denn sie kosteten weniger vor dem Kriege. Man begreift, wie viel Vortheile in der Oekonomie ein eigenes Haus vor solchen Tischen hat.

Die Ausziehung des **Kalu** oder Palmenweins geschieht wie auf der Küste von Afrika, immer durch eine Oeffnung, die man in einen der größten Zweige macht, daß der Saft herausläuft, den man in Indien **Kalu** nennt; aber die Art, auf den Baum zu steigen, ist ganz verschieden. Der Schwarze, der diese Arbeit verrichten soll, stellt beide Füße in einen Ring von Stricken, der sechs Zoll lang sein mag. Dieser Ring dient ihren Füßen zum Widerhalt, so daß sie sich nicht von einander entfernen können, und da sie auf dem höckerichten Baumstamm nicht ausgleiten können, ihm zur gewissen Stütze dienen, auf welche er sich in die Höhe richtet, indem er den Stamm mit beiden Armen umfaßt, und so immer von sechs zu sechs Zoll bis hinauf klettert.

Die gewöhnlichen Früchte Indiens sind die Bananas, der Pisang, die süße und bittre Orange, die Citrone, der Pompelmus, die Ananas, die Manga, vorzüglich eine Art dieser letztern, die zu **Velur** wächst, und von großer Delikatesse ist, der Zimmetapfel, sonst auch **Atta** genannt, der Rosa-Dscham, der Letschi, der Mangustan und der Saranguſtan. Zu Madras fängt man an die Brodfrucht zu finden. Alle Früchte, die ich hier genannt habe, sind hinlänglich bekannt, und haben keiner Beschreibung nöthig.

Die Europäischen Gemüse gedeihen hier ziemlich gut. Zu denen, die einheimisch sind, gehören die

Brette

Brette und der Ignam. Die Brette ist ein Gemüse, das dem Spinat ähnelt und in der Küche an dessen Statt gebraucht wird; sie ist sehr bitter, und kann nicht ohne Zuthaten gegessen werden. Der Ignam ist eine sehr schmackhafte mehlige Wurzel, die man wie Brod ißt.

Ich werde nichts von den Vögeln Indiens sagen; Sonnerat hat sie vollkommen kennen gelehrt. In Ansehung der vierfüßigen Thiere, will ich die Behauptung wagen, daß der Elefant in Europa noch nicht recht gekannt ist. So tiefe Ehrfurcht ich auch für Büffon hege, kann ich doch den Mangel der Fortpflanzung in der Gefangenschaft nicht auf Rechnung der Schamhaftigkeit dieses Thiers setzen. Der Elefant entsagt in diesem Zustande der Liebe nicht; es ist nicht einmal nöthig, daß er in Brunst sei, um sein Weibchen zu suchen, das er sehr karessirt. Die Ruthe ist wie bei allen vierfüßigen Thieren nach vorn zu gerichtet, er zieht sie in einen Ueberzug zusammen, wie das Pferd. Es ist wirklich selten, daß er in der Gefangenschaft sich fortpflanze, aber es ist doch nicht ohne Beispiel. Ich kann versichern, einen jungen Elefanten gesehn zu haben, der erst kürzlich in Bengalen geboren war: er war noch so jung, daß man ihm gekochten Reis in den Mund stecken mußte, weil er allein nichts fressen konnte. Wenn das, was ich hier anführe, den Beobachtungen widerspricht, die man jetzt in Europa zu machen im Stande ist, wo man

Männchen und Weibchen besitzt, so muß man sich doch in meiner Verdammung nicht übereilen, weil gewiß die Sitten eines Thiers, welches mit einem Weibchen in einen Käfich eingesperrt ist, nicht dieselben sind, die es in seinem Vaterlande haben muß, wo es in den großen Thiergärten, in welchen man es unter einer Menge seines Gleichen hält, fast seiner Freiheit genießt, und kaum seine Gefangenschaft gewahr wird.

Der Elefant ist nicht so plump als man ihn beschuldigt, und die Uebung kann ihm einen sehr großen Grad von Behendigkeit geben; ich habe einen mit großer Leichtigkeit springen und Wendungen machen sehn. Alles, was man übrigens von seiner Klugheit gesagt hat, hat mir vollkommen wahr geschienen, und ich brauche hier nicht alle die sehr bekannten Thatsachen anzuführen, die man schon erzählt hat. Der Gebrauch dieses Thiers ist in Indien sehr gemein geworden: obgleich er sehr theuer und seine Unterhaltung kostbar ist, so giebt es doch wenig reiche Leute, die nicht deren mehrere haben. Man hat welche, um Lasten zu tragen, welche für die Jagd und für den Krieg. Diese letzteren sind sehr zum Krieg abgerichtet, und zeigen sogar oft mehr Muth als die Menschen. Die, welche man zur Jagd braucht, dienen nur gegen die Tiger; ich werde von ihnen bei dem Abschnitt von Bengalen reden.

Unter

Unter allen Krankheiten, denen die Indianer unterworfen sind, ist die venerische Krankheit keine der unbedeutendsten. Man weiß nicht, wem sie dies fatale Geschenk zu verdanken haben; aber es ist dort so naturalisirt, daß, wenn man die Braminen ausnimmt, alle andere Kasten davon angesteckt sind. Sie erstreckt sich bis auf die Hunde, wovon der größte Theil Zeichen dieses Giftes an sich trägt. Die Tripper sind hier so ausgebreitet, daß wenige Personen davon befreit sind. Es scheint, als ob die Natur vorausgesehn hätte, daß diese Krankheit sich an dies Klima gewöhnen, und daß sie hier einen Grad der Hartnäckigkeit erlangen würde, den die Europäischen Heilmittel nicht würden besiegen können, denn sie hat den Eingebornen in der Kuranelliwurzel ein wirksames Mittel in die Hand gegeben, das mit den hartnäckigsten fertig wird. Der Gebrauch dieses Mittels ist nicht so allgemein als er sein sollte, da diese Krankheit dort für die Gesundheit nöthig geworden ist. Da sie reinigend ist, so kömmt sie den faulen Krankheiten zuvor, die in diesem Lande, so wie die Entzündung der Eingeweide, sehr gemein sind. Eine andre, eben so gemeine, eben so reinigende, und nicht weniger heilsame Wirkungen hervorbringende Krankheit ist die Krätze. Sie ist aber einer Unannehmlichkeit unterworfen, welche erstere nicht hat, nehmlich, daß sie sichtbar ist. Die Eingebornen pflegen zu sagen, daß die Liebe und die Krätze sich nicht verbergen

läßt,

läßt, daher ziehen sie den Tripper vor, der ihnen statt eines immer offnen Fontanells dient, dem sie ihre Gesundheit verdanken.

Zu der Zeit, als ich mich zu Pondichery aufhielt, konnte diese Stadt höchstens 450 bis 500 Europäer enthalten; da eine so kleine Bevölkerung nicht viel verschiedenes Interesse, oder doch nicht viel streitendes Interesse hervorbringen kann, so hatte die Kolonie Ursach zu hoffen, daß sie nichts von den Unruhen, die Europa umwälzten, empfinden würde; allein die Revolution kündigte sich gleich mit allen Symptomen an, die den Jakobinismus in Frankreich karakterisirten, und wenn ihr Ausbruch für die Hälfte der Einwohner nicht verderblich war, so hat man es der Entschlossenheit des Chevalier de Fresne zu danken, der damals Gouverneur des Platzes war. Das Detaschement, welches seine Garnison ausmachte, war noch der strengsten Mannszucht unterworfen, und es ist zu glauben, daß der unermüdete Eifer dieses Offiziers die Kolonie vor den Unruhen, die sie seitdem gelitten hat, würde bewahrt haben, hätte Frankreich nicht in der Absicht, diesen Platz zu befestigen, ein Bataillon Infanterie hingeschickt, welchen bald Kommissarien folgten. Einer von diesen, Kommissär der Marine, konnte, ungeachtet seiner Absicht, die Parteien zu vereinigen, nicht die Aufstellung der revoluzionären Formen verhindern, welche den Chevalier de Fresne zwangen, sich zurückzuziehen, und seine Abreise über-

überlieferte den Platz dem Schicksal, das er seitdem erlitten hat. Einige Zeit vorher hatte Lord **Cornwallis** mit **Tippo** jenen berühmten Frieden geschlossen, durch welchen die Englische Kompagnie die Hälfte des Gebiets dieses Fürsten gewann. Jetzt sah sie ruhig im Mittelpunkt ihrer Besitzungen ihre Nebenbuhler ohne Macht, und genoß ohne Furcht der Frucht ihrer Siege.

Sie befand sich indessen auf einem Krater, dessen Ausbruch bloß von dem Betragen der Feinde abhieng. Der Traktat, der ihre Macht untergraben sollte, ward entworfen und verfaßt; aber die Umstände haben verhindert, ihn in Ausübung zu bringen. So schien das Schicksal durch ein unbegreifliches Unglück, ihr immer den Sieg zu bestimmen.

Der Ruf der Französischen Revoluzion war bis zum Hofe **Tippo's** gedrungen. Dieser Fürst glaubte, daß eine neue Ordnung der Dinge in Frankreich eine Veränderung zu seinen Gunsten hervorbringen, und Verbündete, die ihn schon verlassen hatten, wieder beleben würde; er entwarf damals die Unternehmungen, dessen Folgen jetzt seinen Sturz nach sich gezogen haben.

In einer der Bewegungen, die er machte, ehe Lord **Cornwallis**, um ihn anzugreifen, von Bengalen kam, näherte er sich Pondichery, und kampirte auf dem benachbarten Hügel. Da die Politik dem Französischen Gouverneur nicht erlaubte, die Neutralität zu brechen und ihn in die Stadt aufzunehmen,

nehmen, so bat ihn dieser Fürst, Herrn L....., Intendant der Festung, zu ihm zu schicken. Dieser Offizier war ein Kommissär der Marine, und hatte sich durch langes Studium die Maurische Sprache sehr eigen gemacht, daher er mit dem Sultan ohne Dollmetscher sprechen konnte. Tippo öfnete sich ihm voll Vertrauen, und hier entwarfen sie den Plan, zu dessen Ausführung dieser Intendant nach zwei Monaten auf der Fregatte Thetis abreiste, um bei der Regierung um eine engere Verbindung und hinreichende Hülfe nachzusuchen, um diesen Fürsten in den Stand zu setzen, den Waffen der Englischen Kompagnie kräftiger zu widerstehen. Der Französische Kommissär, dem eine so wichtige Sendung sehr schmeichelte, und dem es sehr darum zu thun war, zu dem Sultan in der Eigenschaft eines Bevollmächtigen zurückzukehren, verhehlte sich die Ungewißheit des Erfolgs, und überredete sich es durchzusetzen. Es kostete ihm keine Mühe, der Seele eines unglücklichen und verlassenen Fürsten alle die Hofnung einzuflößen, von der er selbst belebt war. Durch dies unselige Vertrauen ward Tippo verleitet, einige Zeit nachher einen nachtheiligen Frieden mit Lord Cornwallis zu schließen, in der Hofnung, sich dafür bald zu entschädigen, und die aufgegebenen Vortheile wieder zu erlangen, sobald sein Traktat würde ratifizirt sein. Frankreich, welches damals zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, um an die von Indien zu

denken,

denken, verschob einen Augenblick die Allianz, mit welcher sich Tippo geschmeichelt hatte. Nur erst alsdann, als das Glück seiner Waffen von außen ihm erlaubte, die Augen auf das Interesse dieses Fürsten zu werfen, gab das Französische Direktorium, da es die Skizze des entworfenen Traktats bei Pondichery wieder fand, ihm einige Hofnung, welche diesen unglücklichen Naboh bewog, den letzten Feldzug zu unternehmen, der nun seinen Thron umgestürzt hat.

Hätten die Unruhen in Europa der engen Verbindung, welche dieser Fürst verlangte, nicht entgegen gestanden, und Frankreich nicht verhindert, die erbetenen Truppen nach Pondichery zu schicken, so ist es wahrscheinlich, daß sein Fall nicht würde Statt gehabt haben. Die Franzosen hätten nun noch einen Verbündeten und einen festen Fuß in Indien, um in ruhigeren Zeiten ihren Handel wieder empor zu bringen; daher sind der Tod Tippo's, und die Vertreibung seiner Familie vom Thron, den sein Vater erobert hatte, neu hinzugekommene Unglücksfälle zu allen denen, die Frankreich erlitten hat. Da die Zerstörung der Monarchie den Krieg zwischen der neuen Regierung und England herbeigeführt hatte, so sind alle Französische Niederlassungen in Indien in seine Gewalt gefallen. Pondichery allein leistete Widerstand. Der Oberst Braithwaith nahm es 13 Tage nach Eröfnung der Laufgräben, ein; die Garnison bestand damals aus einem Ba-

taillon

taillon Europäischer Truppen, unter dem Namen des Indischen Bataillons, welches auf folgende Art zusammengesetzt war: ungefähr hundert Mann, der Rest von denen, die man zur Zeit der Räumung dort gelassen hatte, 200 Mann, die seitdem auf der Gabarre, **Bienvenüe**, gekommen waren, und jetzt auf 150 geschmolzen sein konnten, und 400 Rekruten, die vom Orient auf dem Schiff, die **Kanzlerinn von Brabant**, angelangt waren, welches mit diesen neuen Soldaten auf das Gestade Indiens alle Keime der Unordnung und der Insubordination ausspie. Die übrige Garnison bestand in einem gleichstarken Bataillon von Sipaien; dann die Einwohner, die höchstens 200 waffenfähige Männer ausmachen konnten, und die man als Kavalerie ausrüstete; und noch außerdem ein Detaschement Artillerie, welches sich auf 60 Mann belaufen konnte. So belief sich also die ganze Macht der Belagerten auf 1660 Mann, wovon die Hälfte Schwarze waren, die hinter einem Graben und einer Mauer 13 Tage lang zwei Angriffe einer Armee aushielten, die mit allem versehen war, was ihr den Sieg sichern konnte.

Wenn Pondichery der einzige Platz war, der sich vertheidigte (und es war der einzige, der es thun konnte), so wollte **Yanaon** doch wenigstens den Willen zeigen, es zu thun. **Sonnerat**, der schätzbare Verfasser des Werks über die Religionen Indiens, war königlicher Kommandant in dieser

Aldee;

Aldee; die Unruhen der Revoluzion verschonten selbst diesen kleinen Erdwinkel nicht, und man sah mit Erstaunen, wie sechs Handlungshäuser, welche die ganze Europäische Bevölkerung dieses Dorfs ausmachten, ihre Geschäfte liegen ließen, um sich mit nichts als ihren Streitigkeiten und der Absetzung ihres Kommandanten zu beschäftigen. Unterdeß setzte sich Sonnerat wieder im Besitz seiner Autorität; und da der Gouverneur von Pondichery ihm ein Detaschement von sechs farbigen Soldaten zugestand, so kaufte er zwei Schiffskanonen, mit welchen er sich bis zum Kriege aufrecht erhielt. Er bediente sich seiner kleinen Macht, und setzte sich in Vertheidigungsstand, um noch den Lorbeerkranz zu der Krone, die er schon als Naturbeschreiber durch seine vortreflichen Beobachtungen verdient hatte, hinzuzufügen. Diese fast lächerliche Positur schreckte doch den Englischen Befehlshaber Yeats, der in der Nähe lag, und dieser bewilligte ihm zuletzt eine Kapitulation. Er übergab dieses elende Dorf nicht anders als unter militärischen Ehrenbezeugungen, und die hier etablirten Kaufleute verdankten ihm die Bedingungen, wodurch ihnen ihr Vermögen und ihr Handel gesichert wurde. So fiel dies Gebäude, dessen Grund ein Düpleix, ein Labourdonnaie, gelegt hatten, und dessen Gipfel anfangs sich bis in die Wolken erheben zu müssen, schien. Leider! war es kaum aus der Erde hervorgetreten, als diese letzte Katastrofe es vielleicht

auf immer wieder darein versenkte. Nicht zufrieden, die Franzosen aus ganz Indien getrieben zu haben, glaubte die Englische Kompagnie nichts gethan zu haben, wenn sie sich nicht Isle de France und Bourbon bemächtigte, der einzigen Besitzungen, die ihnen im Osten des Vorgebirges der guten Hofnung blieben, und von wo sie sie unaufhörlich beunruhigen konnten. Zehntausend Mann wurden zu dieser Eroberung bestimmt, und sie wollten eben abgehen, als der Krieg zwischen dem Nizam von Golkonda und der Marattenrepublik ausbrach. Als Tippo seine Grenzen in Gefahr sah, wafnete er sich auf jeden Fall, und das Englische Gouvernement glaubte nicht, an eine entfernte Expedition denken, und sich 10,000 Mann entziehen zu dürfen, wenn seine Nachbarn unter den Waffen standen. Die Truppen wurden zurückgerufen, und man that für jetzt auf jede Expedition nach außen Verzicht.

Die Verwaltung von Madras begieng jetzt glücklicherweise einen Fehler, der sie in die Unmöglichkeit versetzte, an die Bezwingung von Isle de France und Bourbon zu denken. Ludwig der Sechzehnte hatte in den letzten Augenblicken seiner Regierung die Augen auf Indien geworfen; die täglichen Veränderungen im Ministerium hatten einen Mann ans Ruder gebracht, der seine Aufmerksamkeit auf die Mittel, Pondichery zu erhalten, und diesen Platz wieder auf militärischen Fuß zu setzen, richte-

richtete; daher befahlen Seine Majestät, den Ingenieuroberstlieutenant von Feline, einen Offizier von Talent, dahinzuschicken, um vorher einen Vertheidigungsplan zu entwerfen, und das Land kennen zu lernen, in welchem er Krieg führen sollte. Dieser Offizier, der von Geld und Menschen entblößt war, that nichts, und ward bei der Einnahme des Platzes mitgefangen. Er foderte seine Freiheit auf sein Ehrenwort, nicht zu dienen, und das Englische Gouvernement begieng den Fehler, sie ihm zuzugestehn, und ihn noch dazu nach Isle de France reisen zu lassen. Sein Ruf war ihm hier schon vorangegangen; man eilte, einen Englischen Offizier von demselben Range, der zufälligerweise auch gefangen war, in Freiheit zu setzen. Durch diesen Tausch war sein Ehrenwort gelöst, und man forderte ihn auf, die Kolonie in Vertheidigungsstand zu setzen. Er that es, und er hat sie unüberwindlich gemacht. Die Englische Kompagnie hat es seitdem nicht für gut gefunden, deren Eroberung zu unternehmen. So hat ein Zufall diese Insel gerettet, und die Franzosen haben diesen wichtigen Zufluchtsort behalten, der in ihren Händen der Vereinigungspunkt der Macht werden kann, mit welchen sie es versuchen können, wieder in ihre Besitzungen in Indien zu dringen; welches heutzutage, da sie weder Verbündete, noch einen Sicherheitsort beim Landen haben, eine um so schwerere, wenn nicht unmögliche, Unternehmung ist. Die Engli-

sche Kompagnie ist ein furchtbarer Koloß geworden, dessen Masse schwer zu erschüttern ist; jedoch unglücklicherweise ist dies Gebäude auf Ruinen errichtet, und wer auf Ruinen baut, muß den Einsturz der Grundpfeiler gewärtigen. Wie dem auch sei, so muß sie beim jetzigen Zustande der Sachen, über alle Unternehmungen der Franzosen, wenigstens auf lange Zeit, triumphiren. Diese, durch ihre Stärke furchtbare Macht, für diesen Zeitpunkt ohne Feinde, ohne Nebenbuhler, Beherrscherin von ganz Indien, reich durch einen ungeheuren Handel, trägt in ihrem Busen ein eingewurzeltes Uebel, eine Bevölkerung, die ihr fremd ist: sie wird daher fortfahren zu steigen, bis daß sie schwach durch ihren eignen Glanz, zu groß für ihre Grundlage unter der Last ihres Glücks fallen, und in sich selbst zusammenstürzen wird. Wenn Frankreich klug ist, wird es sich begnügen, die Keime der Zwietracht und Unabhängigkeit in Indien zu unterhalten und auszubreiten, ohne einen Angriff mit offener Macht zu versuchen. Dies ist vielleicht das einzige ihm übrigbleibende Mittel, diesen Welttheil seiner Nebenbuhlerin zu entreißen: es wird freilich keinen Vortheil davon haben, aber in der Politik bereichert man sich bloß schon dadurch, wenn der Feind etwas verliert. Ich habe die Ordnung meiner Reise unterbrochen, um dem Leser mit einemmale und nach der Reihe das Gemälde der Begebenheiten vorzulegen, welche den Fall der Fran-

zösischen Macht in Indien zu Wege gebracht haben. Jetzt komme ich zu meiner Erzählung zurück.

Ich habe einen Blick auf die Besitzungen Frankreichs auf den Küsten der Halbinsel versprochen; ich habe von Mahé, Karikal und Pondichery geredet; nun bleibt uns noch die Besitzung zu Mazulipatnam und Yanaon übrig.

Mazulipatnam ist eine beträchtliche Stadt, in welcher die Englische Kompagnie einen von der Präsidentur zu Madras abhängigen Rath unterhält, dessen Gerichtsbarkeit sich gegen Norden bis zu den Grenzen der vier Zercars erstreckt. Diese Stadt gehörte ehedem Frankreich, welche sie zur Zeit seiner Unglücksfälle verlor. Das Gouvernement hatte hier für seinen Handel ein Haus behalten, auf welchem man ihm das leere Privilegium ließ, seine Flagge wehen zu lassen; ein Recht das man ihm bald streitig machte, und endlich raubte. Mazulipatnam besitzt Fabriken von baumwollenen Tüchern, die ehemals berühmt waren, seitdem aber im zweiten Range stehen, als es Madras gelang, die Werkstäten aus Paliakatta wegzunehmen, und in seinen Mauern zu festzuhalten. Sie werden aber doch wegen der Güte ihrer Farben noch gesucht. Die benachbarten Aldeen, vorzüglich Narpily, lieferten deren sehr schöne. Frankreich nahm durch Hülfe der Wohnung, welche es hier hatte, Theil an diesem Handel, und die Gegenwart eines Agenten kam

einem Theil der Schikanen zuvor, welche Fremde, die man fürchtet, immer erfahren.

Weiter gegen Norden war, wie ich gesagt habe, Yanaon, eine kleine Besitzung, die im Englischen Gebiet eingeschlossen ist, das Centrum des Französischen Handels auf der Küste von Indien. Dies war der letzte Ueberrest der Macht des Marquis Büssy. Dieser berühmte Abenteurer hatte in seiner Jugend für seine eigne Rechnung die vier Zercars, Provinzen des Königreichs Golkonda, erobert, und sie an Frankreich geschenkt. Dies Land hatte das Schicksal der übrigen Französischen Niederlassungen, und fiel in die Hände der Engländer, die es seit der Zeit besitzen, und es von den Wällen von Vizigapatnam herab, beherrschen, von wo aus sie auch die benachbarte Holländische Kolonie zu Biblipatnam in der Ohnmacht erhalten. Yanaon und dessen an den äußern südlichen Grenzen dieser Provinzen liegendes Gebiet war alles, was Frankreich beim Frieden retten konnte. Die Sieger zerstörten vor der Uebergabe alles, was ihren Stolz reizen konnte, und von ihrem gewöhnlichen Vandalismus geleitet, schleiften sie die Wohnung der Französischen Kompagnie, weil sie die des Oberhaupts von Ingeram, einem angrenzenden Englischen Distrikte, an Schönheit übertraf.

Was den Marquis Büssy anbetrift, so gieng er nach Europa, und lebte dort unthätig, vergessen unter den Ehrenzeichen, womit man ihn bekleidet

hatte,

hatte, bis daß, als der Krieg von 1778 einen General, um in Indien zu kommandiren, erfoderte, sich aller Augen auf ihn richteten. Man erinnerte sich wieder der Siege seiner Jugend; sein Name allein schien die Feinde in Schrecken setzen zu müssen, und man eilte, ihn wieder auf dem Schauplatz seines vergangenen Ruhms auftreten zu lassen. Unglücklicherweise hatte er aber die Jahre erreicht, in welchen man zu nichts mehr tauglich ist. Als Generalissimus der Französischen Macht, gieng er nur hin, um eine Anzahl Truppen in einen Zustand der Ohnmacht zu versetzen, die unter einem thätigern Chef den Feind nicht in den Laufgräben von Goudelours würde abgewartet haben, und um seine lange Laufbahn durch einen ruhigen Tod zu Pondichery zu endigen, indem er in Indien das Andenken an die glänzenden Siege seiner Jugend, verdunkelt durch die Unthätigkeit seines Alters, hinterließ. Die Franzosen errichteten ihm ein Denkmal in der Kapuzinerkirche, wo sein Name noch die Ehrfurcht der Indier, als Zeugen seiner ersten Thaten, erweckt.

Yanaon liegt sehr vortheilhaft beim Zusammenfluß des kleinen Flusses **Koringui** und des Stroms **Godwarin**. Dieser Strom kann wegen des Schlammes an seiner Mündung keine Schiffe, die mehr als 8 — 9 Fuß tief im Wasser gehn, aufnehmen. Außerdem wird noch ein sehr erfahrner Steuermann erfordert, um mitten unter den vielen

kleinen Kanälen, von denen dieser Schlamm durchschnitten ist, einen hinreichend tiefen Kanal zu unterscheiden. Der Fluß ist innerhalb der Brandung sehr tief, und sehr weit schiffbar; aber er wird wenig von Schiffen besucht. Die Ufer sind sehr angenehm, und einige Inseln geben dem Ganzen einen malerischen Anblick. Dieser Strom ist reißend und beträchtlich; er ist bei Yanaon stärker als die Garonne bei Bordeaux. Ich bin ihn bis jenseits Kota hinaufgeschifft, und je weiter ich kam, je tiefer und breiter fand ich ihn. Die innere Schifffahrt dieses Flusses ist sehr unbedeutend, denn die Indier sind zu faul, um eine etwas lebhafte Industrie zu entwickeln.

Der Fluß **Koringui** ist ein kleiner Bach, den der Strom gebildet hat, und den man nur als einen Arm des Godwarin betrachten sollte. Er entsteht in jenem bei Yanaon selbst, und ergießt sich bei dem kleinen Ort **Koringui** ins Meer: sein Lauf kann ungefehr drei Lieues betragen. Er wird von den Gewässern aller Ländereien, die er durchläuft, vergrößert. Dies Land, das, so zu sagen, gleiche Höhe mit dem Meere hat, ist von einer Menge tiefer Kanäle durchschnitten, welche es unwegsam machen. Wenn man hinunterfährt, ist die ganze linke Seite nichts als ein großer Moraft, dessen Abfluß den Fluß vergrößert, und ihn bei seiner Mündung stark genug macht, um große Schiffe zu tragen. Die Engländer, welche beide Ufer besitzen, haben

das

das linke verlassen, um sich auf dem rechten niederzulassen: ein Theil der Eingebornen ist ihnen gefolgt, und das alte Koringui besteht jetzt nur aus drei oder vier um die Pagode herumliegenden Hütten, welche erstere noch ihr ganzes Ansehn behauptet. Die Traktaten hatten Yanaon die freie Schifffahrt dieses kleinen Flusses gesichert, um mit der Rhede, die bei seiner Mündung liegt, in Verbindung zu stehen, welches für die Kaufleute eine große Hülfe war, um ihre Waaren abzuschicken und in Empfang zu nehmen, welche sie sonst mit vieler Gefahr und Zeitverlust hätten auf dem Fluß schiffen lassen müssen.

Die Aldee **Yanaon**, ihr Gebiet, und eine kleine gegen Mittag liegende Insel, können anderthalb Lieues ins Gevierte betragen. Dieser kleine Raum enthält eine Bevölkerung von 6000 Indiern, und ist die letzte Besitzung der Franzosen auf dieser Küste. Wir haben sie nun alle gesehn; ihre Liste ist nicht groß, und man kann leicht auf den Grad der Ohnmacht schließen, zu welchem sie herabgesunken waren. Dies ist die Frucht eines schlechten Systems; man ist dabei geblieben, schlecht entworfenen Planen zu folgen. Die großen Entwürfe des Düpleix würden sie zum Ruhm und Glück geführt haben. Man hat sie verachtet. Die Unwissenheit und der Eigensinn derjenigen, die bei Hofe die Geschäfte Indiens dirigirten, haben den Monarchen zum Irrthum verleitet. Der Wohlstand Frankreichs in

Asien war zu Versailles ein so gleichgültiger Gegenstand, daß, als man den Frieden von 1783 schloß, man nicht einmal Leute dazu berief, die unsre Besitzungen kannten. Der Beweis liegt am Tage. Dieser Traktat enthielt im Betreff Indiens dieselben Bedingungen, und beinah dieselben Ausdrücke als der vorherige Friede, während daß das Uebergewicht, das Suffren erworben hatte, Frankreich in den Stand gesetzt hatte, endlich einmal sich für seinen ganzen früheren Verlust schadlos zu halten. Was endlich die vollkommene Unwissenheit der Friedensschließer über das Land, dessen Interesse sie genau wahrnehmen sollten, beweist, ist, daß sie aus Irrthum das Dorf **Vilnur** mit **Valdaur** verwechselten. Das eine besitzt eine beträchtliches, das andre ein sehr kleines Gebiet. Man wollte das große haben, und bedung sich das kleine aus. Dieser Fehler, dessen Folge war, daß wir die Hälfte des Gebiets verloren, das wir auf der Küste würden besessen haben, ist einer der geringsten, den man begangen hat. Wir hätten die ganze Mittagseite der Halbinsel von Pondichery an, d. h. die Plätze, welche die Engländer jetzt inne haben, mit demselben Einfluß, den sie auf die Fürsten der kleinen Staaten haben, fodern können; kaum erhielten wir, alles mit einbegriffen, zwölf Quadratlieues. Unsre Unternehmungen waren alle schlecht berechnet; England hingegen, zog Nutzen aus unsern Fehlern, folgte dem klugen und durchdachten System, das wir verließen,

setzte die Klugheit unserm Muthwillen entgegen, wußte, indeß wir ohne zu säen, ernten wollten, zu verlieren um zu gewinnen, und brachte seine Kolonien in Indien auf eine Stufe des Glanzes, wovon die Geschichte kein Beispiel darbietet.

Ich habe nun kurz und unparteiisch das Gemälde unsers Verfalls in der Halbinsel Indiens, entworfen. Ich habe die Fehler, die wir hier gemacht haben, nicht verheimlichet; unglücklicherweise ist es aber nicht das letztemal, daß meine Feder unsere Widerwärtigkeiten schildert; wir werden bald einen Blick auf Bengalen werfen, und werden sehen, daß die Franzosen dort weder glücklicher noch geschickter gewesen sind.

Als meine Geschäfte zu Pondichery beendigt waren, reiste ich nach Bengalen ab; da ich aber ein Ankertau bei den Sechelles, und eins bei Pondichery zerrissen hatte, so mußte ich ein neues haben, um der Fluth des Ganges Trotz bieten zu können; ich konnte mir aber unglücklicherweise weder Ankertau noch Arbeitsleute verschaffen; ich mußte eins zu Madras bestellen, und ich entschloß mich daher, dort hinzufahren, um es abzuholen.

Diese Stadt ist eine der drei Hauptstädte der Engländer in Indien; die Gerichtsbarkeit des dortigen Konseils erstreckt sich auf das ganze Gebiet, das die Kompagnie im Osten des Gebirges Gates auf der Halbinsel besitzt; es ist aber doch dem zu

Kalkut-

Kalkutta, der Residenz des Generalgouverneurs, untergeordnet.

Das eigentliche **Madras** ist eine sehr große Stadt, von einem Graben und einer ziemlich schlechten Mauer umgeben, die an vielen Stellen den Einsturz droht, aber hinreichend ist, einer schnellen Unternehmung oder einem unvermutheten Angriff der Kavalerie zu widerstehen, welches kein kleiner Vortheil ist; denn zu Kriegszeiten sind die Kompagnien der leichten Reiterei, die man **Luti** nennt, die zügellosesten Plünderer von der Welt, die ohne Mitleid alles, was ihnen in den Weg kömmt, verbrennen und verheeren. Madras ist vor ihrer Barbarei geschützt, und im Fall einer Belagerung schließt sich alles, was einigen Muth hat, in die Zitadelle, das Fort **St. Georges.** Diese Festung liegt am Ufer des Meers, und ist so gut, daß sie in Europa, wenn sie wohl vertheidigt würde, zwanzig Tage lang bei eröffneten Laufgräben gegen dreißigtausend Mann sich halten könnte.

Da, im Fall einer Belagerung, diese Festung allen Beamten der Gesellschaft zum Zufluchtsort bestimmt ist, so mußte man sie mit Gebäuden anfüllen, welches ihr ein trauriges und düsteres Ansehn giebt; darum bewohnen sie die Engländer nicht; der Gouverneur wohnt auf dem Lande, und jedermann folgt seinem Beispiel.

Des Morgens kömmt man seiner Geschäfte halber aufs Fort; um drei Uhr geht man wieder fort,

und

und die Festung bleibt leer. Selbst das Schauspielhaus liegt auf freiem Felde; so daß das ganze Land in den Gegenden von Madras eine Menge Gärten auf einer großen Strecke Landes darbietet, und daß man, ohne zu Pferde oder Wagen zu sein, keinen Besuch von einem Ende bis zum andern machen kann. Die Palankins würden, wenn man mehrere Wohnungen besuchen wollte, unzureichend sein; so weit liegen diese von einander entfernt. Einige dieser Gärten sind sehr schön, und die Gebäude im allgemeinen prächtig.

Die Lage des Forts **St. Georges** ist eben so glücklich als die von Pondichery; es liegt eben so an der Mittagsseite an einem Fluß, der seine äußern Festungswerke bespült, und über welchen eine ziemlich schöne Brücke von Ziegelsteinen führt. Auf der Westseite ist eine Ueberschwemmung, welche die Festung nach Willkühr mittelst einer Schleuse bewirkt, die bei dem Anfange der Festungswerke liegt, und durch den bedeckten Weg vertheidigt wird. Die Nordseite ist wie zu Pondichery, die einzige, die angreifbar ist.

Die Macht der Engländer in Indien ward nicht immer durch ein solches Bollwerk unterstützt; diese Festung ist für die Indier unüberwindlich. Ein Blick auf das alte Fort ist hinreichend, um sich eine Idee von der Schwäche ihres ersten Zustandes auf dieser Küste, und von den kleinen Mitteln, auf

welche sie ihre jetzige Größe gründeten, machen zu können.

Diese erste Zitadelle war ein Viereck, das jetzt im Innern des Forts enthalten ist, und war kleiner als der jetzige Waffenplatz. Man hat sie in ein Haus verwandelt, worin die Kompagnie ihre Büreaus hat. Das Fort St. Georges begreift außerdem eine Englische Kirche; keine andre Religion wird in der Zitadelle geduldet. Man hat seit kurzem ein schönes Gebäude errichtet, aus welchem man eine Börse machen wollte. Der große Saal, der mit den Bildnissen des Lord Cornwallis und des Generals Medew geziert ist, verdient die Aufmerksamkeit der Reisenden. Madras ist schon zu dem Range einer sehr großen Stadt empor gestiegen; die dortigen Anlagen sind sehr kostbar. Die Posten, welche man Tapal nennt, sind sehr gut bedient. Zwei Zeitungen, eine Nazionallotterie, ein Schauspielhaus, ein Ballhaus, setzen sie in den Rang von Städten, wo viel Luxus herrscht.

Die schwarze Stadt ist das eigentliche Madras, und die Indier geben ihr jetzt noch den Namen **Madraspatnam.** Dies Wort **Patnam** wird den Hauptstädten beigelegt; und wenn viele kleine Städte es führen, so kommt dies daher, weil sie entweder von ihrem alten Glanz herabgesunken sind, oder weil die Indier damals, als sie ihnen diese Benennung gaben, nicht gewohnt waren, größere zu sehen, und sie sie ihnen nach den relativen Begriffen,

die

die sie davon hatten, ertheilten. Diese hier ist nichts als ein weitläuftiges Kloak, keine Straße ist gepflastert, nicht einmal besandet; der Boden besteht aus einer schwarzen schlammigen Erde, die große Pfützen bildet, welche die Ansteckung verbreiten, und worin nur allein Wagen fortkommen können.

Die Indier haben gewisse Fuhrwerke, die ihnen eigenthümlich sind, und die ich, als ich von ihren Maschinen sprach, zu erwähnen vergessen habe. Diese Wagen sind aber nicht vervollkommnet, es ist nichts als eine Kariole, deren Räder sehr niedrig sind, auf deren Achse man ein kleines Kreuz legt, auf dessen äußersten Enden vier kleine Hölzer emporstehn, die einen starken gewölbten Himmel tragen. Diese kleine Nische ist an drei Seiten offen, und hinten mit einem bloßen Stück Leinwand geschlossen, und kann kaum zwei Personen fassen. Eine einzige hat, mittelst einiger Kissen, auf welchen sie mit untergeschlagenen Beinen sitzt, so ziemlich bequem Platz darin. Dieses Fuhrwerk ist mit zwei Ochsen bespannt, und mit einer Menge kleiner Glocken behangen. In Städten ist es wenig in Gebrauch, aber die reichen Indier und die von hoher Kaste bedienen sich ihrer, um im Innern des Landes zu reisen.

Der von Schwarzen bewohnte Theil von Madras ist sehr beträchtlich und volkreicher als der von Pondichery. Er enthält mehrere Pagoden, einige

Mo-

Moscheen, eine Armenische und eine Portugiesische Kirche, die von Kapuzinern bedient wird. Diese letzteren stehn unter der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs von St. Thomas, einem kleinen Dorfe, eine Stunde südlich vom Fort St. Georges. Dieser Bischof ist, so wie der von Pondichery, Suffragan des Bischofs von Goa, doch ist der letztere von der Mission der Französischen Jesuiten. Der jetzige Bischof von St. Thomas ist ein Neger, oder wenigstens ein Abkömmling einer Indischen Familie, die sich mit einer Portugiesischen verbunden hat; er ist in Indien geboren, und ist seiner Farbe nach ein Mulatte. Dieser Vorzug, den der Portugiesische Bischof, Metropolitan von Goa, den Priestern seiner Rasse zugesteht, hat bei dem katholischen Gottesdienst dieser Missionen alle Possen des Indischen Götzendienstes eingeführt. Die Französischen Jesuiten, und das Kirchspiel von Pondichery, sind die einzigen Kirchen Indiens, wo die Religion den ihr gebührenden Anstand behalten hat; die übrigen bieten bei ihren Zeremonien nichts als burleske Schauspiele dar. Vielleicht ist es nothwendig zu den Augen der Indier zu sprechen, um mehr Eindruck auf sie zu machen. Doch habe ich nicht bemerkt, daß die Jesuiten, welche den einfachen und anständigen Ton der Europäischen religiösen Zeremonien beibehalten haben, weniger Proselyten als die andern gemacht hätten. Ich befand mich während der heiligen Woche zu Madras, und ich gestehe,

daß

daß es mich beleidigte, den majestätischen Gottesdienst dieser Feierlichkeiten durch plumpe Farcen herabwürdigen zu sehn. Man spielt in der Kirche das Trauerspiel vom Tode Jesus Christus, und von der Abnahme vom Kreuze. Männer in Türkischer Kleidung nehmen mit Hülfe von großen Leitern einen großen, sehr schön gearbeiteten Leichnam, dessen Gliedmaßen ordentlich eingelenkt sind, vom Kreuze ab; sie können ihn daher so natürlich bewegen, daß ich Frauen beim Anblick dieses Schauspiels habe ohnmächtig werden sehn. Die Schwarzen begleiten ihn nachher, mit demselben Lärm, den nehmlichen Instrumenten, deren die Indier sich an der Thüre ihrer Pagoden und bei ihren Prozessionen bedienen, zu Grabe; wodurch die katholische Religion zu denselben Affenspielen, als der Götzendienst ist, erniedrigt wird.

So zahlreich als auch die Engländer in der Präsidentur von Madras sein mögen, so machen sie doch nur drei Klassen aus: die bürgerlichen Bedienten der Kompagnie, die Soldaten und die Kaufleute; aber der Hauptttheil der Bevölkerung ist schwarz. Man kennt hier keine Europäische Anbauer. Ein einziger unternehmender Mann, ein Advokat, von starker Einbildungskraft, heftigen Leidenschaften, und von einer Beharrlichkeit, die für Eigensinn gelten konnte, kurz, ganz gemacht, um große Dinge auszuführen, wenn er unterstützt worden wäre, der nun verstorbene Herr

Popham, hat zuerst, und er bis jetzt allein, das Beispiel einer Anpflanzung gegeben. Von allem Anbau, dessen der Boden empfänglich war, schien ihm die Baumwolle mit Recht am passendsten für die Indische Faulheit, da die Arbeit dabei mehr Aufmerksamkeit als Anstrengung erfodert. Daher hat er zwei Stunden nördlich von Madras mit viel Kosten und Mühe eine sehr schöne Baumwollenpflanzung angelegt; aber ungeachtet der Ordnung, die er hier eingeführt hat, und aller angewandten Mittel, um sich eine hinreichende Bewässerung zu verschaffen, hatte die Niederlassung im Jahre 1794 noch nicht so viel eingebracht, als die Summen betrugen, die auf sie gewandt worden waren. Wenn indeß dies Beispiel Nachfolger fände, so ist es wahrscheinlich, daß diese, da sie aus den Fehlern, die er begangen haben mag, Nutzen ziehen, und Schwarze vorfinden würden, die etwas mehr Kenntniß von der Arbeit haben, sich mit mehr Oekonomie einrichten, und mehr Nutzen daraus ziehen könnten. Ob indessen Popham's Methode mangelhaft war, oder ob das Erdreich sich seiner Bemühung widersetzte, kurz ich habe seine Pflanzen schwach, und seine Baumwolle mager und kurz gefunden. Uebrigens ist es glaublich, daß er keine Nachahmer finden wird, weil die Fonds den Kapitalisten mehr und mit geringerer Mühe eintragen, wenn sie sie zu fabrizirten Waaren verwenden. Außerdem hat man durch die Mitbewerbung der Schwarzen einen Nachtheil.

Denn

Denn da diese ihre Baumwolle der Natur überlassen, sie mit unendlich weniger Sorgfalt einsammeln, und wenig Bedürfnissen unterworfen, folglich immer mit dem zufrieden sind, was sie daraus erhalten, weil sie keine Kosten darauf verwendet haben, die sie wieder herausziehn wollen; so können sie sie immer zu wohlfeilerm Preise als jene liefern. Ueberdies hat seine Baumwolle einen Fehler; denn ich habe nicht nur gefunden, daß sie von Natur kurz ist, sondern er macht sie noch kürzer dadurch, daß er sie durch eine Mühle reinigt. In einem Lande, wo die Arbeiter so wohlfeil sind, wäre es vorzuziehn, wenn man sie mit der Hand rein machte; sie würde dann nicht so, wie unter dem Zylinder, zerreißen, und sich besser spinnen lassen.

Das Talent der Indier zum Spinnen ist bekannt, die schönen Zeuge, die aus ihren Händen kommen, beweisen es. Man hat so fein gesponnene Baumwolle, daß das Berühren der Luft schon hinreichend ist, sie zu zerreißen, sie verarbeiten sie daher beim Dampfe von kochendem Wasser; dieser Rauch macht den Faden feucht und geschmeidiger, und verhindert, daß er nicht so leicht reißt als wenn er trocken ist. Erstaunt über ihre Geschicklichkeit, nahm Suffren mehrere Familien mit sich, um eine Kolonie auf der Insel Malta aus ihnen zu stiften, mit dem Projekt, die Einwohner dieser Insel das Verfahren der Indier zu lehren. Aber diese Unternehmung hat das, was er sich davon versprochen

hatte, nicht geleistet. Diese Unglücklichen, unter einen fremden Himmel, unter fremde Völker verpflanzt, deren Sitten ihnen ganz neu waren, dachten an nichts als auf die Rückkehr nach ihrem Vaterlande, und haben auf Malta nichts weiter als das Andenken an ihren Aufenthalt hinterlassen.

Man fabrizirt zu Madras sehr schöne Tücher mit großen farbigen Vierecken, und von einem sehr feinen Zeug, das ihnen eigenthümlich ist. Diese Manufakturen waren zuerst durch die Holländer an einem kleinen Platz angelegt, den sie vier Stunden weiter nach Norden hatten, und der Paliakatta heißt. Ihre Schönheit verschaffte ihnen bald einen solchen Ruf, daß sie stark gesucht wurden. Die Engländer errichteten sogleich eben solche Werkstäten zu Madras, aber das Uebergewicht der andern erhielt sich, und sie genossen immerfort eines großen Vorzugs. Nun verdoppelten die zu Madras, entschlossen alles mögliche aufzuopfern, um keinen Nebenbuhler in irgend einer Sache zu haben, ihre Kräfte, und brachten es so weit, ihren Tüchern einen fast gleichen Grad von Schönheit mit denen von Paliakatta zu geben, und da sie einmal bis auf diesen Punkt gekommen waren, kam es darauf an, die andern zu stürzen, und hierin zeigten sie die Ueberlegenheit ihres Handelsgeistes. Da sie vollkommen einig waren, verstanden sie sich gut genug mit einander, um einen augenblicklichen Verlust zu erleiden, wofür sie sich in der Folge bald zu entschädigen

digen hofften, und setzten mit einemmale ihre Tücher um 20 Prozent herab. Eine solche Verringerung des Preises zog sogleich den Handel zu ihnen hin. Die zu Paliakatta glaubten, daß Verbesserungen im Verfahren, Ersparnisse bei der Manufaktur oder einiger Vortheil, der aus dem, nach einem größern Plane entworfenen Maaßstabe entstünde, vielleicht selbst ein Nutzen in Anschaffung der ersten Materialien ihre Nebenbuler in Stand setzten, diese Herabsetzung ohne Schaden ertragen zu können; sie thaten alles mögliche, um dasselbe zu thun, aber sie fanden nur Verlust, wo sie glaubten, daß die andern Nutzen hätten. Sie konnten die Konkurrenz nicht aushalten, und da sie die List, deren Opfer sie waren, nicht argwöhnten, so hörten sie auf zu arbeiten. Die Unternehmer von Madras riefen sogleich die Arbeiter zu sich, und da sie nun diesen Handelszweig in ihren Händen hatten, so ließen sie ihre Tücher wieder zu einem Preise steigen, der sie mehr als schadlos für den Verlust hielt, den sie auf eine kurze Zeit erlitten hatten. Seit diesem Stoß ist Paliakatta, das ein wenig Leben zu gewinnen schien, in eine völlige Unthätigkeit gesunken; ein einziges Schiff läuft hier jährlich ein, um einige Ballen Waaren einzunehmen, welche die Holländische Kompagnie verarbeiten läßt, und welche den ganzen Handel dieses Orts ausmachen.

Die Wege, die nach Madras führen, vorzüglich die Landstraße in Westen des Forts St. Geor-

ges, sind prächtig; mit vier Reihen Bäume besetzt, kündigen sie majestätisch die Residenz einer großen Macht an. Ein Fremder, der auf dieser Straße ankömmt, faßt die vortheilhafteste Meinung von der Stadt; aber er kömmt davon zurück, wenn er bei dem Gasthofe absteigt, wenn man nehmlich zwei Hütten in der schwarzen Stadt und ein ziemlich elendes Haus im Fort, so nennen kann. Das eine wie das andre bieten einem nichts als schlechte Betten auf einem Sofa oder Feldstuhl in einem großen Zimmer dar, wo, nachdem man den Tisch weggenommen, worauf man zu Abend gegessen hat, alles untereinander sich schlafen legt.

Der Handel zu Madras ist noch eigentlicher in der Hand der Schwarzen, als zu Pondichery, da die Geschäfte größer, einträglicher und der Handel lebhafter ist. Der Europäische Kaufmann vernachlässigt die kleinen Geschäfte, und sieht nur summarisch die Rechnungen durch, von denen sein Dobaschi ihm die Resultate vorlegt. Diese Nachlässigkeit paßt ganz zu seiner übrigen Lebensart, da er im Fort, wo sein Komtoir ist, nicht wohnt, und kaum alle Tage drei Stunden auf seine Geschäfte wendet.

Die Englische Kompagnie nennt sich Verbündete und Beschützerinn des Nabobs von Karnatik, und hat ihm einen prächtigen Pallast in einiger Entfernung vom Fort St. Georges bauen lassen; sie hält ihn hier in ihrer Gewalt, und schreibt ihm vor, was

er

er thun soll, indem sie die goldenen Fesseln, womit sie ihn gefangen hält, unter den Ehrenbezeugungen, die sie an ihn verschwendet, versteckt. Dieser Fürst ist noch im Besitz des Schattens seiner Macht; unter seinem Namen werden die Gesetze publizirt, die die Engländer seinen Unterthanen auflegen. Seine Ohnmacht erlaubt ihm nicht, das Joch, unter welchem er seufzt, abzuschütteln. Ein neuer Montezuma küßt er die Hand, die ihn unterdrückt, und die Engländer gebrauchen ihn als Instrument, um die Indier in Respekt zu halten, welche die Gewohnheit der Ehrfurcht für ihren Fürsten in Gehorsam erhält. Sie regieren an der Stelle des Nabob, dem sie zur Entschädigung die leere Außenseite eines Fantoms der Königswürde lassen, das er zu Madras in einer Englischen Equipage zur Schau herum fährt. Ein für einen Asiatischen Fürsten neuer Luxus, den er mit dem Preise seiner Krone bezahlt hat.

Die Schifffahrt der Indier ist noch sehr mangelhaft: wenn ihre Schiffe schlecht gebaut sind, so ist es nicht aus Mangel an vortrefflichen Materialien. Das Thekaholz, das sie in Ueberfluß haben, gleicht dem Europäischen Eichenholz. Diese Fahrzeuge sind von einer unvortheilhaften Gestalt und nachlässig gearbeitet, kaum sind sie kalfatert, einige schwimmen nur mit Hülfe eines Mastix, womit sie sie bekleiden. Dies ist ein Gemisch von Kalk und Thran, der so vollkommen anklebt, daß er alle Oeffnungen verstopft, und das Wasser einzudringen hin-

dert. Die Indier nennen es Galgat; sie haben noch eine andre Mischung, die sie Saranguſti nennen, womit sie den Kopf der Nägel und die Näthe bestreichen. Dieser Mastix wird aus trocknem Schifftheer und Thran gemacht; man schlägt diese Zusammensetzung so lange untereinander, bis daß sie die Konsistenz eines weichen Teiges erhalten hat: sie wird alsdann auf das Schiff aufgetragen, und wird so hart, daß sie die schärfsten schneidenden Instrumente abhält. Man kann den Gebrauch dieser beiden Kompositionen nicht genug dem Europäischen Seewesen anempfehlen.

Die Indischen Schiffe werden **Parias** genannt, und wenn das Schiff an und für sich mangelhaft ist, so ist das Takelwerk nicht besser. Ihre Masten sind von Thekaholz, welches sie sehr schwer macht; das Tauwerk ist von Kokoswolle, die man **Kaira** nennt; sie haben wenig oder keine Winden, und Segel nach Verhältniß. Obgleich man auch deren sehr beträchtliche hat, die bis 600 Tonnen tragen, so sind sie doch nur zu sehr kurzen Reisen zu gebrauchen, die sie mit Hülfe der Passatwinde machen. Sie sind ziemlich zahlreich, und dienen zur ganzen Schifffahrt an der Küste. Ihre gewöhnlichste Ladung besteht in Salz und in Reis, aber die große Schifffahrt von einer Küste zur andern geschieht auf Schiffen von Europäischer Bauart.

Unabhängig vom Seehandel Indiens in Indien selbst und von dem Chinesischen, erlauben sich noch

die

die Englischen Kaufleute, Kaufmannsschiffe nach den Molukken zu schicken. Diese Schifffahrt bringt ungeheuern Vortheil, das dem Risiko, den man dabei läuft, angemessen ist. Man muß im Stande sein, mit Ueberlegenheit eine Holländische Korvette von 18 Kanonen, dergleichen an der Küste liegen, zu bekämpfen. Man zeigt sich dann auf der Küste, und die Bewohner der Molukken, die an diese Art von Handel gewöhnt sind, bringen durch Schleichhandel die Gewürze, die sie vertauschen wollen, und die sie wohlfeil geben. Da aber eine feindselige Behandlung von ihrer Seite nicht bestraft werden würde, und man nicht bei der Holländischen Kompagnie Recht suchen dürfte, so handeln die Schiffe mit den Eingebornen nur mit den Waffen in der Hand.

Die Geographie der Halbinsel Indiens ist durch die Eroberungen und Usurpationen, die die Grenzen der verschiedenen Staaten verrücken, solchen Veränderungen unterworfen, daß man sie nicht mit Gewißheit bestimmen kann; was heut richtig wäre, würde es in einem Jahre nicht mehr sein. Indessen kann man sie in Provinzen eintheilen, wovon die vornehmsten sind: Trevankur, Dekan, Karnatik und Arkot, Madure, Tanjaur, Misore, Golkonda, Bisnagar, die vier Zerkars und das Land der Maratten. Diese Provinzen waren ehemals vom Mogol abhängig, unter dem Namen der Nabob- und Subahschaften. Die Ohnmacht des Hofes zu

Delhi vermehrte die Kühnheit der Nabobs, sicherte ihnen Straflosigkeit, und flößte ihnen das Bestreben ein, sich unabhängig zu machen. Die Schwäche des Kaisers bestätigte den Erfolg: mehrere von ihnen wurden Souverains, und verachteten den Nabobstitel, um den eines Sultan und Königes anzunehmen, die mehr ihrem Stolze schmeichelten. Der von Golkonda ist der einzige, der den Titel eines Nizam, den er vorher hatte, beibehalten hat. Hyder Ali nahm zuerst den eines Chan an, sein Sohn Tippo ist aber als Sultan gestorben; die von Trevankur und Tanjaur nahmen den eines Königs an. Der Großmogol besitzt noch eine eingebildete Oberherrschaft über sie, die nur noch an einigen äußerlichen Ehrenbezeugungen und an einigen Diplomen zu erkennen ist, um die man von Zeit zu Zeit nachsucht, um auf dieselbe Art eine Usurpation zu heiligen, als man in den letzten Jahrhunderten eine Bulle von Rom verlangte, um sich eine Belehnung geben zu lassen; der Kaiser, der jede andre Autorität verloren hat, verfehlt nie, jede solche Gelegenheit zu ergreifen, um einen Souverainitätsakt auszuüben, und schlägt es niemals ab.

Von allen den Mächten, die sich von seiner Herrschaft frei gemacht haben, sind die Maratten die einzigen, die ihre Empörung auf Grundsätze zurückgeführt, und die Oberherrschaft eines Einzigen abgeschworen haben. Sie haben eine sehr furchtbare

bare Republik im Nordwesten der Halbinsel gebildet. Ihre Kavalerie ist sehr zahlreich, und ihr Einfluß in die Geschäfte Indiens ist in den letzten Zeiten um desto mehr gewachsen, da der erste Minister des Kaisers ein Mann von sehr großem Karakter, eines von ihren Oberhäuptern, war. Er ist unter dem Namen Sandschah bekannt, den er berühmt gemacht hat. Sein Kredit beim Hofe zu Delhi ward desto stärker, da der Kaiser ein äußerst schwacher Mensch war. Die Macht des Ministers wog die des Monarchen auf, und jener, voll Anhänglichkeit an sein Vaterland, diente demselben kräftig bei seinem Herrn, und machte, daß dieser der Empörung Beifall gab. Das Bündniß mit dieser Republik ist bei den Geschäften Indiens von größtem Gewicht; auch haben die Engländer nicht verfehlt, sie durch alle nur mögliche Aufopferungen zu ihren Gunsten zu stimmen. Der treuen Anhänglichkeit dieser Macht, die ihre Kräfte mit denen der Kompagnie vereinigte, verdankte Lord Cornwallis seinen Sieg über Tippo. Dieser Fürst hielt sich für stark genug, um allein zu siegen, und war zu stolz, um ihre Hülfe zu bitten, indem er nicht voraussah, daß diese Nachlässigkeit ihm noch einen Feind mehr zu bekämpfen, zuziehen würde. Die Vereinigung mit der Marattenarmee bestimmte den Sieg unter den Fahnen des Englischen Generals, der anfangs mit Verlust von Seringapatnam zurückgeschlagen war, und verursachte diesen nachtheiligen Frieden,

der

der das Vorspiel des gänzlichen Sturzes Tippo's war.

Nachdem ich mich einige Tage zu Madras aufgehalten hatte, reiste ich nach Bengalen ab; in der Bai von Balassor ward ich durch Regen und Nebel, von Windstillen begleitet, aufgehalten, und lief mit vieler Gefahr in den Fluß ein. Der Fluß, an dessen Ufern die Europäischen Niederlassungen in Bengalen liegen, ist nicht der Ganges; man giebt ihm sehr uneigentlich diesen Namen; es ist der Fluß Ugli, von der kleinen Indianischen Stadt so genannt, die ihn zuerst berühmt gemacht hat. Er nimmt seinen Ursprung im Ganges; man kann ihn also, strenge genommen, als einen kleinen Arm dieses Flusses betrachten, dessen vornehmstes Bette östlich von diesem fließt, und sich durch eine Menge von Mündungen in den Gegenden von Schatigam ins Meer stürzt. Dieser Fluß Ugli ist bei seiner Mündung sehr breit; man schifft lange, ehe man Land sieht; erst zu Kadscheri fängt man an es von beiden Seiten zu sehen. Die Entfernung vom Ufer bis zum Ende der Sandbänke ist sehr beträchtlich; man ist wirklich auf dem Meere, wenn man hier ankömmt, auch sind die Piloten, die sich in diesen Gegenden aufhalten, um die Schiffe zu erwarten, mit Fahrzeugen versehen, die einen Sturm aushalten und der Fluth widerstehen können; es sind alles sehr schöne Briggschiffe, und zu allen Schifffahrten geschickt. Die Kompagnie

besaß

besaß deren sechs, nach alten Formen; und sie hat deren zu Bombay noch sechs andre bauen lassen, welches Korvetten von sechzehn Kanonen sind, die im Nothfall zum Kriege gebraucht werden können. Folglich haben die Engländer zwölf Pilotenschiffe, die Franzosen eins und die Holländer eins, d. h. sie hatten sie vor dem Kriege. Diese Fahrzeuge liegen, wie ich gesagt habe, am äußersten Ende der Sandbänke vor Anker. Sobald man sie gewahr wird, löst man eine Kanone, und steckt eine Flagge an die Spitze des Schiffs; auf dies Signal macht sich eins von jenen Fahrzeugen segelfertig, und kommt dem Schiffe entgegen. Ist dieses nur ein kleines Fahrzeug, das folglich nur wenig Geschicklichkeit bei seiner Führung erfodert, so übernimmt es ein Offizier des Piloten es zu führen, und der Chef kehrt auf seinen Standort zurück. Ist aber das Schiff schwerfällig genug, um die Aufmerksamkeit des Oberpiloten zu verdienen, so kömmt er selbst an Bord, und seine Brigg fährt vor dem Schiffe her, indem er Sorge trägt, ihm den Weg zwischen den Sandbänken zu bezeichnen, am Tage mit einer Flagge, des Nachts mit Feuer. Alle diese Vorsichtsmaaßregeln sind nothwendig; und obgleich sie viel Unglücksfälle verhüten, so verhindern sie doch nicht, daß oft etwas vorfiele. Die Fluth des Ganges ist erstaunlich reißend. Die Kanäle, die der Lauf dieses Flusses in den Sand seiner Mündung gefurcht hat, sind an einigen Stellen

nicht

nicht breiter als eine halbe Stunde. Wenn man hier mit dem Südostpassatwinde einläuft, so treibt, der Wind zusammen mit der Fluth, ein Schiff mit einer Schnelligkeit, daß es sechs Lieues in einer Stunde zurücklegt, und es braucht nur einer einzigen falschen Wendung des Steuerruders, um es von einer oder der andern Seite zu stark zu werfen, und die Richtung des Kanals, in den man einlaufen will, zu verfehlen, und dabei die größte Gefahr, oft selbst unvermeidlich Schiffbruch, zu leiden. Beim Nordostpassatwinde hingegen ist der Eingang des Flusses sehr viel länger, mühsamer, aber weniger gefährlich. Denn da man den Wind entgegen hat, so muß man in die Kanäle laviren; folglich fahren die Schiffe mit vollem Segel, indem sie kreuzen, und die Fluth allein bringt sie zu ihrer Bestimmung. Um das Manöver auszuführen, braucht man kaum Pilot zu sein, wenn man wieder in die Mitte des Kanals ist, und so gelangt man endlich, ohne große Gefahr gelaufen zu haben, an den Ort seiner Bestimmung.

Wenn man zu Kadschery, welches am linken Ufer liegt, ankömmt, erkennt man dies Dorf durch ein der Kompagnie zugehöriges, hoch liegendes Haus, worin der Resident derselben wohnt. Von da erblickt man die Landspitze Mudpoint (Schlammspitze) am rechten Ufer des Flusses. Diese Spitze endigt den mittäglichen Theil der Wälder von Sundri, berühmt durch den Aufenthalt von Tigern

von

von großer Gattung, wovon sie voll sind. Dies ist der königliche, oder nach Büffon, der eigentlich sogenannte Tiger. Diese Thiere sind durch ihre Stärke und ihre Behendigkeit unendlich furchtbar. Einige sind von der Größe eines Ochsen. Ihr Fell ist gelb und schwarz gestreift, und unter dem Bauch weißlich. Sie suchen ihre Beute mit solcher Wuth, daß man einige gesehen hat, die sich ins Wasser stürzten und schwammen, um Kähne, die auf dem Wasser schifften, anzufallen. Bei Kadschery ist es Gebrauch, Ruderkähne zu nehmen, um sich, beim Herauffahren des Flusses, die ersten Wendungen zu erleichtern. Da mein Schiff schwer war, so nahm ich deren zwölf, die mir bis zum Ankerplatz, diesen Wäldern gegen über, folgten; als ich vor Anker lag, begaben sie sich hinter das Schiff. Da eine so große Menge von Kähnen dem Strom zu sehr im Wege war und mein Ankertau zu sehr anstrengte, so befahl ihnen der Pilot, uns zu verlassen, und sich längs dem Ufer hin ans Land zu begeben, von wo man sie, wenn der Strom schwächer geworden wäre, zurückrufen würde. Sie gehorchten. Unglücklicherweise für sie, wurden sie trocknes Holz, d. h. einige Zweige verdorrter Bäume, gewahr. An diesem Artikel mangelte es zu Kalkutta; sie stiegen also schnell ans Land, um es abzuhauen und auf ihre Kähne zu laden. Sie waren ungefehr 150 Toisen vom Schiffe entfernt, und hatten kaum diese Arbeit angefangen, als wir sie mit allen Zeichen des

größten Schreckens dem Ufer zulaufen sahn. Dies war nicht ohne Grund: sie wurden von einem Tiger verfolgt, der so groß, wie ein gewöhnliches Kalb, war. Wir sahen ihn sich aus dem Gehölz stürzen, und den Langsamsten im Laufen ergreifen. Er verschwand in einem Augenblick mit ihm, ohne daß weder dieser Unglückliche noch die andern eine Bewegung, sich der Wuth dieses Thieres zu widersetzen, machten; sein Bruder allein schien betrübt, und ging nicht mehr aus seinem Kahn, die andern kehrten sogleich wieder zurück, überzeugt, daß, da der Tiger einmal sein Theil hätte, sie keine Gefahr weiter liefen. Denn dies ist das Vorurtheil dieser Leute. So groß auch die Ueberlegenheit solcher Ungeheuer durch ihre Stärke, ihre Wildheit, und durch die Waffen, die ihnen die Natur gegeben hat, über die Menschen ist, so scheint ihnen doch ein gewisser Instinkt zu sagen, daß diesen ihr Genie noch furchtbarere gegeben hat: sie fliehen daher die bewohnten und angebauten Oerter, und besuchen sie nur, wenn der Hunger sie dazu zwingt. Beim Herauffahren des Flusses Ugli ist das Dorf Kulpey die letzte Niederlassung der Indier auf dem rechten Ufer. Die Tiger lassen sich selten bis dahin sehn. Aber von diesem Ort an, bis zu den Inseln Clives, ist ihre Anzahl so beträchtlich, daß man sie manchmal heerdenweise am Ufer gehen sieht. Man hat angefangen, diese Inseln zu benutzen, und hier Zucker anzubauen. Ihr Urbarmachen hat einer Menge

Indier,

Indier, welche diese Thiere zerrissen haben, das Leben gekostet. Da man das Gehölz ausrottete, womit das Land bedeckt war, und diese Ungeheuer in ihren Wäldern auftrieb, warfen sie sich auf die Arbeiter; und was außerordentlich scheint, diese dachten nie daran, sich zu wehren, obgleich ihre Anzahl sich manchmal auf fünfhundert belief. Sie waren überzeugt, daß das Thier nur Einen wegnehmen und sich dann nicht wieder sehn lassen würde. Sobald sie es daher erblickten, liefen sie in der größten Unordnung davon, indem sich jeder auf die Schnelligkeit seiner Beine verließ; der langsamste war am schlimmsten daran, der Tiger ergriff ihn, und nun kehrte jeder zur Arbeit zurück. Diese Szene fieng alle Tage von neuem an, ohne daß die Schwarzen etwas beherzter geworden wären, und diese beständigen Angriffe hätten nicht einem einzigen dieser Ungeheuer das Leben gekostet, wenn nicht einige wohlbewaffnete Europäer, welche die Aufsicht über die Arbeit hatten, sie von Zeit zu Zeit angegriffen hätten. Sie haben sich endlich zurückgezogen, und da diese Inseln von Waldungen entblößt waren, und ihnen keinen Schutz mehr darboten, so haben sie auf dem festen Lande die Anzahl derer vermehrt, welche die Wälder von Sondry bewohnen.

Wenn man den Fluß weiter hinauffährt, so kommt man bei Kulpy nach dem von den Engländern sogenannten Diamanthafen. Sie haben hier Kormors für ihre großen Schiffe errichtet.

Dies sind große feststehende Anker, an welchen die Fahrzeuge mit weit mehr Sicherheit liegen, als an ihren eigenen Ankern. Die Regierung unterhält hier Hafenbeamte, eine große Bäckerei, eine Schlächterei, und Hospitäler für die Marine. Hier wird ein Markt gehalten, wo die Seeleute alle Erfrischungen, welche das Land hervorbringt, in Ueberfluß finden. Jenseit dieses Hafens wendet sich das Bette des Flusses nach der linken Seite, und läßt auf der rechten eine sehr gefährliche Sandbank. In einiger Entfernung von da kömmt man vor der Mündung eines großen Flusses, uneigentlich der alte Ganges genannt, vorbei; erst oberhalb desselben fangen die Ufer des Ugli an malerisch zu werden. Seine ansehnliche Breite ist dann bis zu der eines gewöhnlichen Flusses verringert, und man kann des lachenden Anblicks beider Ufer genießen.

Ein wenig weiter rechts kömmt man nach Fulta, einer Holländischen Besitzung, die ehemals in den blühenden Tagen der Kompagnie dazu bestimmt war, große Schiffe aufzunehmen, und jetzt nichts als eine große Galliote in ihrem Ankergrund hat, die jedes Jahr Ballen holt, welche die Kompagnie von Schinsura abschickt. Diese Galliote ist manchmal von einem kleinen Schiffe begleitet, dies ist aber auch das non plus ultra des Handels der Holländischen Kompagnie in Bengalen. Die Niederlassung zu Lande besteht aus zwei Häusern, von denen das eine eine Herberge ist, deren Hälfte aus

Ziegel-

Ziegelsteinen gebaut ist; das andre ist die Residenz des Kommandanten. Dieser Offizier ist ein Neger, der die Flagge der Kompagnie auf einem Baum, nach Art eines Mastes, aufziehn muß. Sein Haus ist nicht so prächtig als die Herberge, denn es ist ganz von Stroh. Das Indische Dorf ist sehr beträchtlich: es hat einen wohlversehenen Bazar oder Markt. Diese kleine Besitzung hat das mit allen Holländischen Niederlassungen am Ganges gemein, daß sie den zügellosesten Ausschweifungen zum Schlupfwinkel dient. Die Matrosen finden hier gewöhnlich ihre Rechnung; und hier werden die unglücklichen Frauenzimmer angeworben, die nach dem Diamanthafen gehn, um zum Vergnügen der Engländer zu dienen, die hier sehr zahlreich sind. Sie bevölkern hier ihr Hospital, und lassen ihnen manchmal für ihr ganzes Leben schmerzhafte Andenken zurück.

Da mein Pilot nahe bei diesem Dorfe geankert hatte, so stieg ich ans Land, um spazieren zu gehn; aber da der Strom zu stark war, und mich verhinderte, an dem Dorfe selbst zu landen, so ließ ich mich auf eine benachbarte Wiese aussetzen. Das erste, was ich erblickte, war ein Pangolin; ich verfolgte es bis an den Eingang seiner Höhle, wo ich es erreichte, und nach ihm mit meinem Degen stieß, der zwischen zwei Schuppen zerbrach. Nun gieng ich auf das Dorf zu, und kam durch ein sehr dickes Gehölz, durch das ein kleiner Fußsteig von ungefehr

drei Fuß Breite gieng; vor mir gieng ein Führer, und hinter mir zwei Knaben, welche der Zerkar einer meiner Freunde, der meine Ankunft wußte, mir entgegen geschickt hatte. Mit einemmale sah ich mit Erstaunen meinen Führer einen großen Sprung thun, und aus allen Kräften davon laufen; ich näherte mich, um den Gegenstand seines Schrekkens kennen zu lernen, und ward von keinem geringern befallen, da ich eine ungeheure Schlange quer über den Fußsteig, in welchem wir uns befanden, kriechen sah. Sie war so lang, daß ich weder ihren Kopf noch Schwanz, die im Gesträuche versteckt waren, sehen konnte. Das Ungeheuer war braun, kroch sehr langsam, und schien mir die Dicke eines Taues von 18 Zoll im Umfang zu haben. Ich ahmte meinem Führer nach, und ohne einen Muth zu affektiren, der um desto übler angebracht war, da ich meinen Degen, überdem in dergleichen Fällen eine unnütze Waffe, schon zerbrochen hatte, so setzte ich mit einem Sprunge über die Schlange weg, und entfernte mich in starkem Schritt. Die beiden Knaben, erstaunt, einen Indier fliehen und einen Europäer ihm ziemlich schnell folgen zu sehn, kehrten denselben Weg wieder um, und kamen erst den andern Tag an Bord des Schiffes zu mir.

Wenn man einige Stunden weiter hinauffährt, findet man noch auf der rechten Seite den Ankerplatz von Majapur. Dieser Ort war den Franzo-

sen

sen ehedem das, was Fulta den Holländern war; es war die Rhede, wo die großen Schiffe unsrer Kompagnie, die nicht bis Schandernagor wegen ihres großen Fahrwassers kommen konnten, anhielten. Dieser kleine Ort hat nach Maaßgabe des Verlustes, die Frankreich in diesem Welttheil erlitten hat, dasselbe Schicksal wie jener gehabt; er ist noch mehr als Fulta gesunken. Man sieht hier weder Europäische Häuser noch Flagge mehr; kaum daß einige Hütten und ein elender Bazar die Existenz des Ortes anzeigen. Nichts giebt dem Gedächtniß die Idee des Handels, der hier zur Zeit des Glanzes der Französischen Kompagnie war; ein auffallendes Gemälde der irdischen Vergänglichkeit. Majapur war ein großer Markt; Schiffe von 1500 Tonnen besuchten in großer Anzahl seinen Ankerplatz, und verbreiteten hier Ueberfluß und Luxus, ehe noch der Diamanthafen existirte. Jetzt ist dieser letzte blühend; der erste ist verlassen, und nur sein Name erinnert den unterrichteten Reisenden, daß er ehemals reich war; das gewöhnliche Schicksal aller Französischen Etablissements, welche eine beständige Reihe von Unglücksfällen zur Vergessenheit verdammt.

Nachdem ich endlich wieder einige Stunden über Majapur hinaufgefahren war, verkündigten die Gärten und prächtigen Palläste die Nähe der Hauptstadt Indiens, des Hauptsitzes der Englischen Macht in Asien und der schönsten Kolonie der Welt. Der

Reichthum dieser prächtigen Gebäude, der Luxus, welcher das Ufer des Flusses in herrliche Gärten umformt hat, der Pomp ihrer Verzierung, alles athmet den Reichthum und die Macht der Besieger Indiens, und der Beherrscher des Ganges.

Dieser Fluß verbirgt durch seine Krümmungen die Stadt **Kalkutta**, die man nur erst in einer kleinen Entfernung erblickt. Das Fort **Williams**, die schönste Zitadelle außerhalb Europa, stellt sich zuerst dem Blick dar, und setzt durch seine Größe und die Pracht seiner Gebäude, die man über seinen Wällen hervorragen sieht, in Erstaunen. Die Häuser, welche die erste Reihe der Stadt am Ende ihrer Esplanade bilden, sind eben so viel prächtige Palläste, wovon einige bis auf vier und zwanzig Seulen im Peristyl haben. Alle diese Gebäude, die in einem Bogen in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde liegen, machen den erhabensten Anblick, und geben der Stadt das edelste und majestätischeste Ansehen.

Kalkutta ist die einzige große Niederlassung der Europäer auf dem rechten Ufer des Ganges; die andern Nationen haben das linke gewählt, die Engländer allein haben das rechte vorgezogen; mögen ihre Gründe auch gewesen sein welche sie wollen, so ist der Ort schlecht gewählt. Das Erdreich ist nicht genug über das Bett des Flusses erhaben, und bei großem Wasser ist oft die Esplenade, die die Zitadelle trennt, wenn nicht überschwemmt, doch hier

und

und da mit Wasser bedeckt, so daß sie nicht gangbar ist.

Die Luft ist zu Kalkutta nicht sehr gesund; seine Lage zwischen dem Fluß und einem großen See nach hinten, unterwirft die Stadt üblen Ausdünstungen, weswegen man auf dem Lande wohnt; aber eine große Unbequemlichkeit, die man nicht vermeiden kann, ist die Lage des Hafens. Er liegt gerade zwischen zwei einwärts gekehrten Landspitzen, wodurch der Strom in allen Abstufungen der Fluth sehr beschleunigt wird. Die Brandung wird dort so heftig empfunden, daß sie öfters Schiffe vom Anker losreißt. Da die Ströme, besonders im Julius und August, wo der Schnee in den Gebirgen schmilzt, ausnehmend reißend sind, so ist der erste Erfolg der Fluth, nicht allein den Lauf des Stroms zu hemmen, sondern ihn sogar mit einer solchen Gewalt zu überwältigen, daß sie selbst einen sehr reißenden Lauf bekommt.

Bengalen liegt so niedrig, daß, wenn das durch die Fluth angeschwellte Meer in das Flußbette eindringt, alles seiner Gewalt weichen muß. Das zurückkehrende Wasser erfährt einen ähnlichen Widerstand, und wird gleichfalls überwältigt. Aus diesem Zusammenstoß entsteht eine weitläuftige und schäumende Welle, welche von der Fluth mit ungeheurem Ungestüm vorwärts getrieben wird, und allen Schiffen zum großen Nachtheil gereicht, welche nicht die Klugheit gehabt haben, sie zu ver-

meiden. Gewöhnlich hat diese Brandung ihren völligen Erfolg nur auf einer Seite des Flusses, und man darf also nur das Ufer zu erreichen suchen, wo sie schwächer ist, welches man meistens sehr leicht beurtheilen kann. Die Indier laufen zur Zeit der Fluth haufenweise ans Ufer des Flusses, und suchen vom Wasser besprützt zu werden, indem sie es für sehr heilsam halten, und sich mit Freudengeschrei und Andacht damit benetzen.

Kalkutta liegt gerade so, daß die Brandung dort empfunden werden muß, und zuweilen, besonders zur Zeit der Syzygien, ist sie sehr heftig. Was diesen Ankerplatz vollends schlecht macht, ist dies, daß er mit Sandbänken, gerade gegen über der Stadt und der Festung, wie besäet ist. Dieses hemmt alle Arbeiten des Hafens, und wenn zur Zeit der Ebbe der Strom durch diese Sandbänke eingeengt ist, so ist er desto reißender, und verursacht eine Menge Unglücksfälle. Ich habe einmal diesen ganzen Ankerplatz in Unordnung gerathen sehn; die Parias, die gewöhnlich in großer Menge sind, ankern oberhalb der Europäer, gerade der schwarzen Stadt gegenüber. Sie haben die Gewohnheit, sich zusammenzustellen, und so dem Strom eine große Linie von Schiffen entgegenzustellen, deren Taue alle zusammen arbeiten. Dieses Manöver ist nicht ohne Gefahr, aber es hat den Vortheil, daß es die Schiffe verhindert umherzuschwanken, durch welche Bewegung öfters der Anker weggerissen, und

die

die Schiffe gegeneinander angetrieben werden. Unglücklicherweise riß dem einen der äußersten Parias sein Ankertau entzwei, und sogleich stieß er quer auf einen andern Paria. Gewöhnlich sind ihre Ankertaue gut, aber die Anker selbst erbärmlich. Der Anker dieses zweiten gieng los, und nun trieben diese beiden Fahrzeuge umher; ihre Nachbarn fuhren nun gleichfalls einer nach dem andern aus der Linie, und in einer Viertelstunde waren sie alle, wenigstens 150 an der Zahl, einer auf dem andern. In dieser Lage konnten sie dem Strom keinen Widerstand leisten, sie fielen mit Ungestüm auf die Europäischen Schiffe, die hinter ihnen ankerten. Diese empfiengen sie mit Hacken, zerbrachen und zerhieben alle, die sich an sie anklammerten; aber die Anzahl war zu groß, die Fluth trieb sie gegen die Taue, die Bogsprietmaste giengen entzwei, kurz alles gab nach, und die Unordnung war unter sämmtlichen Schiffen allgemein. Man hörte nun nichts als das Brechen der Segelstangen und Maste, und wer am klügsten war, lief auf den Strand. Nur sehr wenige aber konnten der allgemeinen Verwirrung entgehn. Nun stelle man sich dreihundert Fahrzeuge durcheinander vor, deren immer eins an das andre sich festhakt, und die durch eine reißende Fluth weggetrieben und in Gefahren gestürzt wurden, wovon die geringste das Stranden des Schiffes war. Dabei denke man sich das Geschrei, das Fluchen, die Verwünschungen und

Läſterungen ſo vieler Nationen, die ſich untereinander nicht verſtanden, und man hat nur einen ſchwachen Begriff von dem Schauſpiel, das ich vor Augen hatte. Hätten die erſten Schiffe, welche weggetrieben wurden, ſogleich ihre noch übrigen Anker ausgeworfen, ſo wären ohne allem Zweifel ſie ſämmtlich zu Grunde gegangen; aber ſie hatten die Vorſicht ſie zu verwahren, bis ſie aus dem Getümmel waren, dann ankerten ſie wo ſie konnten, bis zur Rückkehr der Fluth und bis der Hafen ihnen Hülfe ſchicken konnte. Ich befand mich gerade an Bord meines Schiffes, als die Unordnung anfieng; ich lag mitten im Fluſſe, und hätte alſo dem gemeinſchaftlichen Schickſal nicht entgehen können, wenn nicht zum größten Glück ein Zufall mich dahin gebracht hätte, ſolche Mittel zu ergreifen, wodurch ich mich der annahenden Gefahr entzog. Ein großes Engliſches Schiff, das ſich aus dem Getümmel zurückzog, machte, das ich die einzige Partie ergriff, die mir übrig blieb. Es trieb auf mich zu, und zwar mit ſolcher Schnelligkeit, daß ich nur noch Zeit hatte, mein Ankertau abzuhauen, um das beiden verderbliche Zuſammenſtoßen zu vermeiden. Nun ließ ich mich treiben ohne einen Anker auswerfen zu wollen, und kam ſo bis unterhalb der Zitadelle, über eine Stunde Weges weit. Dann warf ich zwei Anker aus, und blieb ſo in vollkommener Sicherheit, bis die Ordnung in Kalkutta wieder hergeſtellt war, worauf ich mich nach dem Ankerplatz

plaz zurückbegab. Eine solche Begebenheit ist die glücklichste Sache, die den Hafenbeamten begegnen kann; sie fangen damit an, daß sie die Anker, die man etwa nöthig hat, verkaufen, oder durch ihre Schwarzen verkaufen lassen. Dann lassen sie sich vom Kapitän einen Aufsaz geben, in welchem die Anker, die verloren worden sind, das Gewicht, die Zeichen, die sie haben; die Enden Ankertaue, die daran geblieben sind; der Ort, wo sie ungefehr sein müssen; kurz alles angegeben ist, was zu ihrer Wiederfindung beitragen kann; man trägt diesen Aufsaz ein, und nachher hören die Kapitäne nicht weiter davon reden.

Ich habe in einem Zeitraum von drei Wochen fünf verloren, und ich verfehlte nicht, für die beiden ersten die Aufsäze zu machen, die man von mir verlangte. Ich gieng niemals aus dem Büreau des Hafens, ohne überzeugt zu sein, daß mein Anker so sicher auf dem Grund als an Bord des Schiffes war. Nachdem ich zwei verloren hatte, glaubte ich das Recht zu haben, den ersten wieder zu verlangen, und zu bitten, daß man ihn heraufzöge, und ich erbot mich, die Kosten zu bezahlen.

Der, an den ich mich wandte, war ein guter Mann, der bei seiner Plünderung mit Gewissenhaftigkeit verfuhr, denn es schien ihm, wenn er allein rechtschaffen und ehrlich wäre, so würde er bloß den Schaden haben, ohne irgend jemand zu nuzen, indem die andern doch deswegen nicht weniger steh-

len

len würden. Er lachte über meine Leichtgläubigkeit, und rieth mir, nicht mehr an meine Anker zu denken. Da dieser Verlust beträchtlich war, und seine Wiedererseßung viel kostete, nahm ich keine Rücksicht auf seinen Rath, und sprach nur um desto lauter. Ich wandte mich an den Hafenkapitän T..., einen Offizier von einer Redlichkeit, die zum Sprichwort geworden war; er hatte sich ein großes Vermögen bei diesem Handwerk gemacht, und von diesem Augenblick an waren ihm Skrupel über die Unregelmäßigkeit des Verfahrens der Hafenbeamten eingefallen. Sein Gewissen war nicht stark genug, um das wieder herauszugeben, was er selbst erworben hatte; aber er wollte die andern abhalten, es eben so zu machen. So hatten diese aber nicht gerechnet; die, da sie nicht zugeben wollten, daß man auf ihrer Spur jagte, keine Rücksicht auf die Befehle des alten Kapitäns nahmen, dessen Kraft und physische Thätigkeit unzureichend war, über sie zu wachen; daher waren die Subalternen, troß der Ehrlichkeit ihres Chefs, Spißbuben. Herr T... „verdammte seine Augen und seine Seele *)", schwor, daß meine Anker müßten wieder gefunden und mir zurückgegeben werden. Der erste Theil seines Schwurs ward erfüllt, aber der zweite gieng in den Wind; ich habe sie nie wiedergesehn. Er fertigte mir sehr höflich einen Befehl aus, mir eine Schaluppe, Taucher,

Schwarze

*) Ein sehr gewöhnlicher Englischer Fluch.

Schwarze und einen Seeoffizier zu geben, damit ich selbst die Anker, die ich verloren hatte, heraufholen könnte. Ich kehrte voll Hoffnung zum Hafenbüreau zurück. Einer von den Herren hatte die Güte, mit mir zu sprechen, nachdem er mich beinah eine halbe Stunde hatte warten lassen; er las die Order, las sie noch einmal, und gab sie dann einem andern; dieser las sie, und gab sie wieder einem andern, der sehr beschäftigt war, und zur Antwort gab, very well. Erst nach Verlauf von beinah einer Stunde, als er meine Beharrlichkeit im Warten sah, nahm er seine Brille ab, kam zu mir, und fragte, was ich wollte. Ich antwortete ihm, daß ich eine Order von Herrn T... gebracht hätte, die ihm den Beweggrund meines Besuchs zu erkennen geben müßte. Er sagte very well, nahm die Order, setzte seine Brille wieder auf, die er lange abwischte, las das Papier zu wiederholtenmalen, kehrte es um, sagte mir von neuem very well, und drehte mir den Rücken zu. Ich bat ihn, so gut zu sein, Befehle zu geben, und mich wissen zu lassen, wann ich das, was ich nöthig hätte, erhalten könnte, indem ich hinzufügte, daß die Sache eilte, weil mein Schiff auf Einem Anker wäre, und daß mir kein andrer übrig bliebe. Das fatale very well war alles, was ich erlangen konnte. Der, welcher mir zuerst gerathen hatte, meine Anker fahren zu lassen, kam zu mir, nahm die Order, indem er den andern um Erlaubniß bat, der ihm eine leichte

Ver-

Verbeugung mit dem Kopfe machte, und ihm so wie mir sagte, very well. Man hätte glauben sollen, daß dieser Mann nichts anders reden könnte. Endlich sagte man mir, ich möchte den andern Tag wieder kommen. Ich fieng an, mir sogleich neue Anker anzuschaffen, um mein Schiff in Sicherheit zu setzen; aber den folgenden Tag gieng ich, der Abrede gemäß, zu Herrn Very Well, der mir diesen Tag nichts sagte. Eine Art von Pilotenlehrling sagte mir, er habe Befehl, mit mir zu gehn. Ich gieng sogleich, um die Schaluppe zu nehmen, die er mir gezeigt hatte, und nahm überdem einen Taucher und zwanzig Schwarze mit mir. Als ich bei meinem Schiff vorbeifuhr, nahm ich noch zehn von meinen besten Leuten mit; ich ließ zwei Landeskähne, die ich in meinen Diensten hatte, ausrüsten, und von meinen Leuten, nebst einem Offizier in jedem, besteigen. Ich begab mich nun an den Ort, wo ich meine Anker verloren hatte, und versuchte es, mit den Leuten aus dem Hafen, sie zu finden, aber vergebens. Zuletzt war ihre Ungeschicklichkeit so wenig natürlich, daß ich hier ein Geheimnis argwöhnte. Ich befahl einem meiner Offiziere, die auf den Ruderkähnen waren, einen von ihnen mit Seilen aufzusuchen, indem ich ihnen den Ort zeigte, wo ich glaubte, daß er sei. Sie fanden ihn auf der Stelle. Ich ließ sogleich untertauchen, um zu rekognosciren, und einen Ring daran befestigen zu lassen.

Kaum war der Taucher auf dem Grund, als das Seil, womit sondirt worden war, wieder abwich. Nun merkte ich, daß man Befehle gegeben hatte, durch die ich nicht vorwärts kommen sollte. Ich ließ die Operation wiederholen, fand den Anker wieder, war schon im Begriff, den Ring anlegen zu lassen; aber der Pilot machte, unter dem Vorwande, mir zu helfen, daß sein Seil zerriß. Man mußte zum drittenmale anfangen; der Taucher ließ den Ring immer wieder abgleiten, und sagte endlich, daß der Anker zu sehr vergraben, und er zu ermüdet sei, um noch mehr unterzutauchen. Unterdeß ließ sich die eintretende Fluth mit Gewalt spüren, und wir mußten die Arbeit aufschieben. Der Pilot schlug mir vor, die Schaluppe hier an einem Tau zu lassen, um den Ort zu bemerken, indem er den andern Tag wieder anfangen wollte; ich war es zufrieden. Am Abend warf ich meine Augen auf den Ort, wo ich sie gelassen hatte, aber vergebens, sie war nicht mehr da. Ich lief zum Hafenbüreau; man sagte: man wüßte nichts davon, schickte aber nach allen Seiten, um sie zu suchen, welches ziemlich überflüssig war, weil man sehr wohl wußte, wo sie war. Den dritten Tag ließ man mir sagen, sie sei wiedergefunden, und man hatte die Güte, mir zugleich mit dieser Botschaft eine Rechnung von Auslagen zu schicken, die ich sogleich bezahlen sollte. So viel täglich für die Schaluppe, so viel für den Piloten für so und

so

so viel Tage, so viel für die schwarzen Laskars, so viel für den Taucher, so viel für den Hafen, so viel für die Zurüstung der Schaluppe, so viel für das Seil daran, das zerrissen war, so viel für ihren Anker, der verloren sein sollte, so viel für die Schwarzen, die ihn wieder gefunden, so viel für die, die ihn zurückgebracht hätten, so viel um den Schaden auszubessern, den das Schiff gelitten hätte; kurz die Rechnung nahm kein Ende, und belief sich auf fünfhundert und sieben und sechzig Sikka-Rupien. Es half hier nichts, sich in Streit einzulassen, man mußte ein Ende machen, welches ich auch that. Ich trug das Geld zum Hafenbüreau; ein Beamter zeigte mir mit seiner Feder Herrn **Very Well**, der es, ohne ein Wort zu sagen, in Empfang nahm, einen Blick auf die Rechnung warf, die Anzahl der Rupien für richtig erkannte, mir ein Kompliment machte, und, indem er very well sagte, mich gehn ließ, fest entschlossen, niemals wieder den Versuch zu machen, einen Anker herauf zu holen, selbst wenn ich sie zu Dutzenden verlieren sollte. Diese Lehre war mir hinreichend, ich hatte an Kosten viel mehr als der Werth dessen, den ich suchte, verloren, und konnte keinen von den andern wieder bekommen.

Ich beklagte mich überall, man zuckte die Schultern, und sagte kalt: „Es ist freilich sehr verdrießlich für Sie, aber es muß ein jeder leben". Wirklich hat niemals eines der Schiffe die Sachen,

die

die es in diesem Ankergrund verloren hat, wieder gefunden. Manchmal werden gewisse wohl privilegirte Englische Kapitäne mit mehr Gelindigkeit behandelt, aber ihre Anzahl ist sehr klein.

Wann die schwächere Fluth eintritt, dann beeifern sich die Hafenbeamten, die verlornen Anker heraufzuholen; sie finden sie alle wieder, und verkaufen sie von neuem an die, welche deren bedürftig sind. Man verzeihe mir den kleinen Ausbruch von Aerger, welchen mir das Andenken der Ungerechtigkeiten, deren Zeuge und Opfer ich war, entreißt; ich konnte mich nicht enthalten, ihm Raum zu geben, und hassenswerthe Handlungen mit Gefahr gewisse Personen, die ich nicht nennen wollte, zu beleidigen, zu enthüllen. Ueberdem ist es das letztemal, daß ich jemanden vor den Richterstuhl des Lesers ziehe; künftig werde ich ihrem eigenen Gewissen alle die überlassen, welche, indem sie allen Gefühlen der Menschlichkeit und der Gastfreundschaft entsagen, nicht erröthen, die ihnen anvertraute Autorität anzuwenden, um in einer Entfernung von 5000 Meilen von ihrem Vaterlande, Leute zu plündern, die sie im Gegentheil schützen sollten. Am äußersten Ende Asiens sind alle Europäer Landsleute, oder sollten es wenigstens sein.

Diese Zitadelle wird das Fort Williams genannt; sie ist größer, und einer regelmäßigen und kunstvollen Vertheidigung fähiger, als die des Forts St. Georges zu Madras. Das Fort Williams ist

mit kleinen Häusern angefüllt, man sieht nur die zur Bedienung der Festung nöthigen Häuser, als die Wohnung des Kommandanten, Quartiere für die Offiziere, für die Truppen, und Arsenale. Uebrigens bietet das Innere prächtige Grasplätze, wohlbesandete Alleen, hier und da mit Bäumen bepflanzt, Kanonen, Stückkugeln, Bomben, dar; kurz alles was dazu beitragen kann, ihren Anblick groß, edel und militärisch zu machen. Ueber jedem Thor ist ein Haus, welches zur Wohnung eines Majors bestimmt ist.

Diese Gebäude, so wie alle die, welche das Fort einschließt, sind eben so viel prächtige Palläste. Zur Zeit meiner letzten Reise kommandirte der Oberst **Morgan** hier, und bekleidete seine Stelle sehr ehrenvoll, indem er die Fremden sehr wohl aufnahm. Eines Tages, als wir von Tisch aufgestanden waren, giengen wir in sein Zimmer, wo man mit Sorgfalt ein prächtiges Fußstück von Ludwig dem Funfzehnten, von Fuß bis zu Kopf gewafnet, aufbewahrt, welches zu Pondichery erobert und nach Bengalen gebracht worden ist. Er ließ es sich sehr angelegen sein, daß ich aufmerksam darauf ward. Ich war über die Ehrfurcht, die man ihm bezeigte, gerührt; aber ich konnte mich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren, es in feindlichen Händen zu sehn. Seine Majestät schien mir Kriegsgefangner zu sein. Dies Gefühl rief mir lebhaft unsre Niederlagen in Asien ins Gedächtniß, und entriß mir einen Seufzer,

zer, der dem Kommandanten nicht entgieng. Aber es gelang seiner feinen und wohlgehaltenen Höflichkeit, den kummervollen Eindruck zu zerstreuen, den diese Bemerkungen auf mich gemacht hatten.

Der Generalgouverneur aller Englischen Niederlassungen im Osten des Vorgebirges der guten Hoffnung residirt zu Kalkutta. Sein Pallast ist noch nicht gebaut; er wohnt in einem sehr schönen Hause, das auf dem freien Platze, gegen über der Zitadelle liegt. So schön auch immer dieses Haus ist, so ist es doch unter dem, was die Residenz eines Gouverneurs von solcher Wichtigkeit, sein sollte. Es giebt Privatpersonen in der Stadt, die eben so schön als er, wohnen. Wenn er großen Aufwand machen wollte, würde das Lokal es nicht gestatten. Dies Gebäude ist bei weitem nicht so prächtig als der Pallast des Gouverneurs zu Pondichery. Beim Eintritt in die Stadt kömmt man auf einen ungeheuern viereckigen Platz, in dessen Mitte ein großer Wasserbehälter zum Gebrauch des Publikums befindlich ist. Dieser Teich ist von einem Grasplatz umgeben, der von einer hohen Brustwehr, auf der ein Gitter ist, eingeschlossen ist. Dieser viereckige Platz ist an seinen Seiten mit prächtigen Häusern geziert, die Kalkutta nicht allein zur schönsten Stadt Asiens, sondern sogar zu einer der schönsten in der Welt machen. Die eine Seite dieses Platzes nimmt ein langes Gebäude ein, welches den Civilbeamten der Kompagnie, d. h. denen, welche sie in ihren Bü-

reaus als Schreiber braucht, zur Wohnung bestimmt ist. Die Seite nach dem Fluß zu ist zum Theil mit dem alten Fort besetzt; dies ist die erste Zitadelle, welche die Engländer in Bengalen bei ihrer Niederlassung erbauten. Es ist ein schlechtes Viereck, dessen Bastionen äußerst klein und unbrauchbar sind. Dies kleine Fort ohne Graben, dient nicht mehr als Befestigung, die Wälle sind zu Gärten gemacht. Auf den Bastionen und im Innern hat man für die Bedienten der Regierung Wohnungen gebaut. Hauptsächlich hat das Zollamt hier seine Büreaus. Obgleich dies kleine Fort dem, das die Engländer anfangs zu Madras erbaut hatten, bei weitem überlegen war, so konnte es sie doch nicht vor dem Zorn des Nabob N —, mit dem sie Krieg führten, schützen. Das Fort ward erobert, und der Ueberrest ihrer Truppen floh nach Kadschery, wo man sie wieder belagerte. Unterdeß machte der Sieger, indem er sich ihres Forts zu Kalkutta bemächtigte, einige Gefangene, die er in ein Loch außerhalb des Forts übereinander werfen ließ. Die, welche zu oberst lagen, kamen davon, die andern erstickten. Zum Andenken an diese Unmenschlichkeit, ließen die Engländer, die hernach siegten, zwischen dem alten Fort und dem rechten Flügel des Hauses der Bedienten der Kompagnie, gerade auf derselben Stelle, wo diese Barbarei ausgeübt wurde, ein Monument errichten, daß man noch sieht. Dies ist eine oben abgestumpfte Pyramide, die auf einem

Fuß=

Fußgestell ruht, und auf ihren vier Seiten ein kleines Frontispiz darstellt, unter welchem eine Tafel angebracht ist, auf welcher in Englischer und Mauriſcher Sprache eine Inschrift befindlich ist, die sich auf die Sache bezieht.

Dies kleine Gebäude ist zum Schutz mit einem Gitter umgeben; das Innere ist mit etwas Buschwerk bepflanzt; das Ganze hat so ziemlich ein trauriges und düsteres Ansehn, der Begebenheit gemäß, an welche man erinnert werden soll. Ganz nahe beim alten Fort erblickt man das Schauspielhaus, ein Gebäude, welches der Schönheit der Stadt nicht entspricht, und in welchem aus Mangel an Subjekten wenig gespielt wird.

Man zählt in Kalkutta zwei englische Kirchen, wovon die eine ein prächtiges Gebäude von regelmäßiger Bauart ist, vor dem sich ein Dorischer Säulengang von schönem Verhältniß befindet; der Karnies und der einfache Unterbalken, die mit ihren Dreischlitzen geziert sind, sind von einen sehr gutem Geschmack. Kurz dies Gebäude ist als Ganzes ein Muster von Schönheit und Eleganz.

Außer diesen beiden Kirchen zählt man noch eine Katholische; eine von der Portugiesischen Mission; eine vom Griechischen Ritus, die von Mönchen vom Orden des heil. Basilius bedient wird; eine Armenische; eine Synagoge; mehrere Moscheen, und eine Menge Pagoden; es finden sich also fast alle

Gottesdienste der Erde in dieser Hauptstadt versammelt.

Die schwarze Stadt stößt an den nördlichen Theil von Kalkutta: sie ist ungeheuer groß, und enthält eine Bevölkerung, die man bei meiner letzten Reise auf 600,000 Indier, von jedem Alter und Geschlecht, schätzte.

Eine so große Stadt sollte billig eine wachsame Polizei haben; diese ist aber hier herzlich schlecht, man verhaftet zwar diejenigen, welche die öffentliche Ordnung stören wollen; es herrscht aber in der Stadt eine empörende Unreinlichkeit. Die meisten Straßen haben an jeder Seite einen kleinen Kanal, sowohl zu ihrem als der Häuser Abfluß, sonst würden sie so feucht sein, daß sie niemand bewohnen könnte; denn zur Zeit des Anschwellens des Ganges tritt dieser Fluß zur Höhe von vielen Straßen, und man kann nicht in die Erde graben, ohne auf Wasser zu stoßen. Diese kleinen Kanäle, die höchstens drei Fuß tief, achtzehn Zoll und an einigen Orten zwei Fuß breit sind, sind Behältnisse von Unreinigkeiten, die nichts als faulende Dünste verbreiten. Alle Thiere, die auf den Straßen oder in den Häusern sterben, werden hineingeworfen und verfaulen hier. Mehrere Unglückliche sterben aus Mangel, Krankheit oder zufällig mitten auf den Straßen; so habe ich einen zwei Tage liegen sehn, ehe die Polizei ihn weghoolen ließ.

Wenn

Wenn dergleichen geschieht, so werden die Ueberbleibsel dieser Leichname in die Kanäle geworfen, deren Ansteckung sie vermehren. Die Indier sind in ihrem Hause und an ihrem Leibe sehr reinlich; wenn sie aber das aus ihren Häusern wegschaffen, was diese verunreinigen würde, glauben sie genug gethan zu haben. Sie lassen ganz ruhig ihren Unrath vor der Thüre oder auf der Straße, reden zwar genug über den daraus entstehenden Gestank, machen aber keine Anstalt, ihn wegzuschaffen.

Alle diese Ueberreste von Menschen und Thieren, die auf der Straße mitten unter den Lebenden verfaulen, würden endlich die Pest verursachen, wenn die Schakals hier nicht Ordnung machten; unter schrecklichem Geheul durchlaufen sie manchmal bei Nachtzeit heerdenweise die Straßen, und verschlingen alles, was ihnen in den Weg kömmt. Ich sah, daß der Leichnam eines Unglücklichen, der vor meiner Thür gestorben war (derselbe, von dem ich eben geredet habe), zwei Nächte hindurch diesen verhungerten Thieren zur Nahrung diente. Gleich in der ersten Nacht fraßen sie ihm den Kopf weg. Der im Staub liegende Rumpf ohne Glieder ward den ganzen folgenden Tag von Menschen und Thieren mit Füßen getreten, ohne daß jemand Anstalt machte, ihn bei Seite zu bringen. Endlich ward er in der zweiten Nacht ganz gefressen, und ich ward von diesem ekelhaften Anblick befreit. Was die Schakals übrig lassen, bleibt für die Raben und

Adler, von denen die Stadt voll ist. Man sieht sie oben auf den Häusern auf das lauern, was auf die Straßen fällt, und sich dreist mitten durch die Menge darauf stürzen, und ihre Beute ergreifen. Man hütet sich wohl sie auszurotten. Sie tragen zur Reinigung der Stadt bei, und in diesem Betracht sind sie sehr nützlich. Gewöhnlich sind sie sehr gefräßig; ich habe gesehn, daß eine Rabe auf den Bazar, **Territa** genannt, an welchem ich wohnte, einen Fisch einer alten Negerinn, die ihn eben gekauft hatte, aus der Hand nahm. Diese Nachbarschaft war der Aufenthalt einer ungeheuren Menge Adler, die durch den Geruch, der hier herrscht, herbeigezogen wurden. Als mein Koch eines Tages mit gebratenem Geflügel über den Hof gieng, brachte er nichts als den Teller auf den Tisch; der Vogel war in den Klauen eines Adlers, der ihn ihm fortnahm und sich damit auf das Dach des Hauses setzte, wo er ihn vor unsern Augen verzehrte.

Alle Häuser in Indien sind platt, und mit einem Geländer umgeben; man genießt hier Abends und Morgens der Kühlung, mehrere sind mit einem Peristyl im ersten Geschoß geziert, und in dieser Art von Gallerie hält man sich auf, wann die große Hitze vorüber ist.

Die Mahlzeiten sind zu Kalkutta ziemlich mittelmäßig. Das Hauptstück der Küche besteht in gewöhnlichem Fleisch und ein wenig Geflügel, aber

wenig

wenig oder gar keinem Wildpret, und Fischen, aber in geringer Anzahl. Das Hammelfleisch spielt fast auf allen Tischen die erste Rolle.

Während des Sommers wird man von einem Schwarm Fliegen jeder Gattung erquickt; die Moskiten sind hier hartnäckig, sehr reizbar und blutdürstig, und man kann sich nicht genug vor ihnen schützen; es ist durchgängig Gebrauch, daß man, um sich ihrer zu erwehren, im Hause jedesmal, wenn man sitzt, sei es bei Tische oder anderswo, Pappe um die Beine trägt. Die gierigste von allen ist die große blaue Fliege; sie stürzt auf alle Schüsseln, verunreinigt alle Speisen, die man daher immer zugedeckt halten muß; sie streitet mit den Gästen um ihr Essen, und verfolgt die Stücke bis in den Mund. Vorzüglich ist sie sehr durstig, und setzt sich in die Gläser, sobald man irgend etwas hineingießt, weswegen man sie mit einem kleinen silbernen Deckel zudecken muß, mit dem man zu diesem Endzweck versehen ist. Kurz sie ist unerträglich, und macht das wahr, was uns Virgil von den Harpyen sagt: um ihrentwillen habe ich zwanzigmal den Tisch verlassen müssen.

Um diese Fliegen zu verjagen, und zu machen, daß die Luft freier zirkulire, haben viele Häuser über dem Eßtisch einen großen Fächer, der an der Decke des Zimmers hängt. Er ist von viereckiger Gestalt, und balancirt an einem Stock, der am obern Theil desselben befestigt ist; ein Bedienter sitzt am einen

Ende des Zimmers, und setzt ihn so, wie man eine Glocke anzieht, mit einem daran befestigten Seile in Bewegung. Hinter dem Stuhl eines jeden steht wieder ein Bedienter, und bewegt einen kleinern Fächer, der von einem Palmzweige gemacht ist. Der Stiel dient zum Griff, die zusammengeklebten geschnittenen Blätter geben ihm das Ansehn einer Flagge; mit Hülfe aller dieser Mittel gelangt man dazu, sich ein wenig Kühlung zu verschaffen.

Der Hukka ist vornehmlich in Bengalen in Gebrauch, wo man ihn gewöhnlich nach der Mahlzeit raucht. Jeder Hukkaberdar macht den seines Herrn in der Nebenstube zurecht. Beim Dessert treten sie alle zusammen herein, und stellen sich um den Tisch herum. Eine halbe Stunde lang hört man weiter nichts als das Geräusch davon, welches die ganze Gesellschaft zum Schweigen bringt. Kaum kann man sich durch die Rauchwolken erkennen, womit das Zimmer angefüllt wird. Dies alles macht eine ziemlich bisarre Wirkung auf den ankommenden Reisenden, und wenn er keinen Hukka hat, spielt er eine ziemlich langweilige Rolle. Die Wuth zu rauchen, befällt sogar die Damen; die größte Gunst ist, einem Manne den Vorzug zu geben, aus seinem Hukka zu rauchen; die Höflichkeit erfodert in diesem Falle, daß man das Mundstück, dessen man sich bedient, herausnimmt, um an dessen Stelle ein neues zu setzen, das man der Dame, die es fodert, präsentirt, worauf diese es bald wieder giebt. Diese

Gunst

Gunst ist nicht immer ohne Wichtigkeit, sie bedeutet zuweilen viel für einen Freund, und öfters noch mehr für einen Mann. Der Tabak macht den geringsten Theil der Ingredienzien aus, die man in diesem Instrument brennt; man nimmt dazu trockne Früchte, Zucker und andre Sachen, die mit Hülfe des Rosenwassers, womit man die Schlangenröhre anfeuchtet, dem Rauch einen äußerst angenehmen Geschmack und Geruch geben. Dieser Rauch muß erst durchs Wasser gehn, ehe er den Mund erreicht; er erlangt dadurch einen Grad von Kühlung, der viel zu seiner Annehmlichkeit beiträgt.

Man läßt sich in Bengalen eben so, wie auf der Küste der Halbinsel in Palankins, tragen; aber außer diesen wimmelt es in Kalkutta von Equipagen aller Art, von Karrossen, Wiskis, Faetons, welches alles zusammen Abends einen solchen Lärm macht, der dem einer großen Europäischen Stadt gleich kömmt. Man sieht hier auch viel Persische Handpferde von großer Schönheit, keine Arabische, aber eine kleine Gattung, die man **Pooni** nennt, deren man sich häufig zum Ziehen der Faetons bedient. Alle diese Thiere haben Fehler; mehrere sind boshaft, und Maurischen Stallbedienten übergeben, die wohl verstehen, sie fett zu machen, ihnen aber unverbesserliche Fehler angewöhnen. Einer meiner Freunde hatte mir die Erlaubniß gegeben, von seinem Stall Gebrauch zu machen; seine Maurischen Stallknechte waren mir einmal, wie es Gebrauch

brauch ist, beim Ausreiten gefolgt, hatten aber so wenig Vergnügen daran gefunden, daß sie beschlossen, sich nicht noch einmal dazu brauchen zu lassen. Ich kann nicht begreifen, was sie mit den Pferden vornahmen; ich habe nicht den geringsten Begriff von den Mitteln, die sie gebrauchten; aber ich weiß, daß es mir nicht möglich war, sie aus dem Schritt zu bringen. Ich wollte einige Tage nachher ausreiten; kaum war ich aus dem Stall, und wollte mein Pferd zusammennehmen, als es sich bäumte. Ich gab ihm die Hülfen, und es ward noch stätiger: ich stieg ab, untersuchte seinen Zaum, sein Gebiß, seine Kinnkette; ich zäumte es ab und wieder auf; ich sattelte es ab, und sattelte es wieder, um zu sehen, ob nichts unter die Schabrake gelegt sei; ich sah unter dem Schweif nach, unter den Eisen, alles war in guter Ordnung und das Pferd sehr ruhig; ich stieg wieder auf, es gieng ohne Antrieb im Schritt fort; ich wollte es zum Trab bringen, es fieng seine Streiche wieder an; nun spornte ich es ohne Schonung, es hätte mich beinah ums Leben gebracht, und gieng nicht einen Schritt vorwärts; und doch war es das nehmliche, das ich zwei Tage vorher geritten, und das auf alles mit der größten Gelehrigkeit gehorcht hatte. Ich übergab es den Händen des Mauren wieder, der es in vollem Laufe nach seinem Stall zurück führte. Man verlange keine Bemerkung über diese Thatsache von mir; ich erzähle nach der strengsten Wahrheit, was ich gesehen

hen habe, und lasse es dabei. Eben das ist mir zu Yanaon mit einem Pferde des Herrn Demars begegnet.

Die Engländer haben angefangen, die Rasse der Bengalischen Pferde zu vervollkommnen; sie haben die Persischen mit Englischen Hengsten vermischt; und um die Nacheiferung anzufeuern, haben sie Wettrennen wie zu Epsom und Newmarket, eingeführt. Im Jahre 1794 habe ich hier ein Pferd, das aus England gebracht war, mit einem herrlichen Persischen Pferde, das wirklich von Rasse war, laufen sehn. Der Engländer überwand es, und gewann alle Wetten in zwei Läufen hintereinander zum großen Vergnügen seiner Landsleute, die unter Freudengeschrei riefen: old England for ever. Man muß bemerken, daß das Englische Pferd acht Tage nach seiner Ausschiffung lief. Die Ermüdung einer Reise, und der lange Aufenthalt auf dem Schiffe, ließen ihm noch Kraft genug, ein frisches Pferd zu besiegen, welches die Ueberlegenheit im Rennen der Englischen Pferde über alle andern beweist.

Ungeachtet der großen Menge Equipagen, von denen Kalkutta wimmelt, bedient man sich doch ihrer nicht zum Reisen. Beinah alle Reisen werden zu Wasser gemacht. Bengalen ist so von Kanälen und Flüssen durchschnitten, daß man überall auf Kähnen hinkommen kann; die reichen Leute bedienen sich daher Fahrzeuge, die Bazaras genannt wer-

werden. Nichts gleicht der Eleganz und der Bequemlichkeit dieser kleinen Fahrzeuge: sie enthalten Zimmer, die denen in einem Hause gleich sind; man läßt einen großen Kahn nachfolgen, in dem sich die Küche befindet, daher man hier mit mehr Bequemlichkeit als in irgend einem andern Welttheil reist; man leidet nicht mehr Ermüdung, als wenn man in seinem eignen Hause ist.

Es werden viel Schiffe zu Kalkutta gebaut; man findet hier viel wohlversehene Werfte; aber diese Fahrzeuge sind sehr theuer; sie sind sehr fest, und von Thekaholz gebaut, welches die Eigenschaft hat, weit langsamer als das Eichenholz zu verderben; auch halten Schiffe, die von solchem Holz gebaut sind, sehr lange Zeit, nur muß man sie vorm Stranden bewahren: denn das Thekaholz ist fett und ohne Aeste, es verwest nicht, aber es bricht leicht; ein Schlag mit einer Axt ist hinreichend, einen Balken von einem Quadratfuß von oben bis unten zu spalten. Die Eiche hingegen ist voll von Aesten, die ihren Widerstand vermehren, aber sie erhält sich nicht so lange.

Das Privilegium der Kompagnie verbietet jedem Privatmann, von Asien nach Europa, oder wenigstens mit England zu handeln. Aber es verbietet nicht den Handel Indiens in Indien selbst; dieser ist in China sowohl als anderswo, frei und sehr beträchtlich; auch ist der Fluß Ugli mit Schiffen bedeckt, welche alle den Reichthum und die

Thä=

Thätigkeit Kalkutta's vermehren. Der Reichthum dieser Stadt ist wirklich außerordentlich, man hält es kaum der Mühe werth, von Silbermünzen zu reden. Man rechnet nur nach **Gulmohur**, einem Goldstück, das 16 Rupien gilt, d. h. nach Französischer Münze 42 Livres, den Piaster zu 5 Livres 5 Sous. Die Indier beschneiden die Stücke wie die Juden in Europa; wenn man daher eine Zahlung empfängt, muß man Sorge tragen, einen **Serraff** zu haben, dessen Geschäft ist, die Stücke zu wiegen und ihren Werth zu bestimmen.

Die Volksmünze ist der Kauris der Maldiven. Der Handel ist in Bengalen in der Hand der Zerkars, die hier das, was die Dobaschis an der Küste, sind. Diese Zerkars sind Braminen. Sie thun ihrer Würde keinen Abbruch, wenn sie Handelsleute werden: sie sind an einem Strick von Baumwolle, der aus sieben Faden besteht, kenntlich, den sie auf der Haut als Bandelier von der rechten zur linken Seite tragen; sie haben Schreiber zu Gehülfen, welche sich anmaßen, eine eigne Kaste zu bilden, und die sich als eine Unterabtheilung der Braminen ansehn. Sie stehn in der That unter diesen, aber doch über allen übrigen.

Bengalen ist das wahre jetzige Vaterland der Braminen; ihr Name endigt sich fast immer in **ram**. Dieser Titel ist ehrenvoll, und ist eben das, was das deutsche **von** und das spanische **Don** ist, nur mit dem Unterschied, daß es, anstatt dem Na-

men vorzustehn, ihm angehängt wird. Mein Zerkar nannte sich Schissu, und wenn man die letzte Höflichkeitssilbe hinzufügte, hieß er Schissuram. Er war sehr unterrichtet, ehrlich, treu, und wenig gewinnsüchtig, welches bei einem Zerkar eine seltne Eigenschaft ist.

Die Leichtigkeit, mit der diese Leute lernen, ist wunderbar: sie sprechen und schreiben alle Französisch, Englisch, Portugiesisch, Maurisch, Malabarisch, und ihre heilige Sprache, die niemand, der nicht zu ihrer Kaste gehört, kennt. Einige neuere, vorzüglich Englische Schriftsteller, haben uns Stellen aus ihren heiligen Büchern, aus ihrem Vedam und ihrem Ezurvedam mitgetheilt; die Nationalbibliothek zu Paris besitzt eine Uebersetzung des Kormovedam. Ich ehre die tiefe Kenntniß dieser Schriftsteller. Ich lasse ihrer Ehrlichkeit Gerechtigkeit widerfahren, und glaube, weil sie es sagen, daß die Uebersetzungen, die sie uns geben, authentisch sind, oder daß sie sie wenigstens dafür gehalten haben. Ich will nur anmerken, daß es zu wünschen ist, daß diese heilige Sprache der Braminen sich ausbreiten, und wir alle im Stande sein mögen, an den Kenntnissen Theil zu nehmen, die aus der Bekanntmachung der Geschichtbücher eines so alten und so unterrichteten Volkes hervorgehen. Es sei fern von mir, ihre Bücher, mit denen man uns bekannt gemacht hat, in Zweifel ziehen zu wollen, meine Meinung würde auch von sehr wenig Gewicht

gegen

gegen dergleichen Autoritäten sein; indeß, wenn man die Braminen studirt hat, wenn man ihren Karakter und ihre Vorurtheile kennt, kann man nicht umhin, über diese sonderbaren Mittheilungen und über die Folgerungen, die sich daraus machen lassen, nachzudenken. Wenn man einige Einwürfe gegen die Authentizität dieser Uebersetzungen machen wollte, so würden es diese sein: die Braminen sind wenig mittheilend; und es ist bei ihnen ein Religionspunkt, der ganzen Welt die Kenntniß ihrer Sprache und ihrer Bücher zu entziehen. Man muß also glauben, daß einige ihrer Obern (denn diese haben die Verwahrung der Bücher und Gesetze) die Abneigung, die sie gegen die fremden Kasten haben, abgelegt hätten, daß sie durch eine so offenbare Pflichtvergessenheit nicht wären abgeschreckt worden, und daß sie lieber ihre Kaste, die sie ihrem Leben vorziehen, verlieren würden, als die beleidigen, die von ihnen solche wichtige Mittheilungen verlangten. Ich weiß, daß sie jetzt weltkundig sind; die berühmtesten Schriftsteller haben sich bemüht, sie bekannt zu machen. Ueberall druckt man Fragmente dieser heiligen Bücher; einige Reisende haben sogar gesagt, das Sanskrit in Bengalen vollkommen gelernt zu haben; alles dies ist so bekannt, daß ich es glauben muß, und ich glaube es in der That, obgleich diese Braminen ihrer Religion sehr zugethan sind, und sie ihnen das Gesetz auflegt, uns das, was wir zu kennen behaupten, zu verbergen. Ob-

gleich sie für ein weit geringeres Vergehn ihre Kaste verlustig gehn können, und es nichts giebt, das sie nicht aufopfern, um ein solches Unglück zu vermeiden, oder um wieder hineinzukommen, wenn sie es erfahren haben; obgleich, wenn selbst einer von ihnen sie verloren hat, er ihr doch treu ergeben bleibt, und ungeachtet seiner Ausschließung die übrigen Menschen um nichts desto weniger höchlich verachtet, daher er nicht sucht sich zu rächen und die seinige zu verrathen; obgleich endlich es möglich wäre, zu denken, daß, um den Zudringlichkeiten derer, die sie mit ihren Foderungen plagen, zu entgehen, sie unter sich übereingekommen wären, nichts als gleichgültige Dinge mitzutheilen, damit man sie für das Uebrige in Ruhe ließe; obgleich es sogar möglich wäre, daß sie das, was man uns bekannt gemacht hat, ausdrücklich erfunden hätten, um den Europäischen Nachforschungen ein Ende zu machen, indem es das Ansehn hätte, als hätten sie unsern Willen gethan, und daß sie dadurch uns die Kenntniß ihrer wirklichen Geheimnisse entzögen. Ungeachtet alles dieses, muß und will ich glauben, was uns so viele schätzbare Schriftsteller gesagt haben; aber es sei mir erlaubt, anzumerken, daß, wenn die Mittheilungen, welche uns die Braminen gemacht haben, wahr sind, sie die Gesetze ihrer Religion gebrochen haben; wenn sie bis so weit wider Treue und Pflicht gehandelt haben, haben sie für sie die unverbrüchliche Anhänglichkeit verloren, die gemacht hat, daß

seit

seit vielen Jahrhunderten sie das tiefste Stillschweigen über alles, was sie betrifft, bewahrt haben; wenn sie diesen Geist der Ausschließung für die Fremden zerstört haben, so haben sie die Demarkationslinie, die sie von der übrigen Welt trennte, vernichtet; wenn ihre Kaste enthüllt ist, so wird die Ehrfurcht, die man für sie hat, verlöschen. Das Volk verehrt nur das, was man vor ihm geheim hält; auf dies Prinzip ist die Meinung gegründet, die jene in den ersten Rang stellt. Vom Augenblick an, wo sie gekannt sein werden, werden sie schon die Achtung verloren haben, die sie darin erhält. Diese Kaste, deren Ursprung sich in die Dunkelheit der Zeiten verliert, muß also bald verschwinden; und als ob der Revolutionsgeist, der die Gestalt Europa's verändert hat, den ganzen Erdkreis befallen sollte, wird er an jenem äußersten Ende der Welt für heilig gehaltene Meinungen, zerstört, und ein durch eine Reihe von Jahrhunderten, die sich unsrer Chronologie entziehen, geehrtes Geheimniß gebrochen haben.

Die Braminen studieren noch zu Benares; diese Stadt erhält sich durch die unterrichteten Leute, die sie bewohnen, in Ruf. Der Nabob dieses Landes ist sehr von seiner Macht herabgesunken, und ist nichts mehr als der gehorsamste Diener der Englischen Kompagnie. Fiele aber Benares selbst in die Gewalt eines Siegers, so würden die Braminen deswegen doch nicht aufhören, mitten unter den Waffen, denen sie entsagt haben, sich dem

Studieren zu widmen. Ungeachtet aller Revolutionen, welche das Reich des Mogols auch erduldet hat, aller Erschütterungen, die Bengalen zerrüttet haben, als der Mahometismus bis hieher gedrungen war, so blieben sie doch beständig in ihren Studien, in ihren Tugenden, in ihren sanften Sitten und in ihren geheimen Vorschriften, fest in der Ueberzeugung ihrer Ueberlegenheit durch Moral und Geburt, und fuhren fort, sich die Ehrfurcht der ganzen Welt, selbst ihrer siegreichen Feinde, zu erwerben, die sich in den zweiten Rang stellten, der allgemeinen Ehrfurcht nachgaben, und ihnen den ersten Platz ließen. So haben sie, erhaben über alle Unglücksfälle, über alle Revolutionen, den obersten Rang über alle Völker bewahrt. Indem sie die Herrschaft, welche die Waffen geben, verloren, haben sie die der Meinung erhalten; und indem sie sich in der Mitte der Welt absonderten, haben sie selbst über die Zeit triumphirt. Sie haben also einen so großen Ruhm, die Frucht so vieler Geduld und Tugenden, der unruhigen Neugierde einiger Reisenden, die ihnen unbekannt und von den äußersten Enden der Welt hergelaufen waren, um ihre Geheimnisse zu erforschen, geopfert; und indem sie die formellen Vorschriften ihrer Religion verriethen, haben sie zu jener Gunsten ein Stillschweigen gebrochen, welches durch eine Reihe so vieler Jahrhunderte geheiligt war. Sie konnten ihnen die Geheimnisse enthüllen, auf denen der Vorzug ruhte, welchen ihnen ihre Vorfahren seit

den

den ersten Zeitaltern der Welt gaben. Welches Beispiel der Unbeständigkeit menschlicher Dinge!

Ich wiederhole es, wenn ich mir hier erlaubt habe, Vermuthungen über die heiligen Bücher der Braminen zu machen, daß ich keineswegs die Absicht habe, die Authentizität der Uebersetzungen, die wir davon haben, in Zweifel zu ziehen. Ich habe keine Beweise gegen sie; wenn ich deren hätte, so würde der Ruf derer, die sie uns übersetzt haben, mir kein Stillschweigen gebieten. Ich würde dem Publikum sagen: „Haltet diese Bücher nicht für echt, sie sind falsch;" aber weit davon entfernt, die Ehrfurcht, die man für sie hat, schwächen zu wollen, habe ich mich begnügt, einige Bemerkungen über den Karakter der Braminen, über das Widersprechende in diesen Mittheilungen in dieser Hinsicht zu machen; und man hat sehen können, daß der Schluß, den ich daraus gezogen habe, weniger gegen die Bücher als gegen die Kaste ist.

Der Handel von Kalkutta ist sehr ausgebreitet; die Kompagnie zieht von dort Salpeter und alle die Musseline, die wir in Europa sehn. Sie bringt dorthin Piaster, Golddrat, Kupfer, Blei, Eisen in Stangen und verarbeitet, Englische Manufakturwaaren zum Gebrauch der Europäer, Weine und Branntweine, Salz von der Küste, und alles, was zum Seewesen dienen kann. Die Privatpersonen erhalten Pfeffer und Areka von der Küste Malabar, rohe Seide, Nankin, Porzelän und Thee aus China,

wo sie Baumwolle von der Küste Malabar hinbringen lassen. Sie schicken Getreide aus Bengalen durch ganz Indien, empfangen Seide aus Surate, schicken Musseline und Europäische Waaren nach Makao und den Philippinen, und verbreiten alle diese Sachen im Innern von Asien. Ein Handel von so vielen Zweigen kann nicht anders als die Unternehmer bereichern; Kalkutta ist daher die reichste Stadt Indiens. Indessen sind die handeltreibenden Privatpersonen nicht die, welche das größte Vermögen in diesem Lande besitzen. Die Leute in Diensten der Kompagnie sind viel reicher und gelangen dazu sehr viel schneller.

Ein junger Mann, den man von London mit dem Range eines Schreibers (writer) abschickt, hat, wenn er ankömmt, nicht eine Rupie, und in vier und zwanzig Stunden schwimmt er im Reichthum. Er ist kaum ans Land gestiegen, so kommen die Zerkars und bieten ihm ihre Börse an. Er verfehlt nicht sie anzunehmen, und sogleich hat er seinen Palankin, seine Pferde, seine Bedienten, Köche, u. s. w. Die Braminen wissen wohl, daß er bald placirt werden wird, und daß in ein paar Jahren oder mehr, wenn es sein muß, er im Stande sein wird, ihnen alles mit Wucher wieder zu ersetzen. Sie bemühen sich ihn zu viel Ausgaben zu verleiten, denn je tiefer er in Schulden geräth, desto gelehriger wird er sein; freilich, sie laufen Gefahr, daß er stirbt, aber wenn er leben bleibt, werden sie

bezahlt,

englischen Familiennamen. Eine sehr kluge Politik der Kompagnie, die, überzeugt, daß sie in ihrem Busen einen Keim von Zerstörung in einer fremden Bevölkerung trägt, sich eine zu verschaffen sucht, die ihr angehöre. Ihre Macht beruht auf Vertheidigern, die keine Engländer sind: sie fühlt es, aber es ist ein Uebel, dem sie nicht zuvorkommen kann. Die langsame Hand der Zeit kann allein das Heilmittel anwenden, das sich für ein solches Uebel eignet. Man muß die Geduld haben, zuerst das Vorurtheil auszurotten, welches die Europäer von den farbigen Heirathen zurückhält, sie befördern, und dadurch eine Generation bereiten, die England ihren Ursprung verdankt, und eine Nationalanhänglichkeit dafür trägt. Unterdeß ist sie genöthigt, ihr Wohl besoldeten Händen anzuvertrauen, denen sie, um sie zu vertheidigen, Waffen giebt, welche sie, beim ersten Mißvergnügen, gegen sie wenden können.

Glücklicherweise für sie ist die Kaste, woraus ihre Soldaten bestehen, Maurisch. Diese Kaste hat das Land wenig Zeiten nach dem Tode Mahomets eingenommen. Sie hat die tiefste Verachtung gegen die Indier, die ihren Waffen wichen, behalten; diese haben von ihrer Seite den eingewurzeltsten Haß gegen ihre Besieger behalten. Die Regierung nutzt geschickterweise diese Veruneinigung, die sie, um sie zu beherrschen, und die einen durch die andern, zu halten, unterhält. Die Braminen

wür-

würden die einzigen sein, die, von beiden Parteien geehrt, ihr Besorgnisse erregen könnten. Diese Kaste hat aber schon seit langer Zeit der Theokratie entsagt, uud beschäftigt sich nur damit, die Wissenschaften, die sie beständig kultivirt hat, und die Tugenden, die sie auszeichnen, in ihrem Schooße auszubreiten.

England regiert daher ohne Widerstand; aber um seine Macht umzustürzen, dürften die Indier und Mauren sich nur auf dem einzigen Punkt, des Hasses gegen die Fremden, vereinigen. Auf ihre Europäischen Soldaten eingeschränkt, würde sie dann einen ungleichen Kampf aushalten, in welchem sie endlich unterliegen müßte. Eine solche Katastrofe kann nur das Werk einer feindlichen Nazion sein, welche die Politik haben müßte, sie einzuleiten, die Geduld und die Mittel, den Faden insgeheim auszuspinnen, und die Macht sie bei ihrem Ausbruch, zu unterstützen. Doch müßte sie auch noch Verzicht thun, für sich selbst Vortheil daraus zu ziehen; denn es ist wahrscheinlich, daß man als Fremder in die allgemeine Verdammniß, die man veranlaßt hätte, mitgezogen würde.

Wenn dergleichen Revoluzionen möglich sind, so thut wenigstens die Regierung alles, was von ihr abhängt, um den Keim davon zu zerstören, indem sie sich eine Bevölkerung von Englischem Ursprunge verschafft, und um den Ausbruch zu entfernen, indem sie ihre Macht vermehrt. Madras

und

und Bombay bringen die ganze Halbinsel unter ihre Herrschaft; Tippo's Tod hat das einzige Gegengewicht, welches ihrer Macht die Wage halten konnte, aus dem Wege geräumt. Der König von Trevankur, und der Nizam von Golkonda, die ihrem Willen unterworfen sind, sichern ihr Ansehn vom Kap Komorin an bis zu den Genzen der Marattenrepublik. Dieser letzte Staat ist ein treuer Bundesgenosse, und hat ihr immer mit seinen Waffen beigestanden. Das Fort Williams hält die ganze Provinz von Bengalen unter ihren Gesetzen. Die Nabobs von Murudabad, von Benares und von Lucknow, ihre Nachbarn, beugen ihr Haupt unter dem Zepter der Kaufleute von London. Englische Offiziere, welche die Truppen dieser Fürsten kommandiren, sichern der Kompagnie deren Treue. Der Großmogol selbst hat schon seine Hände den Ketten dargereicht, wovon sie bald belastet sein werden. Schon bewohnen ein Offizier und ein Englisches Detaschement zu Delhi den Palast des Suveräns selbst. Seine Person ist unter ihrer Aufsicht; es ist eine Ehrenwache, sagen sie, es ist zu seiner Sicherheit. Es ist eine Wache von Spionen, die da ist, um für seine Schritte zu stehen, Rechenschaft davon zu geben, und die nicht zögern wird, ihn in den leidenden Zustand andrer ihm zinsbarer Fürsten, die sich unter die Macht Europa's beugen, zu versetzen.

Die

Die Englische Kompagnie ist unumschränkte Beherrscherinn, und die Regierung ist in ihren Händen; sie ernennt zu allen Stellen, legt den Völkern Auflagen auf, empfängt die Tribute, macht Krieg und Frieden in ihrem Namen, und unterhält eine eigne von der des Königs verschiedne See- und Landmacht. Ihre Marine beläuft sich auf ein paar Fregatten und zwei oder drei Korvetten, deren Departement zu Bombay ist. Sie hat überdem zwei oder drei Kaufmannsschiffe, die die Reisen nach Europa eben so wie die übrigen, die sie miethet, machen, denn die Schiffe, deren sie sich für ihren Handel bedient, gehören ihr nicht; sie miethet sie, und ein jeder Privatmann kann sie damit versehen. Die, welche sie nur zu einer Reise nimmt, werden extra ship genannt; aber die andern sind für immer gemiethet, man nennt sie regular bottom. Diese Schiffe werden durch geschworne Kapitäne kommandirt, die ihr den Eid leisten. Sie tragen eine blaue Uniform mit Aufschlägen von schwarzem Sammt mit Gold gestickt. Ihr Kommando ist ein Eigenthum, das ihnen sehr theuer zu stehn kommt; es gehören also, um dahin zu kommen, ein regelmäßiges Schiff zu kommandiren, drei wesentliche Dinge, die Zustimmung der Kompagnie, die des Eigenthümers, und die Quittung des vorherigen Kapitäns. Die erstern erhält man durch Erfüllung der vorgeschriebenen Formalitäten; die letzte wird erkauft. Ein Kapitän kann nicht abgesetzt werden;

um

um ihn zu kassiren, muß man ihm seinen Prozeß machen, und selbst in diesem Fall ist sein Nachfolger gezwungen, ihm den gewöhnlichen Preis einer Kapitänstelle zu bezahlen, die sich ziemlich allgemein beinah auf dreitausend Pfund Sterling beläuft. Wenn ein Schiff alt und unbrauchbar wird, so zwingt der Kapitän die Eigenthümer, ihm sogleich ein neues bauen zu lassen, ein gleiches geschieht im Fall eines Schiffbruchs oder einer feindlichen Eroberung.

Alle diese Kaufmannsschiffe sind beinah nach gleichen Modellen erbaut, und müssen wenigstens auf sechs und zwanzig Kanonen, zwölf in einer Batterie, gebohrt sein. Mehrere sind stärker, so daß im Nothfall sie zum Kriege gebraucht werden und als Fregatten dienen können (nemlich in den Indischen Meeren), denn ihre Batterieen sind zu niedrig, um auf der hohen See agiren zu können. In dem Fall, da der Generalgouverneur ihrer zu einem ausserordentlichen Dienst nöthig hätte, so befrachtet er sie zur nöthigen Zeit. Diese Befrachtung ist unabhängig von der zu ihrer gewöhnlichen Reise.

Da diese Hülfsmittel nicht hinreichend sind, so vermehrt sie der König durch seine Marine und durch seine Truppen. Es ist immer eine Station davon in Indien; die der Kompagnie dient nur für die Meerengen und gegen die Seeräuber der Küste Malabar. Seine Majestät unterhält überdem fünf oder sechs Regimenter auf den verschiedenen Niederlassungen,

wo-

wodurch die Europäischen von der Kompagnie besoldeten Truppen noch vermehrt werden, denn sie bezahlt die Königlichen Truppen, die auf ihren Besitzungen dienen, und erhöht ihren Sold bis zur Taxe ihrer eignen Soldaten. Außer dieser Garnison hat der König noch ein Recht der Oberherrschaft über das Gebiet der Kompagnie. Die Menschen, die es bewohnen, sind als Engländer der Gerichtsbarkeit Seiner Majestät unterworfen, auch wird die Gerechtigkeit in seinem Namen verwaltet. Alle andern Suveränitätshandlungen sind in den Händen des Generalgouverneurs, dem sein Konseil zur Seite sitzt. Von diesem obersten Gerichtshof gehen alle Befehle aus, welche die Operationen des Gouvernements dirigiren. Was die Europäischen Befehle betrifft, so wird alles, was Handelssachen angeht, durch die Versammlung der Direktoren angeordnet; aber was die Suveränität der Regierung anbetrifft, so wird sie durch die Befehle der Generalkontrolle dirigirt, deren Chef Minister des Königs ist; also ist der König durch diese Behörde, durch seine Truppen und durch die Verwaltung der Gerechtigkeit, wirklicher Suverän. Die für den Indischen Handel associirten Kaufleute haben nur einen Titel, der ihrem Stolze schmeichelt. Die wirkliche Autorität gehört dem König, welcher ihnen die Freiheit läßt, über ihr Vermögen nach ihrem Gutbefinden zu disponiren, jedoch mit gewissen Einschränkungen, weil der Reichthum dieser Kompagnie den Nationalkredit

interessirt, seine Finanzoperationen daher einer Oberaufsicht unterworfen sein müssen.

Das Gouvernement von Bengalen verpachtet seine Auflagen, oder verwaltet sie selbst, wie es ihm gefällt. Die Einnahme geschieht in seinem Namen; es ernennt die Richter für das Innere des Landes; eine Maßregel, die den Eingebornen sehr unangenehm ist, indem sie gezwungen sind, sich an Fremde zu wenden, um Recht zu erlangen. Die Schwierigkeit besteht aber hauptsächlich darin, mit Billigkeit über einen Europäer und einen Indier, Urtheil zu sprechen. Wenn die Gesetze von beiden Seiten nicht zusammentreffen, so sagt der Europäer, daß er die Indischen Gesetze nicht kenne; der Indier schlägt ihn mit derselben Vertheidigung, und der Richter muß daher nothwendig einen unzufrieden gehn lassen, der dann selbst und seine ganze Partei über Ungerechtigkeit schreit.

Bei Herausgabe meiner Reise nach Indien und Bengalen hatte ich vielmehr den Vorsatz, den Zustand der Europäer in diesem Welttheil kennen zu lehren, als hier einen botanischen, ornithologischen, oder mineralogischen Kursus zu machen.

Meine Absicht ist, Geschichtsmaterialien zu liefern, und nicht für die Naturbeschreiber zu schreiben; ich werde daher keine Nomenklatur weder von Thieren, noch von Vögeln, noch von Landesprodukten geben. Eine hinreichende Menge von Schriftstellern haben von diesem Theil gehandelt.

Ich werde bloß von den vierfüßigen Thieren anmerken, daß es hier zwei Gattungen von Ochsen, große und kleine, giebt. Die größern sind den unsrigen ähnlich, die andern haben kurze Beine, und verhalten sich zu jenen, wie die kleinen Ungrischen Pferde zu den großen Englischen. Unter denen der kleinern Art giebt es welche, die heilig sind, und Braminenochsen heißen; ich weiß nicht, ob es die besondre Sorgfalt, die man für sie trägt, die feinere Nahrung, oder die bequemere Lebensart macht, was ihnen die Gestalt, die sie haben, giebt; aber sie haben bei weitem das plumpe und träge Ansehn, als die übrigen ihres Gleichen, nicht. Sie sind leicht, schlank, schnell, und haben wirklich Grazie in ihrem Wuchse und Bewegungen. Es ist eine Art Apis, die ganz frei in Menge auf dem Markt und anderswo spazieren, und alles, was ihnen auf dem Bazar ansteht, nehmen. Der Kaufmann, dem ein solcher Ochse, Kohl oder sonst ein andres Gemüse wegnimmt, hält es für ein großes Glück, und freut sich mit seiner Familie darüber.

Das dortige Schaf gleicht dem unsrigen in allen Eigenheiten, und ähnelt keineswegs dem Afrikanischen, einer Art, die ich in keinem Welttheil wieder gesehn habe. Der Elefant ist in dieser ganzen Provinz sehr gemein. Man richtet ihn zu allem ab, selbst zur Tigerjagd. Es ist gebräuchlich, auf den Sattel dieses Kolosses einen großen Altan, von der Größe eines Kutschenhimmels zu setzen. Man setzt

vier

vier oder sechs Personen hinein, die auf einer Leiter, die man hernach an den Schwanzriemen hängt, hinaufsteigen.

Wenn man den Tiger jagen will, so setzen sich die Jäger in den Altan, und lassen mehrere wohl abgerichtete Hunde voranlaufen; der Elefant folgt ihnen bis daß er selbst den Tiger merkt, und dies ist gewöhnlich in einer großen Entfernung, denn er hat sehr feine Empfindungen. Sogleich streckt er seinen Rüssel wie einen Schiffsmast in die Luft empor, und scheint sich alle Mühe zu geben, daß sein Feind ihn nicht ergreife. Auf dies Signal machen sich die Jäger zum Schießen fertig, im Fall es nöthig sein sollte.

Unterdeß haben die Hunde den Tiger in die Enge getrieben, der, sobald er den Elefanten ansichtig wird, mit aufgesperrtem Rachen und ausgestreckter Klaue unbeweglich stehen bleibt, schrecklich heult, und aufmerksam auf alle seine Bewegungen lauert. Dieser nähert sich, bis so weit er mit dem Rüssel reichen kann, den er immer in die Höhe und außer dem Angriff hält; sie beobachten sich alle beide einen Augenblick, und die Jäger benutzen gewöhnlich diese Zeit, um zu schießen. Der Schuß macht, daß der Tiger eine Bewegung macht, worauf der Elefant ihn ergreift, ihn geschickt mit dem Rüssel in die Höhe schleudert, und in dem Augenblick, wo er zurückfällt, mit dem Fuß auf ihn tritt, daß die Eingeweide ihm gleich zu allen Seiten heraustreten.

Jedesmal, daß ein Tiger sich an einem bewohnten Orte sehn läßt, wird auf diese Art auf ihn Jagd gemacht, und die Jäger laufen so wenig Gefahr, daß sogar oft Damen von dieser Partie sind.

Man findet in Bengalen vielerlei Arten von Affen, aber keinen Orang-Utang.

Unter den Vögeln, die diese Provinz bewohnen, sind der Geier und der Adler die vorzüglichsten. Dieser letztere von der kleinen oder gefleckten aber der erstere ist von der großen Gattung. Man findet eine große Mannigfaltigkeit von kleinen Papageien, vorzüglich eine Gattung, die man schwer konserviren kann, und dies ist sehr schade, denn die Natur hat ihn mit dem schönsten Gefieder geschmückt; sein Kopf ist prächtig, er schattirt in Rosa, Gold und Azur; der Schnabel ist rosenfarbig und der übrige Leib grün. Hier sieht man auch einen niedlichen kleinen Vogel, der Bengali genannt wird, dessen Gefieder grau und roth, und mit weißen Tropfen besprengt ist: und endlich einen großen grauen Sperling, der die Eigenschaft hat, sich unterzutauchen, und seine Nahrung vom Grunde des Wassers heraufzuholen, wenn es nicht über einen Fuß Tiefe beträgt. Was das außerordentlichste ist, so hat die Natur ihn nicht zum Schwimmen bestimmt, denn seine Füße sind mit keiner Haut versehen, und sein Gefieder wird leicht vom Wasser durchzogen.

Die Produkte von Bengalen im Ganzen, können unter zweierlei Rücksichten betrachtet werden: Produkte des Erdbodens und Produkte der Industrie. Die des Erdbodens bestehen in Salpeter; das Erdreich dieses Landes ist davon stark geschwängert. Man braucht es nicht sehr zu waschen, um eine große Menge daraus zu erhalten; eine einzige Durchseihung ist hinreichend, alles das, was die Indier haben wollen, auszuziehn. Ihrer Faulheit würde die Menge von Wäschen, die man in Europa damit anstellen muß, nicht anstehn. Der Boden bringt ferner Baumwolle hervor, wovon man die schönen Musseline macht, die man zu uns nach Europa bringt.

Es wird hier nur wenig Weizen gebaut, aber das Land hat Ueberfluß an Reis, worin die Hauptnahrung des Volks besteht; die Erde ist von einer unvergleichlichen Fruchtbarkeit, man weiß hier nichts von einer schlechten Ernte. Da das Land flach und sehr niedrig ist, so wird es von einer Menge Kanäle, welche ihren Zufluß von den Gewässern des Ganges haben, und zur Fruchtbarkeit beitragen, durchschnitten und bewässert. Dieser Fluß tritt über das hohe Land aus, und läßt, wie der Nil, fruchtbaren Bodensatz zurück, den die Wärme nachher entwickelt. Bengalen ist die Reiskammer von ganz Indien.

Die Hülsenfrüchte jeder Gattung gedeihen hier, aber das Obst im allgemeinen taugt nichts. Die

Kultur erzwingt einige von den Europäischen Früchten, aber nur die Feige kömmt fort, und doch ist sie selten; was die der heißen Zone betrifft, so ist die Breite schon zu hoch, und die Hitze zu gemäßigt, als daß sie zur Vollkommenheit gelangen könnten; die Ananas besonders ist schlecht.

Die Engländer haben diese Provinz mit einem neuen Zweige des Ackerbaues bereichert; dies ist der Zuckeranbau. Ich verließ Bengalen im Jahre 1794 in den ersten Augenblicken, wo man diesen Anbau anfieng, und schon versprach er Erfolg. Die Herren **Lambert** und **Roß** waren die ersten, die diese Spekulation unternahmen; ich habe ihre Anpflanzung besucht, und mit Vergnügen gesehn, daß ihre Felder schon sorgfältig gewartet waren, und das Rohr gut aussah, obgleich viel kleiner als das von den Antillen war; aber es ersetzte diesen Mangel durch viel Saft, der von der Güte des Bodens, auf dem es wuchs, herrührte. Ich war bloß unwillig darüber, daß eine übelangebrachte Sparsamkeit bei der Einrichtung dieser Manufakturen obgewaltet hatte. Die Gebäude schienen mir schön, die großen Kessel wohl eingerichtet, und die Mühle gut gebaut zu sein, aber sie ward durch Ochsen in Bewegung gesetzt, die weder die Stärke noch die Geduld unsrer Maulesel auf den Antillen besitzen. Die Gattung, der man sich bediente, ist ein Bastardthier, und gehört zu der Rasse der Büffel, von denen man mit Mühe Vortheil ziehen kann; die ein-

einzige Beschäftigung, sie zu peitschen, war mühseliger als die ganze übrige Arbeit in der Pflanzung. Eine solche Art Kräfte in der Mühle anzuwenden, schien mir mangelhaft zu sein; es wäre viel einfacher, die Hydraulik zu gebrauchen, und der Ganges ist reißend genug, um einen Fall zu bewirken, der im Stande ist, Räder zu bewegen.

Zu der Zeit, von welcher ich rede, waren die Eingebornen noch zu sehr Neulinge, als daß man ihnen diese Arbeit hätte anvertrauen können; man ließ Arbeiter aus China kommen, unter deren Leitung alle bis damals angelegten Zuckersiedereien standen; man muß hoffen, daß die Indier mit der Zeit diese zu entbehren lernen werden, und daß man nicht mehr gezwungen sein wird, seine Zuflucht zu fremden Armen zu nehmen. Man kann diese nur mit großen Kosten erhalten, und sie vertheuren den Zucker, dessen Anbau im Großen nicht mehr einträglich ist, sobald er es in Europa mit dem von den Antillen nicht aufnehmen kann.

Man baut in gewissen Gegenden den Indigo mit ziemlich glücklichem Erfolge; obgleich aber die Pflanze schön ist, so ist doch aller Indigo, den ich gesehn habe, sehr mittelmäßig, welches vielleicht von der Art, ihn niederzuschlagen, herkömmt; wenigstens ist es gewiß, daß er dem von Isle de France um vieles nachstand. Ich habe zu Kalkutta nur blauen gewöhnlichen Indigo gesehn, der weder kupfrig noch entzündbar war.

Unter die Produkte der Industrie, muß man vorzüglich die Musseline jeder Gattung rechnen, einfache und mit Gold, Silber und in Weiß gestickte. Die schönsten werden zu Dakka, einer großen Aldee im Norden der Provinz, verfertigt, als gestreifte Musseline, Doreas genannt, Terindannen, alle Arten Leinwand unter verschiedenen Namen; als Kassen, Nansuken, Garas, Balassor, geschlagene Zitze von Patna, Teppiche von Barampur, baumwollene und seidene Zeuge und Tücher.

Die Engländer haben in der Gegend von Kalkutta, Manufakturen von geschlagenen Zeugen angelegt, die gewiß die von Patna stürzen werden, welche von Indiern dirigirt, und viel schlechter als die sind, welche unter der Aufsicht von Europäern verfertigt werden, deren Nachbarschaft überdem mit der Hauptstadt die Leichtigkeit des Absatzes vermehrt. Herr Hamilton hatte zu Sirampur, einer Dänischen Kolonie, von der ich reden werde, eine sehr schöne Manufaktur von dieser Gattung angelegt.

Der Fluß Ganges, der überall Fruchtbarkeit hinbringt, überall schiffbar ist, den Handel und die Gemeinschaft erleichtert, hat die Bewohner seiner Ufer mit so viel Wohlthaten überschüttet, daß sie für ihn die tiefste Ehrfurcht hegen; sie haben ihn, seitdem sich die Dame Durga hineingestürzt hat, vergöttert, wenigstens ist dies die Tradition. Diese Frau, sagen sie, war ihre Gesetzgeberin. In ihren alten Tagen stieg sie in das Bett des Ganges hinun-

ter,

ter, wo sie noch wohnt. Daher ist es die höchste Glückseligkeit, in diesem Leben sich in dem Fluß zu baden, und dessen Wasser zu trinken, welches die Tugend besitzt, den Körper und die Seele zu reinigen. Mitten in dieser Erzählung bemerkt man die Weisheit des Gesetzgebers, der sich eines Vorwandes bedient hat, um ihnen das Gesetz aufzulegen, einen häufigen Gebrauch von den Bädern zu machen, die in einem heißen Klima nothwendig sind, um den Hautkrankheiten und allen Uebeln, welche die Unreinlichkeit nach sich zieht, zuvorzukommen. Der nemliche Geist herrscht in der Vorschrift, welche ihnen befiehlt, sich des Fleischessens zu enthalten, und von Vegetabilien zu leben; eine nützliche Vorsicht, um die faulenden Krankheiten zu verhüten, welche man sich, mitten unter den sumpfigen Ausdünstungen eines Landes, das beinah ganz oder wenigstens einen Theil des Jahres hindurch dem Wasser unterworfen ist, leicht zuziehen könnte.

Die Geschichte der Dame Durga hat zu einem Aberglauben Ursach gegeben, dessen Opfer viel Unglückliche geworden sind. Sie sind überzeugt, daßjeder, der im Ganges ertrinkt, einer ewigen Glückseligkeit in ihrer Gesellschaft genießen wird, und daß man nur durch eine Wirkung des Willens dieser Art von Untergottheit ertrinkt. Sie sind daher weit davon entfernt, dem Unglücklichen, der auf diese Art umkömmt, Hülfe zu leisten; sie wünschen ihm vielmehr alle Arten von Vergnügungen,

empfehlen sich ihm, und helfen ihm selbst, wenn es Noth thut, ertrinken; sie würden wenigstens befürchten, in die Ungnade dieser Dame Durga zu fallen, wenn sie dem Unglücklichen behülflich wären, in einen Kahn zu steigen, oder das Ufer zu erreichen.

Sie haben selten Gelegenheit, diesen unmenschlichen Eifer an ihren Landsleuten auszuüben, denn ein Bengale, der ins Wasser fällt, überredet sich selbst, daß er zum Aufenthalt der ewigen Glückseligkeit übergeht, und überläßt sich seinem Schicksal, ohne Rettung zu suchen. Zuweilen werden sie durch eine Rückkehr der Fluth ans Land geworfen, dann glauben sie, daß ihre Seele noch nicht rein genug sei, und daß die Dame Durga es noch nicht für gut befunden hat, sie bei sich aufzunehmen. Die Europäer aber, die diese Dame zu sehen, wenig neugierig sind, suchen sich zu retten, wenn sie sich unglücklicherweise in diesem Fall befinden. Dann fliehen die Indier aufs schnellste, und rudern aus allen Kräften, um sich zu entfernen, und wenn derjenige, der sich in dieser Gefahr befindet, nicht schwimmen kann, so ist es um ihn geschehen, denn er kann von niemand als von seinen Landsleuten Hülfe erwarten.

Die Bengalen baden sich der Vorschrift gemäß, wenigstens täglich einmal. Ich habe ganze Tage zugebracht, ihnen zuzusehen; Männer, Weiber, Kinder, alle baden sich zusammen mit vieler Ehrbarkeit; sie lassen ihre Pantoffeln am Ufer, und

besprem-

besprengen sich, wenn sie ins Wasser steigen. Sobald sie bis an dem Gürtel darin stehn, nehmen sie ihren Schurz ab, und waschen ihn, erfüllen die Abwaschungen, die ihnen ihr Gesetz vorschreibt, thun ihren Schurz wieder um, und steigen heraus. Es kommen oft Braminen hieher, die ein kleines kupfernes Gefäß von Gestalt eines Rauchfasses tragen, in welchem sich Körner von der Größe einer Erbse befinden; sie werfen eines nach dem andern in den Fluß, indem sie mit leiser Stimme Gebete dazu sprechen; wann dies vorbei ist, besprengen sie sich obenhin den Rücken, berühren sich die Schläfe mit dem ersten Gliede des Daumens, waschen ihren Schurz und entfernen sich. Man muß bemerken, daß nicht ein einziger unterläßt, seinen Schurz zu waschen, woraus man sehen kann, daß die Vorschrift nur in Absicht der Reinlichkeit gemacht worden ist.

Was die äußerlichen Zeremonien der Braminen anbetrifft, als das Werfen der Erbsen ins Wasser, das Beschwören der Tiger, um sie zu verhindern, die Indier zu verschlingen, die Verehrung der Dame Durga, und andrer grober Mittel, deren sie sich bedienen, so sind dies Außenseiten, mit deren Beurtheilung man sich nicht übereilen muß. Diese lächerlichen Possenspiele sind ihnen wahrscheinlich nothwendig, um das Volk in seinem Aberglauben zu erhalten, aber die unterrichteten Braminen sind über diese Possenspiele hinweg, und werden für sehr

gelehrt

gelehrt in der Moral und in der höhern Geometrie gehalten. Wo ist übrigens eine Religion, die nicht Gebräuche hat, die dazu gemacht sind, um auf den großen Haufen Eindruck zu machen? Wir, die wir das Glück haben, in einer bessern zu leben, haben wir nicht das Weihwasser, welches dadurch heilig gemacht wird, daß man darauf haucht, und Salz hinein wirft? und man würde sich doch sehr irren, wenn man sie nach dieser Probe beurtheilen wollte! Und doch hat man sich eben dieser Waffen bedient, um sie zu zerstören, und wahrscheinlich würden die Bengalen denselben Weg versucht haben, um einst die ihrige umzustürzen, indem sie die Form, ohne auf den Grund zu sehn, lächerlich gemacht hätten, wenn nicht alle ihr Wissen auf die Kaste der Braminen eingeschränkt wäre, und wenn der ganze übrige Theil der Nation nicht in einer groben Unwissenheit vergraben läge, die sie verhindert, über das nachzudenken, was man will, daß sie glauben sollen.

Bei der Annäherung ihres Todes, lassen sich viele Greise an die Ufer des Wassers zur Zeit der Ebbe tragen, und so läßt man den Sterbenden die Fluth erwarten, die ihn zur großen Erbauung des Volks verschlingt, das überzeugt ist, daß er geradezu nach dem Aufenthalt der Glückseligkeit gelangt.

Außer diesen Bädern bezeugen die Indier dem Fluß noch eine Verehrung. Sie bringen ihm Opfer von Kokosöl und Blumen, die sie an seinen Ufern aussetzen und dem Strom überlassen; wenn sie

Freun-

Freunde im Meere haben, und Gelübde für ihre Rückkehr thun, zünden sie des Abend kleine Lampen an, in welchen sie Kokosöl brennen, welches sie in einem irdenen Napf aussetzen; sie schmücken diesen mit Kränzen, und überlassen ihn dem Strom; manchmal ist der Fluß ganz damit bedeckt. Geht der Napf schnell unter, so ist es ein unglückliches Zeichen für den Gegenstand ihrer Wünsche; hingegen überlassen sie sich den süßesten Hoffnungen, wenn sie mit ihren Augen ihre Lampe in einer weiten Entfernung folgen können, und die Rückkehr ihrer Freunde in Wohlsein und Gesundheit ist gewiß, wenn sie ihren Napf aus den Augen verlieren, ohne daß irgend ein Zufall das Licht, welches er trägt, umgeworfen habe.

Diese Dame Durga, die den Ganges göttlich macht, wird sehr verehrt; ihr Fest wird alle Jahr im Monat Oktober gefeiert; alles athmet während dieses Festes Fröhlichkeit, die Indier besuchen sich, und versammeln sich des Abends drei Tage hintereinander, um die Gottheit anzubeten. Sie befindet sich in einer kleinen Nische von Erde, wohl vergoldet und von Blumen, kleinen Stücken Flittergold, und andern Spielereien umgeben. Die Statüe ist mit dem prächtigsten, was sie haben, bekleidet; sie ist ungefähr einen Fuß groß, und die Nische mit allem Zubehör, ist eine Masse von ungefähr drei Fuß, oder drei und einem halben Fuß nach allen Richtungen. Die reichen Leute feiern alle ein

solches Fest bei sich; sie machen es sich zur Ehre, viel Pracht in diesen Versammlungen zu zeigen. Das Haus ist mit Pomp erleuchtet, und die, welche nicht die Mittel haben, diese Feierlichkeit bei sich zu veranstalten, gehen zu der, die in ihrer Nachbarschaft gehalten wird. In jeder Gegend der Stadt giebt es wenigstens eine, also kann ein jeder seiner Andacht Genüge thun.

Das Zimmer ist mit Bänken und Sesseln für jedermann geziert; die Statüe befindet sich auf einem kleinen Theater, welches, so wie in unsern Schauspielhäusern, durch einen kleinen Vorhang verschlossen ist. Die Diener ziehn ihn hinweg, nachdem sie eine beträchtliche Menge Lampen, die eine große Helle verbreiten, angezündet haben; dann fängt die Musik an, deren Haupttheil auf einer Art von Sackpfeife gespielt wird. Das Mündstück ist nicht biegsam, und der Spieler hat nicht das Talent, es sanft zu machen; nichts ist barbarischer als der Ton, der daraus hervorgeht, die Melodie ausgenommen, die man spielt; das schlechteste und rauheste Klarinet ist melodisch neben diesem verwünschten Instrument, das einen Lärm macht, daß man davon taub werden möchte. Mitten unter diesem Konzert führt man die Pantomime herein, deren schmutzige und ekelhafte Personen in einem grotteskten Anzuge einen unerträglichen Geruch vom ranzigen Kokosöle von sich geben, und lächerliche Farcen aufführen, deren Zweck ist, die guten Indier lachen zu machen, die

sich

sich der unschuldigsten und aufrichtigsten Freude überlassen. Zwei Tage lang giebt es keine Art von Ehrfurchtsbezeugung und Anbetung, die sie nicht ihrem Idol beweisen; aber am dritten Tage ändert sich die Szene. Sie schimpfen es, nennen es Hure, zeigen ihm ihren Hintern, und beladen es mit Verwünschungen, nehmen es zuletzt auf ihre Schultern, und tragen es, immer von der gellenden Sackpfeife begleitet, an die Ufer des Ganges, wo sie es mit Verfluchungen überhäufen, und mitten unter dem schrecklichsten Geheule und dem durchdringendsten Getöse ins Wasser stürzen, und dem Strom überlassen.

Der Sinn dieses Festes ist nicht leicht zu errathen. Der Bramin, der mein Zerkar war, sagte mir, daß das Fest der Dame Durga eingeführt sei, um ihr Andenken zu ehren und zu verewigen; und um das Volk in einer Andacht zu erhalten, deren Zweck sei, den Ganges heilig zu machen, und dadurch zugleich die Vorschrift, welche jene heilsamen Gebräuche, so wie das Bad und andre anbefiehlt, zu heiligen; da es aber nicht Gott sei, so wäre es nichts böses, in ihrem Feste spöttische Zeremonien eingeführt zu haben, die auf den Gedanken führten, daß nur Brama allein auf die beständigen Opfer der Sterblichen Rechte hätte. Diese, obgleich wenig befriedigende Antwort, war alles, was ich von Aufklärung über eine so auffallende Sonderbarkeit erhalten konnte; dies ist die einzige Gottesverehrung, die ich

von

von der Anbetung bis zur Beleidigung habe übergehen sehn.

Die Mauren feiern auch jährlich ein Fest, welches sie Dschamseh nennen. Ohne genau davon unterrichtet zu sein, schien es mir ein Leichenfest zu sein; sie tragen eine Art von Leichengerüst in den Straßen auf und nieder, das sie mit Panieren, die beinahe den Standarten und Fahnen gleichen, begleiten. Die Menge Menschen ist sehr beträchtlich, und jeder trägt in der Hand ein Wimpel am Ende eines Stockes, und marschiert in Prozession an beiden Seiten der Straße mit viel Ordnung; neben dem Leichengerüste und in der Mitte der Prozession befinden sich Leute, die Kunststücke und gefährliche Sprünge machen, indem sie aus allen Kräften dazu heulen. Da die Zeit dieses Festes, so wie das der Dame Durga nicht durch astronomische Festsetzung bestimmt ist, so fallen sie verschiedentlich, und begegnen sich manchmal zu einerlei Zeit. In diesem Fall giebt es keine Art von Vorsicht, die das Gouvernement nicht anwenden muß, um die traurigsten Zufälle zu verhüten. Wenn die beiden Prozessionen auf einander stoßen, so will keiner von beiden einen Schritt weichen, und die alte Feindschaft der beiden Kasten erwacht stärker als jemals; die beiden Parteien stürzen wüthend auf einander los, die alten Siege der Mahometaner flößen diesen Vertrauen ein, und beleben ihren Muth; den Bengalen dient ihr Fanatismus statt Tapferkeit; man streitet

von

von beiden Seiten voll Hitze. Dschamsei und die Dame Durga werden umgestürzt, und ihre Anhänger erwürgen sich auf ihren Trümmern; der Streit endigt nicht eher, als bis eine der beiden Prozessionen die Flucht ergreift oder vernichtet wird. Die Rache zieht in den folgenden Tagen andre Treffen nach sich; und wenn die Regierung keine hinreichende Macht hat, um diesem Einhalt zu thun, so läßt es sich nicht berechnen, wie weit das Gemetzel gehen könne.

Die grausame Gewohnheit, die Weiber lebendig auf dem Leichnam ihrer Männer zu verbrennen, ist noch nicht abgeschafft, nur ist dieser Gebrauch bloß auf die Kaste der Braminen eingeschränkt. Wenn einer von diesen stirbt, so ist eine von seinen Weibern verpflichtet, ihm dieses schreckliche Zeichen von Anhänglichkeit zu geben; nicht daß das Gesetz sie zu diesem schmerzhaften Opfer zwänge, sie kann sich weigern, es zu erfüllen; aber dann hat sie ihren Ruf beschimpft, sie ist entehrt, kurz sie verliert ihre Kaste; ein Unglück, welches schlimmer als der Tod ist, weil sie den Abscheu, den sie dadurch auf sich ladet, nicht ertragen kann, daher sie lieber sich lebendig zu verbrennen, vorzieht. Die Natur sträubt sich bei einigen dagegen, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn man sie sich selbst überließe, sie niemals diese grausame Gewohnheit befolgen würden. Aber die Priester und die alten Weiber hören nicht auf, sie zu quälen und zu überreden, daß das

reinste Glück sie nach ihrem Tode erwarte: sie sind jung, es ist daher nicht schwer, ihre Schwäche und ihre Unschlüssigkeit zu überwinden; sie willigen ein, und das Vorurtheil, welches es befiehlt, hält sich aufrecht.

Die Art, diese Schlachtopfer hinzurichten, ist verschieden. In Bengalen ist sie schrecklich; der Scheiterhaufen des Mannes ist neben einer Mauer, und man läßt zwischen beiden nur Raum für Einen Menschen, damit die Wittwe dreimal umhergehn kann. Man schlägt in der Höhe des Leichnams, in einem Loche, das in der Mauer angebracht ist, ein zwanzig Fuß langes Stück Holz ein, an dessen Ende ein Seil befestigt ist, welches auf die Erde herunter hängt, damit man es in eine wippende Bewegung setzen kann. Sobald die Wittwe ihre drei Gänge gemacht, und sich ihrer Kleinodien zu Gunsten ihrer Gespielinnen entledigt hat, besteigt sie den Scheiterhaufen, und legt sich auf ihren todten Mann, den sie umarmt; diesen Augenblick nimmt man wahr, um das Stück Holz in Bewegung zu setzen, welches stark auf sie zuschlägt, und ihr die Rippen zerschmettert, oder sie doch unbeweglich macht. Sogleich legt man das Feuer an, und die lärmenden Instrumente, das Schreien der Menge ersticken ihr Wehklagen; sie wird in der ganzen Bedeutung des Ausdrucks lebendig verbrannt.

Mein Indischer Begleiter, ein sehr braver Mann, der den Dienst verlassen hatte, weil ihm ein

Finger

Finger abgehauen war, und der überdem die Braminen nicht liebte, meldete mir eines Tages, daß eine Frau an einem Ort, den er mir auf der linken Seite des Flusses nach oben zu, zwischen Fulta und Majapur, bezeichnete, sich verbrennen sollte. Nach genauer Erkundigung erfuhr ich, daß sie jung und hübsch sei, und schon zweimal die Exekution aufgeschoben habe; daß aber endlich der Tag bestimmt sei, und daß nichts sie verzögern könne. Ich schloß, daß eine Frau, die zweimal Anstand nähme, sich zu verbrennen, kein großes Vergnügen daran fände, und vermuthete, daß sie vielleicht nicht böse darüber sein würde, wenn man sie rettete; daher bereitete ich alles zu ihrer Rettung. Ich fragte meinen Begleiter, ob er mit mir kommen wollte: er willigte ein, indem er mir sagte, daß er mich in der Absicht davon unterrichtet hätte, um mir zu dieser Expedition Lust zu machen. Er bat mich, ihm zu erlauben, einen seiner Kameraden mitzunehmen, der sehr tapfer wäre, und mir große Hülfe leisten würde; ich lobte seinen Eifer, und nahm die Dienste seines Freundes an.

Ich nahm zwanzig gute Europäische Matrosen mit mir, die ich in meine Schaluppe einschiffte, auf deren Vordertheil ich ein Steingeschütz setzen ließ; unsre Waffen waren zwölf Flinten, acht Pistolen und zwanzig Säbel. Zwei Offiziere, entschlossen, mich aus allen Kräften zu unterstützen, begleiteten mich. Durch das Versprechen des sechsten Theils der Kleinodien,

die diese Frau an sich haben würde, feuerte ich meine Soldaten an, der Ueberrest sollte ihr in dem Falle gehören, wenn sie nicht bei mir bleiben wollte; die beiden Indier nahmen keine Waffen; meine Absicht war nicht sie zum Streit zu gebrauchen. Ich theilte meine Leute in drei Haufen, und bestimmte acht Mann mit einem Offizier zur Bewachung der Schaluppe. Den andern Offizier stellte ich an die Spitze von sechs Mann, die mir in einer kleinen Entfernung, mit Pistolen bewaffnet, folgen, und nicht eher als auf meinen Befehl, feuern sollten; die sechs Entschlossensten formirten meinen Haufen, viere von ihnen waren mit Flinten bewaffnet, und zwei, die nicht von meiner Seite weichen sollten, hatten Pistolen; die acht Mann unter dem Kommando eines Offiziers, die die Schaluppe bewachten, waren alle mit Flinten versehen, und sollten sich fertig halten, meinen Rückzug zu decken; überdem trug jeder Mann einen Säbel, und niemand durfte ohne meinen Befehl Feuer geben. Dies waren meine Anordnungen, und die Tapferkeit meiner Leute ließ mir keinen Zweifel, daß sie nicht sehr gut würden ausgeführt werden; sie waren alle zu Felde gewesen, und fürchteten das Feuer nicht vor kriegerischen Nationen, viel weniger also vor Indiern. Es ward mit meinen Führern verabredet, daß ich mich der Wittwe nähern und sie berühren sollte; von diesem Augenblick an wäre ihre Kaste verloren, und sie hätte nicht mehr das Recht, sich zu verbrennen. Sie

sollten

sollten ihr auf Maurisch sagen, sie solle nicht erschrecken und sich ihnen überlassen, da sie zu ihrer Rettung kämen; dann sollten sie sie so schnell als möglich unter Begleitung eines Offiziers und der sechs Mann, die mir folgten, davon tragen, während daß ich mit meinen sechs besten Matrosen Stand halten und ihnen Zeit lassen wollte, den Kahn zu erreichen, gegen welchen ich, sobald als ich glaubte, daß sie dort angekommen sein würden, meinen Rückzug nehmen würde.

Ich hoffte, daß unbewaffnete Leute, die überfallen würden, beim Anblick wohlbewaffneter Europäer, uns nicht angreifen würden; da ich mich aber bereitet hatte, sie zu empfangen, so war ich entschlossen, die Gefahr des Ausganges zu laufen.

Mein Projekt war, die Frau Herr über ihr Schicksal zu machen, d. h. ihr die Wahl zu lassen, mir zu folgen, oder sich mit Hülfe ihrer Edelsteine, die ich nicht verfehlt haben würde, mit ihr hinwegzunehmen, in Kalkutta niederzulassen.

Da mein Plan wohl entworfen war, so reiste ich ab, um ihn auszuführen; ich langte an dem bestimmten Ort an, und sprang schnell ans Ufer. Alles ward mit Genauigkeit ausgeführt. Erstaunt über das Stillschweigen, das überall herrscht, gehe ich vorwärts. Ich komme an dem Ort an. Leider! das schreckliche Opfer war den Abend vorher vollzogen, man hatte mich um einen Tag getäuscht. Die Mauer war noch heiß, und die Asche

rauchend. Mit einer unbeschreiblichen Herzensbeklommenheit kehrte ich zurück, eben so angegriffen, als wäre ich Zeuge dieser barbarischen Exekution gewesen. Ich bedauerte dieses Weib um so mehr, wenn ich an das Vergnügen dachte, das ich, sie zu befreien, gehabt haben würde, und an die Vorstellung, die ich mir von ihrer Jugend und Schönheit gemacht hatte.

Es wäre für die Fortschritte unsrer Kenntnisse von der Geschichte unsrer Weltkugel zu wünschen, daß die Bücher der Braminen, da man sie doch kennt, uns etwas über die Zeit, wann diese nach Bengalen kamen, sagten. Diese Provinz mußte damals nichts als ein weiter Morast sein, den sie dadurch austrockneten, daß sie dem Ganges ein Bett, so wie die andern großen Kanäle, gruben, die zum Abfluß der Gewässer dienen, von denen sonst das Land überschwemmt sein würde. Wenn man diesen Zeitpunkt mit der geringen Erhabenheit des Bodens dieser Provinz zusammen stellt, so könnte man auf die Zurücktretung des Ozeans sich beziehende Folgerungen daraus herleiten.

In Erwartung, daß diese Aufklärungen zu uns gelangen werden, muß man annehmen, daß Bengalen nicht sehr alt ist. Es besteht aus einer großen Ebene, auf welcher man vergebens einen Granitberg suchen würde; die kleinen Berge, die man äußerst selten auf dieser weiten Fläche antreffen kann, bestehen aus nichts als festem Thon; man findet, außer

an den nördlichen Grenzen, nicht einmal einen Kalkstein.

Wenn die Tradition uns lehrte, daß das Land die Wiege der Braminen sei, und daß es zu frühe-ren Zeiten, als unsre Zeitrechnung erreichen kann, bewohnt war, so würde dies unser System, nicht von der Zurücktretung der Meere, sondern von ihrer gleichförmigen und stufenweisen Zurücktretung umstürzen; so viele Denkmäler bezeugen den Aufenthalt des Wassers auf den erhabensten Orten der Erdkugel, daß man solchen augenscheinlichen Beweisen den Glauben nicht versagen kann. Man kann also nicht läugnen, daß Bengalen, sei es zu welcher Zeit es wolle, überschwemmt gewesen sei. Ist dies einmal angenommen, so erlauben die Gesetze der Hydrostatik nicht anzunehmen, daß diese Provinz nicht früher als die höher um sie liegenden Orten von dem Joche des Elements, das sie beherrschte, befreit worden wäre. Wenn man auf ihre geringe Erhabenheit Acht giebt, wird man daraus schließen, daß es in Vergleichung mit den Alpen, den Pyrenäen, dem Gatesgebirge und endlich mit den Gebirgen von Tibet, die es zu krönen scheinen, ein neues Land ist. Die Küste von Bengalen ist so niedrig, daß man sie in einer Entfernung von drei Lieues nicht sehen kann, und eine starke Fluth hinreichend ist, um sie zu überschwemmen, und wenn die Fluth in den Syzygien hoch ist, so stehen die Ufer des Ganges unter Wasser. Wenn ich es wagen darf, mich

auf meine Beobachtungen zu beziehen, so ist Bengalen von demselben Alter, und vielleicht ein wenig neuer als die Ebene von Indien, die sich von der Küste an bis zu dem Gatesgebirge erstreckt. Alle diese Länder sind beinah von gleicher Höhe, daher sind sie vom Meere beinah zu gleicher Zeit verlassen worden.

Wenn die Granitgebirge die erste Materie ausmachen, die unsern Planeten bildete, als sie anfieng fest zu werden, so kann man immer, wenn man dergleichen antrifft, mit Pallas sagen: hier ist einer vom Mittelpunkte der Erde entferntesten Punkte, weil er aus einem Stoffe besteht, der, ehemals ausgedehnt in seinem flüssigen Zustande, durch eine Centrifugalkraft herausgedrängt ward. Dieser Stoff ist also itzt der älteste von denen, welche die Zusammensetzung des befestigten Erdbodens ausmachen, weil, zur Zeit seines Brandes, es der erste war, der indem er sich verdickte der ausdehnenden Kraft wich, die ihn vom Mittelpunkte nach der Oberfläche warf; jedesmal also wo ich keinen solchen finde, muß ich mich auf einer Erde von neuer Bildung befinden. Und nun steige man vom Gipfel dieses Granit- oder ursprünglichen Gebirges, in die Ebene des niedrigen Bengalen herab, die den Ueberschwemmungen unterworfen ist, und in welcher man keinen Urstoff, selbst nicht jene kalkartigen Massen findet, die ein augenscheinliches Werk des Ozeans sind, in dessen Schooße sie sich gebildet haben, und man wird gezwungen sein zu schließen, daß diese niedrige Ebene,

diese

diese durch das Meer angehäufte Sandbank, in Betracht des Alters des Erdbodens, nichts als eine sehr neue Erde sein kann. Die Hand der Zeit ist dem ganzen Lande auf keine Weise eingedrückt. Ich nenne nicht Denkmäler, was eine Arbeit der Menschen ist, und was Jahrhunderte in ihrem Laufe vernichten; ich rede von dem Gepräge des Alterthums, welches die Zeit den Massen eindrückt, welche die Natur allein hat hinsetzen können, und welche sie unmerklich vernichtet. In der That, welche Spuren soll man auf einer, noch dazu schlecht befestigten Ebene suchen, in deren Oberfläche man nicht graben kann, ohne überall auf das Element zu stoßen, welche sie noch vor wenigen Zeiten beherrschte, und das nur erst seine Oberfläche verlassen hat. Die wunderbare Fruchtbarkeit dieses Landes kündigt eine neue Erde an, und der Gang des Ozeans ist hier mit unverkennbaren Spuren eingegraben. Die Inseln Clives sind augenscheinlich vom Meere gebildet worden; die Sandbänke entstehen langsam, und werden einst neue Inseln bilden, wenn jene mit dem festen Lande werden vereinigt sein. Die Sandbank Seareef genannt, ist eine neue, welche das Meer an die erste anlehnt: der Ganges selbst verliert an Tiefe; nicht sein Bett wird höher, der gewaltsame Lauf des Flusses würde dies nicht gestatten, sondern die Oberfläche des Wassers senkt sich. In den ersten Zeiten der französischen Kompagnie kamen Schiffe von vier und siebzig Kanonen bis

nach Schandernagor herauf; hernach hielten sie bei Majapur an, und jetzt wagen sie sich nicht weiter als Kadschery, einem kleinen Dorfe an der Mündung des Flusses.

Aus allem diesen schließe ich, daß die Braminen nicht aus Bengalen stammen, und daß ihr Ursprung viel älter als dies Land sei. Eine alte mündliche Sage läßt sie von Norden her kommen: sie ist durch keine Autoritäten bekräftigt, es ist nur ein Gerede ohne Beweise; es ist aber eine Vermuthung, die dazu dient, den meinigen ein großes Gewicht zu geben.

Man glaubt, daß der Ezurvedam von dem wir eine Uebersetzung haben, wenige Zeit vor den Eroberungen Alexanders geschrieben sei: ich wage die Vermuthung, daß dies Buch nicht in Bengalen geschrieben sei, und würde die Kühnheit haben, anderer Meinung eines grossen Schriftstellers zu sein, der sich nicht zu behaupten gescheut hat, daß Indien gegen den Ganges hin das Land sei, wo die Menschen sich zuerst in Völkerschaften versammelt hätten, wenn ich die Asche dieses Mannes nicht ehrte. Er steht nicht an, die erstaunliche Fruchtbarkeit dieses Landes zum Beweis anzuführen, welches seine ersten Einwohner bestimmen mußte, sich hier niederzulassen. Aber ist es nicht offenbar, daß, wenn es von den ersten Zeitaltern der Welt an, so fruchtbar gewesen wäre, es in dieser langen Zeit sich hätte erschöpfen müssen, und jetzt eben so dürr als

die

die Gebirge sein würde, die, ehemals eben so fruchtbar die ersten Menschen ernährten, welche der Oze-an auf ihre Gipfel bannte, die jetzt entblößt sind.

Die Lage von Kalkutta ist so, daß seine Besitzer zum Schaden der übrigen Europäischen Nazionen, die sich alle oberhalb dieser Stadt niedergelassen haben, Herren des Flusses sind. Im Fall also daß Frankreich seine Zitadelle von Schandernagor wieder in Stand setzte, und daß es dadurch von der Verpflichtung befreit wäre, seine Kolonie nach jeder Kriegserklärung beim ersten Trompeter zu übergeben, so würde seine Kommunikation mit dem Meere, nichts desto weniger durch das Fort Williams gehemmt sein, dessen Feuer den Fluß kreuzt, und die Passage vertheidigt. Vermittelst dieser Hemmung würde Schandernagor von aller Hülfe entblößt, und zur Uebergabe gezwungen sein, wenn seine Mannschaft genöthigt wäre, sich in seinen Wällen einzuschließen.

Ein wenig oberhalb von Kalkutta und auf demselben Ufer liegt eine kleine Stadt, mit Namen **Bernagor**, die ehemals der holländischen Kompagnie gehörte, aber im Jahre 1790 ausgetauscht wurde, wodurch sie mit dem englischen Gebiet vereinigt ward. Diese kleine Stadt ist nur in den Annalen der Ausschweifung berühmt. Wenn man von diesem Orte weiter hinauffährt, liegen die Europäischen Niederlassungen auf der linken Seite des Flusses. Die erste die man antrifft, ist Siram-

pur

pur oder Friederichnagor, eine sehr artige Dänische Kolonie, wo eine sehr gute Luft ist, und wo es nur an mehrerem Handel und Vermögen fehlt, um einen sehr angenehmen Aufenthalt daraus zu machen. Man liebt hier das Vergnügen; der Gouverneur, Oberstlieutenant Obie, den ich hier gekannt habe, zog die Fremden durch eine gütige Aufnahme, und durch die Feten, die er ihnen gab, hieher. Eine seiner Töchter, die an den Grafen Schaleski verheirathet war, belebte dieselben mit einem Geist der Fröhlichkeit, und versammelte oft sehr zahlreiche Gesellschaften, von allen Nazionen; man tanzte hier, suchte Unterhaltung, und fand sie immer.

Diese kleine Stadt ist nichts als eine Faktorei die dem Konsul von Trankebar unterworfen ist; man macht hier eine kleine Anzahl Ballen für ein paar Schiffe der dänischen Kompagnie die jährlich sie abzuholen kommen. Man befrachtet außerdem noch ein oder zwei Privatschiffe, welche das Privilegium der Kompagnie nicht von diesem Handel ausschließt. Der Handel ist folglich sehr eingeschränkt. Sirampur empfängt seine Bevölkerung nur von den Ueberläufern der andern Niederlassungen, welche ihre schlechten Geschäfte nöthigen, hier einen Zufluchtsort zu suchen. Die Niederlassung gehört dem Könige, er unterhält hier eine Kompagnie Sipaien zur Polizei. Auffer dem Hause des Gouverneurs, welches allein Aufmerksamkeit ver-

verdient, findet man hier nichts bemerkenswerthes. Was aber Sirampur anziehend macht, ist, daß es über den Fluß erhaben ist, seine angenehme Lage, ein Anschein von Reinlichkeit und Eleganz, der überall verbreitet ist, und die Güte der Luft die man einathmet.

Dieser Stadt gegenüber an der andern Seite des Wassers unterhält die Englische Kompagnie ein Lager von zehn tausend Mann, wovon die Garnison vom Fort Williams unterhalten wird, und welche sie alle Monat ablöst.

Wenn man den Fluß weiter hinauffährt, findet man auf demselben Ufer den Pallast von Garati das einzige Ueberbleibsel der französischen Größe, welches zum Beweis dienen kann, nach welchen Maaßstabe die ersten Plane dieser Nazion in Asien, entworfen waren. Garati ist das schönste Gebäude in Indien. Die Fassade nach dem Garten zu, ist in dem Geschmack den die Europäer in Asien angenommen haben, d. h. mit einem Peristyl von griechischer Bauart, von ionischer Ordnung geziert. Das Innere des Pallastes ist prächtig, der grosse Saal ist von hohem Stil, der Plafond und der Karnies sind von Meisterhand gemalt. Die Fassade nach dem Hofe zu, ist ganz im französischem Geschmack, ohne Peristyl. Sie stellt drei Hauptheile des Gebäudes dar, wovon jedes mit einem Giebel geziert ist, mit Einfassungen für Basreliefs, die noch nicht gemacht sind. Der Hof ist zirkelförmig,

und

und von einem guten Geschmack, zu ihm führt ein Eingang, der majestätisch das schöne Gebäude ankündigt. Garati ist die gewöhnliche Wohnung des Französischen Gouverneurs in Bengalen; dies Gebäude fiel oft in die Macht der Engländer, die es nicht immer gutwillig zurückgegeben haben, wenn der Friede die Franzosen wieder in ihre Heimath schickte. Es ist indessen diesen beständig geblieben, und sie haben es noch vor dem Anfange des jetzigen Krieges inne gehabt.

Etwas höher hinauf, immer noch auf dem nemlichen Ufer, liegt die kleine Stadt Schandernagor, deren Zitadelle nichts mehr als ein Haufen von Trümmern ist. Die zur Hälfte zerstörten Häuser, die traurigen und mit Gras bedeckten Straßen, das Ansehen von Entblößung und Elend, das an allen Mauern ist, die Breschen, die den Einsturz drohen, alles zeigt den Verfall der Franzosen in Bengalen. Diese Stadt war ehemals unter Dupleix reich; die Franzosen waren mächtig und geliebt, und hatten das Gewicht, die belagerten Engländer zu Kadschery zu befreien, nachdem diese aus Kalkutta hatten fliehen müssen. Sie waren kaum frei, als Verstärkungen aus Europa mit Kriegserklärungen ankamen. Sie kamen nach Schandernagor um dieselben Menschen anzugreifen, die, zwei Monat vorher, sie dem Schicksal ihrer im Schwarzen Loche zu Kalkutta erstickten Gefährten entrissen hatten, und um eine Zitadelle von Grund

aus

aus zu zerstören, deren Vertheidiger großmüthig ihre Vertreibung aus dem Lande verhindert hatten. Derselbe Barbar, der so viele ihrer unglücklichen Genossen hatte umkommen lassen, zu deren Andenken man das Monument errichtet hat, das man neben dem alten Fort zu Kalkutta sieht, gab ihnen ein großmüthigeres Beispiel; er ließ ihre Festung stehen, und willigte in deren Zurückgabe. Den Franzosen hat man nichts als Ruinen wiedergegeben; ihre Umstände haben es nicht erlaubt, sie wieder herzustellen. Seit dieser Zeit ist Schandernagor immer in diesem Zustand der Ohnmacht geblieben, und bietet nichts als einen Anblick von Verwüstung dar. Dieser Flecken enthielt ein Mannskloster, und eine Kirche, die von einem Priester bedient wird; alles ist sehr armselig. Vor dem Ausbruch der französischen Revoluzion kamen die Schiffe dieser Nation in ziemlich großer Anzahl auf den Ankerplatz dieses Ortes, und verbreiteten hier etwas Leben; aber der erste Funken dieser Feuersbrunst machte, daß sie nach Kalkutta flohen, wohin sie von ihren Zerkars gefolgt, ihre Geschäfte brachten; die zwei einzigen etwas bedeutenden französischen Handlungshäuser flüchteten, das eine nach Kalkutta, das andre nach Sirampur. Der Agent der französischen Kompagnie verließ seine Magazine und alles was darin war, floh ebenfalls zu den Engländern, und ließ Schandernagor ohne Handel, ohne Geld, und ohne Thätigkeit. Indessen waren die Bewohner

dieser

dieser kleinen Kolonie nicht gering an Zahl, es waren die Ueberreste einiger Schiffsbesatzungen, wovon der größte Theil desertirt war. Der gesundeste Theil der weißen Bevölkerung bestand beinah in einem Dutzend Familien, die im Besitz der Aemter waren, und überdem in beinah zweihundert gewesenen Matrosen. Einige unruhige Leute verschafften sich Einfluß auf sie, ein Mann den das Glück auf den ausgezeichneten Platz eines königlichen Prokurators erhoben hatte, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit am meisten aus. Eine so kleine Kolonie mußte keine Revoluzion machen, sondern die Befehle des Mutterlandes abwarten, und nach diesen handeln. Die Veränderungen, welche die neue Ordnung der Dinge nothwendig machte, würden dann ohne Erschütterung, und ohne Störung vor sich gegangen sein, aber so gieng es nicht. Bald brachten es die revoluzionären Formen dahin, daß der Gouverneur Herr von M. sein Ansehn herabgesetzt sah; er mußte fliehen, und begab sich nach Garati. Die angesehenen Leute welche die Auswahl der Kolonie ausmachten, folgten ihm, indem sie sich mitten unter zweihundert Wüthenden, nicht in Sicherheit glaubten, die durch einen eben so geschickten, als heftigen Mann angefeuert wurden, dessen geringste Drohung war, den der ihm mißfallen würde, in den Fluß zu stürzen.

Unglücklicher Weise lebte der kommandirende Kapitän der beiden Kompagnien Sipaien, welche

die

die Garnison ausmachten, in keinem guten Verständniß mit dem Gouverneur, sie konnten nicht übereinstimmend handeln: dieser rechnete nicht mehr auf einen stillschweigenden Gehorsam, der zur Zeit eines Aufstandes nothwendig ist; und da er mit der bewaffneten Macht, die ihn unterstützen sollte, nicht durch gleiche Gesinnung verbunden war, so war er auf seinen Rückzug bedacht und reiste ab, um sich in Sicherheit zu setzen.

Als der kommandirende Kapitän seinen Chef abgereist sah, vergaß er die Mishelligkeit, die zwischen ihnen herrschte, glaubte ihm mit seinen Truppen folgen zu müssen, und begab sich zu ihm nach Garati. Der Gouverneur mußte nach einem solchen Schritt einsehn, daß dieser Kommandant sich alle Hoffnung zur Rückkehr nach der Stadt verschlossen hatte. Wenn er sogleich mit seinen beiden Kompagnien marschirt wäre, so würde er in sein ganzes Ansehn wieder eingetreten sein, die Ordnung wieder hergestellt, und bis zu dem Augenblick erhalten haben, wo Befehle aus Europa seine Operationen geleitet hätten. Anstatt aber einen kräftigen Schritt zu thun, begnügte er sich mit Dispositionen zu seiner Vertheidigung, im Fall, daß er angegriffen würde. Er verschaffte sich zu diesem Endzweck zwei Kanonen, die er am Eingang aufpflanzen ließ, und ließ seine Truppen sich am Thor des Schlosses lagern. Lord Cornwallis bot ihm zu gleicher Zeit die Unterstützung der nöthigen Truppen an, um Schan-

dernagor zum Gehorsam zu bringen; aber Herr v. M . . . glaubte, als ein guter Franzose, es ausschlagen zu müssen, und wollte den gebornen Feinden seines Vaterlandes nichts verdanken. Er fürchtete die Griechen und ihre Geschenke, Danaos et dona ferentes. Zwei Tage nachher begab sich die Portugiesische Kaste, die eine Kompagnie, die Topas genannt wurde, ausmachte, zu ihm; so sah sich also dieser Gouverneur an der Spitze des besten und zahlreichsten Theiles seiner Kolonie gegen eine Handvoll Aufrührer, und zwar Aufrührer ohne Grund, denn es war noch nichts offizielles von Frankreich angelangt, und der Gouverneur erwartete Befehle, um sich darnach zu richten. In einer solchen Stellung glaubte er nichts gegen sie unternehmen zu müssen, und verhielt sich leidend in seinem Pallast.

Unterdeß blieben der Prokurator und seine Anhänger keine ruhigen Zuschauer des Verfahrens ihres Gouverneurs. Sie fiengen damit an, daß sie an das Wesentliche des Krieges dachten. Zu diesem Endzweck ergriffen sie die Zerkars, die nicht die Vorsicht gebraucht hatten zu entfliehen, und erpreßten eine große Summe von ihnen. Sie brauchten diese dazu, um ein Korps von dreihundert Sipaien zu errichten, welche sie in dem angrenzenden Lande anwarben. Ein verschuldeter und ruinirter Kaufmann, der hier seinen Schnitt zu machen glaubte, übernahm das Kommando; er gewann dabei wenig-

stens

stens seinen Unterhalt, und das war immer genug. Ein junger Offizier von einem Kaufmannsschiffe ward dabei Leutenant. Man plünderte die Magazine der Kompagnie: man fand hier Kleidungen für diese Truppen; man nahm Maderawein in Menge, trank einen Theil davon, und der andre ward zum Besten ihres Schatzes verkauft. Sie kauften einige schlechte Schiffskanonen, und setzten sich in Vertheidigungszustand. Da sie sahen, daß man sie in Ruhe ließ, argwöhnten sie Fallstricke, und errichteten, um sich davor zu bewahren, kleine Verschanzungen am Ufer des Flusses, lehnten sich an das königliche Magazin an, und besetzten das Ganze mit ihrer schlechten Artillerie. Diesen Ort nannten sie das Lager, und jedermann ward angehalten, hieher zum Schlafen zu kommen. Des Morgens hielt der Prokurator eine Rede an sie, nach welcher jeder zu Tische gieng, und nach dem Essen kam man zum Exerziren wieder. Unterdeß ließ die Unthätigkeit des Gouverneurs das Gewitter anwachsen; die Macht dieser Leute vermehrte sich nach und nach; indem sie in ihrem Aufstande älter wurden, gewöhnten sie sich daran, und waren weit entfernt, ihn für strafbar zu halten; der Gouverneur war der einzige, der es in ihren Augen war, und fünfhundert Menschen waren unter diesen Umständen nicht zu verachten. Es war unverzeihlich von Herrn v. M . . . sie in dieser Sicherheit zu lassen.

So standen die Sachen, als man erfuhr, daß die Pariser den König aus Versailles geholt und nach Paris gebracht hatten, wo man ihm seinen Aufenthalt bestimmte.

Sogleich schrieen der Prokurator und ein Chirurgus, daß man ihnen am andern Ende der Welt das Beispiel von dem, was sie thun sollten, gezeigt hätte, und daß Paris und Schandernagor nur eine und dieselbe Aufführung beobachten müßten; sie beschlossen nach Garati zu marschieren, um ihren Gouverneur zu holen. Einige Bouteillen Arrak begeisterte die Köpfe, man mußte augenblicklich marschiren, um die Schreier dieses Haufens zufrieden zu stellen. Herr v. M . . . konnte entweder sie niederschießen, oder sich durch die Flucht in Sicherheit setzen; er ließ sich lieber gefangen nehmen, ließ nicht einen einzigen Flintenschuß thun, und ward als Gefangner in die Stadt, wo er kommandiren sollte, eingebracht. Man setzte ihn mit den Offizieren der Garnison ins Gefängniß. Die Privatpersonen, die ihm gefolgt waren, giengen davon, und begaben sich nach Sirampur, von wo sie der Tragödie zusahen, deren ersten Akte man spielte, und wovon die Katastrofe glücklicherweise nicht so schrecklich war, als man fürchten mußte.

Lord Cornwallis war nicht sobald von dieser Frevelthat unterrichtet, als er Schandernagor einschließen ließ, und den Gouverneur zurückfoderte. Es fehlte aber denjenigen, die ihn gefangen genommen hat-

hatten, nicht an Muth: sie traten herzhaft an die Schranken ihres kleinen Lagers mit angezündeter Lunte, und der Präsident ihres Ausschusses erklärte dem Englischen Offizier, daß sie, beim ersten Flintenschuß ihre Gefangenen ermorden würden, und daß, so lange noch einer von ihnen übrig wäre, ihre Verschanzungen zu vertheidigen, niemand in dieselben dringen sollte. Dieser, der sich keiner solchen Aufnahme versah, zog sich zurück, und Lord Cornwallis ergriff andre Maßregeln zur Befreiung der Gefangnen. Ihr Prozeß fieng nun an. Diese ganze Prozedur ward das vollkommenste Denkmal des Wahnsinns und der Leidenschaft. Man mußte endlich ein Urtheil sprechen, und dies war der schwierige Punkt; man hätte sie gern zum Tode verurtheilt, aber die Franzosen hatten in Bengalen kein Exekutionsrecht, man mußte die Zustimmung des benachbarten Nabob haben, mit welchem man sich nicht entzweien wollte. Nachdem man endlich alles erwogen hatte, entschied man, sie in die Gefängnisse nach Isle de France zu schicken, von wo man hoffte, daß sie würden nach Europa transportirt und dort so gut empfohlen werden, daß sie nur Einen Schritt aus dem Schiff zum Schafott zu thun hätten. (Es war unter Robespierre's Regierung.)

Das Briggschiff, das sie zu ihrer Disposition hatten, diente ihnen zu dieser Expedition; sie bewaffneten es zu diesem Endzweck und schifften ihre Gefangnen ein; da war es, wo sie Lord

Cornwallis erwartete; er bewaffnete drei Englische Briggs, mit dem Befehl, die Franzosen zu verjagen, und sie nach Kalkutta zurückzuführen. Die Schiffe, die im Diamanthafen vor Anker lagen, hatten ebenfalls Order, sie auf dem Weg anzuhalten. Diesen Anstalten zufolge, wurde der Gouverneur M . . . und alle die, welche seine Gefangenschaft theilten, befreit, und ehrenvoll zu den Engländern zurückgeführt, wo sie sich auf einige Zeit niederließen. Was die Bewohner von Schandernagor betrifft, so fuhren diese fort, in der Unordnung zu leben; die Kommissarien, die von Pondichery gekommen waren, um den Frieden hier wieder herzustellen, konnten nicht damit fertig werden, und Lord Cornwallis überließ sie ihren innern Streitigkeiten, bis nach Erklärung des Krieges er sich des Platzes bemächtigte und sie zerstreute.

Eine Meile oberhalb Schandernagor liegt die kleine Stadt Schinsura, der Hauptort der Holländer in Bengalen. Diese Stadt ist seit langer Zeit zur Unthätigkeit verdammt, und bietet nichts Bemerkenswerthes dar; sie kann jährlich höchstens zwei Schiffladungen absenden, welche sie auf Kähnen bis Fulta schickt, wo sich ihre Schiffe aufhalten. Man hat hier, wie auf allen Holländischen Niederlassungen, einige Malaische Familien hergebracht, die einer Art Weiber Ursprung gegeben haben, welche man Mossen nennt, und die man wegen ihrer Schönheit und ihrer Talente überall mit Eifer sucht.

Ihre

Ihre Rasse ist beinah erloschen, oder hat sich im Lande zerstreut. Da Schinsura aufhört blühend zu sein, so hat es nichts mehr, was ihnen gefallen und sie zurückhalten könnte; es würde jetzt schwer sein, einige von ihnen zu finden.

In einiger Entfernung unterhalb dieser Kolonie, erblickt man auf demselben Ufer Bandel, eine kleine Portugiesische Stadt, die noch mehr als Schinsura herabgesunken ist, so daß man, wenn ihre Käse nicht wären, sogar ihren Namen kaum kennen würde; diese sind im Lande so berühmt geworden, daß sie das Andenken der Stadt, die sie hervorbringt, ins Gedächtniß rufen.

Nach einem Aufenthalte zu Kalkutta von drei Monaten, verkaufte ich mein Schiff für hunderttausend Franken Französische Münze, und fand mich sehr glücklich, der Unruhen und der Unkosten, die es mir beständig verursacht hatte, überhoben zu sein. Ich dachte auf meine Rückkehr nach Isle de France, als ein Flügeladjutant des Herrn Conway zu Kalkutta mit einem Schiffe ankam, welches er auf Kredit gekauft hatte, und das ihm sehr zur Last war. Mein Geld war mir es nicht weniger, und ich wünschte mit Getreide, das ich nach der Küste Malabar bringen wollte, wo die grausamste Hungersnoth herrschte, eine Spekulation zu machen. In dieser Absicht miethete ich sein Schiff, und befrachtete es mit Reis. Einige Tage nach Abschluß dieses Handels verabschiedete er seinen Kapitän,

und da er keinen finden konnte, der ihm anstand, bat er mich, das Kommando seines Schiffes zu übernehmen. „Wenn ich einen Kapitän unter wohlfeilen Bedingungen annehme, sagte er, so betriegt er mich, wie dieser, dem ich den Abschied gegeben habe. Will ich einen Mann haben, auf den ich mich verlassen kann, so wird er mir zu theuer zu stehn kommen; ich habe nicht genug Geld für alle diese Ausgaben, übernehmen Sie das Kommando; Sie müssen sich doch einschiffen, um der Ladung zu folgen, die Ihnen gehört: es kann Ihnen gleich viel gelten, ob Sie Chef oder Passagier sind." Ich nahm sein Anerbieten an, und machte mich fertig. Ich fieng damit an, daß ich seine Laskars verabschiedete. Die Schwarzen, die ich zur Equipage auf meinem vorigen Schiffe gehabt hatte, hatten mich von dieser Gattung Matrosen abgeschreckt. Ich versah es mit Europäern von allen Nationen, indem ich vorzüglich vermied, kürzlich angekommene Franzosen zu nehmen, um mich vor Aufstand sicher zu stellen. So brachte ich eine Mannschaft von dreißig braven Leuten zusammen, die mir bei den Umständen, wo Entschlossenheit erfodert ward, sehr nützlich waren. Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß ich bei mir selbst den Aberglauben zu bekämpfen habe, daß es glückliche und unglückliche Schiffe giebt; das meinige gehörte zur letzten Klasse. Wir veränderten seinen Namen Cook in den der Vereinigten Freunde, und schifften uns zusammen ein, um

seinen

seinen neuen Namen in Wirklichkeit zu bringen. Vom ersten Augenblick meiner Abreise an bis zu dem der Ankunft in Isle de France, habe ich ununterbrochen alle mögliche Widerwärtigkeiten erfahren; kurz dies Schiff hat mich ruinirt.

An dem zu meiner Abreise festgesetzten Tage war es mir unmöglich, den Anker zu lichten, er war so fest eingegraben, daß alle meine Anstrengung vergeblich war. Mein Freund wollte ihn nicht verlieren, ich war aber über das Kapitel von den Ankern etwas mehr abgehärtet. Auf dem vorigen Schiffe hatte ich deren sieben verloren, nemlich fünfe zu Kalkutta, einen zu Pondichery, und einen bei den Sechellen; ich bewog ihn ans Land zu steigen, um einen andern zu kaufen, und zerhieb mein Ankertau. Ich fuhr den Fluß mit einem Holländischen Lootsen hinunter, der für sehr geschickt gehalten ward, und der mich zum Beweise davon auf eine Sandbank gegen Fulta über, warf. Ich ließ mein Schiff mit der Fluth treiben, indem ich einen Anker nachschleppte, den ich jedoch nur so viel Widerstand thun ließ, als zum Steuern nöthig war. Mein Schiff stieß von hinten auf den Grund, und drehte sich sogleich in die Quere. Aber da es platt war, so fiel es nicht gänzlich um. Doch neigte es sich furchtbar auf die Seite, und ich konnte mir jetzt Glück wünschen, daß ich eine Europäische Mannschaft hatte.

Die Indischen Kähne, die mir zur Erleichterung der Bewegungen dienten, verließen sogleich mein Schiff, und da sie glaubten, daß wir ertrinken würden, überließen sie uns, ihren Religionslehren treu, der Dame Durga. Diese schöne Dame hielt uns wahrscheinlich nicht für gereinigt genug, um uns in ihre Gesellschaft aufzunehmen, denn wir waren für diesmal so glücklich, dem Schiffbruch zu entgehn.

Mein Lootse verlor den Kopf, und gab keinen Befehl mehr; ich nahm das Kommando, und fieng damit an, daß ich meinen Anker einzog, auf welchen ich mich bei Zurückkehr der Fluth nicht verlassen mochte. Dann ließ ich in jeden Kahn einen Offizier mit einem Paar Pistolen steigen, und gab ihnen die Order, den ersten, der sich ohne meine Erlaubniß zu retten suchen würde, niederzuschießen. Nach mancherlei Wendungen, welche der Strom dem Schiffe von selbst gab, und wobei es zwar an allen Enden fürchterlich krachte, aber doch widerhielt, gelang es mir endlich, das Schiff mit der Rückkehr der Fluth wieder ganz flott zu machen. Ich hatte nur auf beweglichem Sand gelegen, welcher dem Strom und dem Gewichte des Schiffes zugleich zu widerstehen nicht im Stande war. Ich legte mich nun, sehr besorgt wegen der Folgen, bei Fulta vor Anker. Ich versuchte unablässig mit der Pumpe, aber das Schiff zog kein Wasser. Indessen konnte ich doch nicht denken, daß ein so derber Stoß keine Wirkung gehabt haben sollte; und da

ich

ich mich auf mich selbst so sehr verlassen, und keine Assekuranz gemacht hatte, so machte mich dieser Zufall vorsichtiger, und ich besorgte die Assekuranz sogleich. Ich war nun von dieser Seite gesichert, und als ich nach einigen Tagen noch immer keinen Lek bemerkte, so segelte ich ab gegen Zeilon hin. Ich war noch nicht weit in der See, als ich bemerkte, daß mein neues Schiff kein guter Segler war, ich war daher auf meiner Hut gegen die Fluth. Ich fuhr zu Anfang Novembers ab, zu welcher Jahreszeit die Ströme zwischen Zeilon und der Indischen Küste sehr heftig sind; ich segelte daher, als ich in diese Gegend kam, mit großer Vorsicht, indem ich mich nahe genug ans Land hielt, um es nicht zu verfehlen, wo ich es rekognosziren wollte. Doch durfte ich mich auch nicht zu sehr demselben nähern, aus Furcht vor dem gefährlichen Golf. Ich war daher in der Nacht, wo ich dessen Breite passiren sollte, beständig auf dem Verdeck, indem ich das Senkblei beobachtete, und mich stets auf dreißig Faden hielt. Auf diese Art konnte ich keine Gefahr laufen, da die Meerenge deren nur sieben bis neun hält. Beim Anbruch des Tages war ich Zeuge des außerordentlichsten Phänomens, welches die Wolken hervorbringen können; es war Windstille, das Land erschien genau an dem Punkt des Horizonts, wo es sichtbar sein mußte; die Berge lagen deutlich vor uns da, und die Ebene am Fuß derselben, das Ufer, die Bäume, alles erschien so klar als möglich; ich

mochte

mochte mich mit meinem Senkblei beruhigen so viel ich wollte, so konnte ich doch nicht umhin, dem Zeugniß meiner Augen zu trauen. Ich warf das Senkblei noch einmal aus, und traf immer tiefes Wasser, obgleich ich nach der Entfernung, in welcher das Land mir erschien, nur auf wenig Faden Wasser sein konnte. Ich war so überzeugt, daß es wirklich die Küste von Zeilon sei, daß ich einen Anker auf alle Fälle auswarf. Das Blendwerk dauerte bis um zehn Uhr; dann erhob sich der Wind, und alles verschwand zu meinem und jedermanns größten Erstaunen. Ich setzte meinen Lauf fort, aber die Ströme waren so reißend, daß ich in vier und zwanzig Stunden dreißig Lieues südlich weiter, als ich wollte, getrieben ward. Alle meine Bemühungen, mich dem Lande zu nähern, waren vergeblich, und nun kam noch ein Windstoß aus Nordosten dazu, der mein Schiff vollends abmattete; es fing an die Folgen der Strandung im Ganges zu empfinden. Es zog eine kleine Quantität Wasser. Beim stärksten Windstoß zerbrach der Besansmast, und ich ließ den kleinen Fockmast nieder. Bei dieser Arbeit fiel mein bester Matrose ins Meer, und ward nicht wieder gesehn. Die Wellen waren so stark, daß sie ihn auf der Stelle verschlangen. Ich setzte ein Boot aus, welches binnen zwei Minuten in seiner ganzen Länge zersplitterte, und nur durch ein ausnehmendes Glück wurden die Matrosen, die sich darin befanden, gerettet. Ich über-

ließ

ließ den Unglücklichen und die Trümmer meines Boots ihrem Schicksal, und mußte froh sein, die sieben wieder zu bekommen, welche mit Lebensgefahr versucht hatten, ihren Kameraden zu retten. Unterdessen beunruhigte mich dieser Windstoß, ich konnte nicht nordwärts kommen, und fürchtete wider Willen die Maldiven besuchen zu müssen, was sehr außer meinem Plane lag; endlich nach Verlauf von dreien Tagen ward das Wetter erträglich. Ich hatte ein kleines Marssegel in Anfang des Sturms verloren; da der Rheder meines Schiffs nicht reich war, so hatte er mich nicht überflüssig mit Segel versehen, und ich mußte mir helfen so gut ich konnte. Ich war glücklich genug, das Kap **Komorin** zu erreichen. Alle meine Wünsche giengen jetzt dahin, nach **Cochin** zu kommen, um meine Maste und Segel auszubessern.

Als ich bei der Küste von Trevankur vorbei segelte, schickte ich mein Boot ans Land, um Erkundigungen einzuziehen. Es kam zurück und brachte mir einen Lingam oder Priap, welchen die Matrosen aus einer Nische genommen hatten, die in einer Pyramide angebracht, und wo es zur öffentlichen Verehrung hingestellt war. Die Zeichnung war daran nur zu sehr vollendet, und durch die Kunst der Bildhauerei sehr unzüchtig. Ich schalt den Offizier, daß er diesen Diebstahl erlaubt habe, dessen Nutzen ich nicht einsehen könnte. Er sagte mir, daß seine Leute es ohne sein Wissen genommen

hätten,

hätten, um es als Zapfen an ihrem Steuerruder zu gebrauchen, weil sie die ihrige verlohren hatten; sie hatten in der That den Kahn mit diesem Phallus geziert, von welchem Gebrauche man sich dessen Größe vorstellen kann. Ich weiß nicht, ob das stärkere oder geringere Verhältniß der Größe auf den Grad der Verehrung, welche die Indier diesem Bilde beweisen, Einfluß hat. Am dritten Tage, Nachmittags, ankerte ich auf der Rhede von Cochin. Ich stieg sogleich ans Land, aber die Ueberfahrt hatte so lange gedauert, daß es Nacht ward, als ich bei der Mündung des Flusses anlangte. Der Patron meines Kanots gab sich das Ansehn, den Ort sehr gut zu kennen, allein ungeachtet seiner Erfahrenheit brachte er mich mitten unter die Wellen, die an eine Sandspitze schlugen, wodurch ich zwanzigmal auf dem Punkt stand, umzuwerfen oder Wasser zu ziehen. Die Mündung des Flusses Cochin hat das Unangenehme, daß, wenn der periodische Küstenwind stark ist, unvermerkt eine Brandung entsteht, welche die Schiffe überfällt, sie oft in Gefahr setzt, und zuweilen zu Grunde richtet. Ich irrte eine Stunde lang mit meinem Kanot herum, ohne einen Eingang in den Fluß zu finden; endlich nachdem ich beinah ertrunken wäre, kam ich noch glücklich durch die Wellen hindurch, und suchte einen Platz an der offenbaren Küste, um auszusteigen, da mir die Nacht nicht erlaubte, bei den heftigen Strömen wieder nach meinem Schiffe auf einer entfernten

Rhede

Rhede zurückzukehren. Ich ließ mein Boot stranden und aufs Trockne ziehen, indem ich einen Matrosen zur Bewachung dabei ließ, und mit den andern nach der Stadt zu ging. Es war wieder ein Stückchen von meinem Glücke, daß ich das Thor verschlossen fand, und ich hätte die Nacht müssen auf dem Sande zubringen, wenn man mir nicht gesagt hätte, daß das Hafenthor ein wenig später geschlossen würde, und ich davon noch profitiren könnte, wenn ich ohne Verzug dahin liefe. Wir eilten was wir konnten, und kamen an, als man es eben schließen wollte. Einer von den Reisenden, der ein Empfehlungsschreiben hatte, ließ sich noch denselben Abend zu dem Manne, an den es gerichtet war, führen, und nahm dessen Anerbieten, bei ihm zu wohnen, an; ich gieng ins Wirthshaus. Der Wirth hatte nicht sobald die Ankunft jenes Reisenden erfahren, als er ihm melden ließ, daß sein Zimmer bereitet sei, und daß täglich für ihn ein Platz am Tisch belegt sein würde; es stünde zwar in seinem Belieben, ob er bei seinem Freunde bleiben wolle, daß er aber nichts desto weniger im Gasthofe eben so viel, als ob er darin wohnte, bezahlen müßte, denn dies sei ein Privilegium seines Hauses, und er habe es unter dieser Bedingung vom Gouvernement in Pacht. Dadurch sah er sich gezwungen, am folgenden Tage das Haus seines Freundes zu verlassen. Von mir verlangte der Wirth das Verzeichniß der Lebensmittel, die ich

ein-

einkaufen wollte, und sagte mir, daß er einen Palankin und Bedienten zu meinem Gebrauch bestellt habe; da ich ihm aber versicherte, daß ich mich nur kurze Zeit zu Cochin aufhalten, und niemand besuchen würde, und mir dieses Fuhrwerk also unnütz sei, gab er mir zur Antwort, daß dies ganz von mir abhienge, ich würde aber demungeachtet diese Ausgabe auf der Rechnung finden, denn dies sei sein Privilegium. Ich war erstaunt über ein solches Monopol; allein da es die erste Pflicht eines Reisenden ist, sich niemals den Gebräuchen des Landes, in dem er sich befindet, zu widersetzen, so unterwarf ich mich diesen ohne Widerrede.

Ich fand das Regiment Meuron als Garnison in dieser Stadt. Dieses Schweizerregiment war in Frankreich geworben, und bestand aus Franzosen; es kamen daher mehrere Soldaten zu mir, und boten mir ihre Dienste an. Unter andern that mir einer, der sich für einen Fleischer ausgab, den Vorschlag, mir alles Fleisch und Vieh, das ich zu meiner Abreise nöthig haben würde, zu verschaffen, und da ich einen Landsmann gern etwas verdienen lassen wollte, nahm ich es an; ich bestellte mehrere Artikel bei ihm, die er mir wohlfeiler als ich sie irgendwo bekommen könnte, zu liefern versprach. Diese Artikel ließ ich daher von dem Verzeichnisse, welches ich dem Wirthe gab, hinweg; aber dieser verstand sich zu gut auf sein Gewerb, als daß er nicht auf den ersten Augenblick gemerkt hätte, daß

ich

ich weder Fleisch, noch Vieh, noch Geflügel, und dergleichen verlangte. Er vermuthete daher, daß ich mir dies anders woher verschaffte. Er ließ sich nichts merken, stellte aber doch so genaue Nachforschungen an, daß er bald das ganze Geschäft meines Soldaten erfuhr; nun stellte er Leute auf die Lauer, und ließ mir den ganzen Einkauf im Augenblick, wo er eingeschifft werden sollte, wegnehmen. Um ihn seinen Händen zu entziehen, mußte ich ihm eine Abgabe bezahlen, denn dies war sein Privilegium; so daß mich das Ganze theurer zu stehn kam, als wenn ich mich gleich anfangs an ihn gewandt hätte. Durch so viel Privilegien ward ich vorsichtig, denn bei jedem Schritte, den ich that, mußte ich fürchten, auf irgend ein neues zu stoßen.

Während meines Aufenthalts desertirte einer meiner Matrosen. Fest überzeugt, daß ich nun auch das Privilegium besäße, ihn verfolgen zu lassen, traf ich alle Anstalten dazu; aber hier stieß ich abermals gegen ein Prärogativ an. Der Fiskal ließ mich vor sich fodern, und wusch mir tüchtig den Kopf; denn allein der Henker, sagte er, habe das Privilegium, den Deserteurs nachzusetzen. Ich entschuldigte mich damit, daß ich fremd wäre, und die Gebräuche des Landes nicht kennte, ich wäre also wegen ihrer Uebertretung zu entschuldigen; daß ich übrigens nicht geglaubt hätte, mit dem Vollstrecker des peinlichen Rechts in Kollision zu kommen. Er verlangte eine genaue Beschreibung des Matrosen von mir, und

zwei Stunden darauf brachte mir der Henker ihn wieder zurück. Man kann diese kleinen Anekdoten vielleicht für unbedeutend und in einem ernsthaften Werke nicht an ihrem Platze stehend halten; sie werden aber den Nutzen haben, daß man daraus sieht, wie behutsam man sich in fremden Ländern betragen muß, wenn man sich nicht Feinde zuziehen oder wenigstens mißfallen will.

Cochin ist eine Besitzung der Holländer auf der Küste Malabar, und ist, seitdem sie Negapatnam verloren haben, ihre stärkste Festung auf der Halbinsel. Ich habe sie zu wenig untersucht, um eine genaue Beschreibung von ihr geben zu können. Die Wälle schienen mir sehr hoch, und nach der Landseite sehr wohl bekleidet zu sein; auch der Graben um die ganze Festung herum schien wohl unterhalten zu werden. Die Holländische Kompagnie unterhielt hier beständig eine starke Besatzung. Diese Stadt ist ein eigenes Gouvernement, der Militärkommandant ist daher nur die dritte Person. Es ist hier ein Zivilgouverneur, der aus den Büreaus der Kompagnie genommen wird; dieser Beamte hat zu seiner Beihülfe den Fiskal, der, so wie auf allen Holländischen Niederlassungen, den zweiten Rang hat.

Die Straßen von Cochin sind regelmäßig, aber es ist sehr schlecht gebaut; der Gouverneur wohnt in einer Art von Scheune, die ohne Verzierungen auf einem Platze liegt, auf welchem das Gras so wie auch auf

den Straßen wächst. Alle Häuser passen zu diesen Straßen; das Ansehen des Elends und der Unthätigkeit herrscht eben so in dieser Kolonie, wie in allen Niederlassungen der Holländischen Kompagnie in Indien. Mit ein wenig Industrie könnte Cochin indeß eine blühende Stadt werden. Sein Pfefferhandel könnte beträchtlich werden, wenn man die Kaufleute durch Aufmunterungen anzöge, und die Hudeleien abschaffte, die ein jeder Fremde von der Seite dieses Gouvernements erfährt. Es ist unvergleichlich schön an einem großen Flusse gelegen, der sehr beträchtliche Schiffe tragen kann. Er hat bei seiner Mündung, zur Zeit der Fluth, nie weniger als zwanzig Fuß Tiefe, und der Hafen ist weitläuftig genug, um so viel Schiffe aufzunehmen, als nur immer dahin kommen wollen. Er nimmt eine Anzahl kleiner Flüsse und Kanäle auf, welche die Gemeinschaft sehr weit ins innere Land hinein erleichtern. Seine Lage am äußersten Ende der Halbinsel macht, daß man zu jeder Jahreszeit sehr leicht hinkommen kann, und daß die Gefahr, welcher die Schiffahrt zur Zeit des Südwestpassatwindes ausgesetzt ist, sehr gering ist. Es braucht nur einen schönen Tag, um auszulaufen, und das Kap **Komorin** zu erreichen, von wo aus man alle andern Theile von Indien besuchen kann. Der einzige Zweig der Industrie, der gegenwärtig noch einigermaßen daselbst getrieben wird, ist der ansehnliche Schiffbau mit Thekaholz, welches hier im Ueberfluß ist. So große Vor-

theile werden vernachlässigt; Cochin liegt in Unthätigkeit, und wird sich nie wieder aufrichten, als wenn entweder die Holländische Kompagnie ein anderes System annimmt, oder wenn die Stadt in die Hände einer andern Nation fällt, die ihren Werth besser zu schätzen und ihre Vorzüge gehörig zu benutzen weiß.

Die Bewohner dieses Theils von Indien sind einer Krankheit am Beine unterworfen, die man das Elefantenübel, oder das Uebel von Cochin nennt. Das Bein wird ungeheuer dick, ohne daß jedoch der Fuß noch der Schenkel von der Geschwulst angegriffen wird; in diesem Zustande gleicht es wirklich einem Elefantenbein, woher es auch den Namen bekommen hat. Wahrscheinlich verdankt man diese Krankheit den Gewässern des Landes; auch findet man hier mitunter Kröpfe.

Dies Land bringt Pfeffer, Areka und Baumwolle hervor, auch trifft man hier trockne Früchte und Kardamom. Die beiden letztern Artikel werden hauptsächlich von den Arabern hingebracht. Man könnte sich dort auch Kauris verschaffen, wenn man sie ein wenig vorher bestellte; denn die Maldiven, welche sie liefern, liegen in der Nähe, und in der schönen Jahreszeit trifft man immer Kähne von diesen Inseln, mit denen man handeln kann.

Die Europäische Bevölkerung von Cochin beläuft sich mit Ausnahme des Militärs, nicht über 50 Personen; die Portugiesische Kaste besteht ungefähr

fähr nur aus 500 Personen, die Uebrigen sind Indier, und obgleich die Stadt groß ist, und eine ziemliche Anzahl von Häusern hat, so herrscht doch hier eine große Oede. Die Witterung ist dieselbe, wie zu Pondichery. Ihre Jahreszeiten sind entgegen gesetzt; die Gatesgebirge machen die Schranken, welche den Sommer vom Winter trennen; die Jahreszeiten in Indien sind nicht denselben Veränderungen wie die in Europa unterworfen.

Die Winde (wenig häufige Unregelmäßigkeiten ausgenommen) wehen nur von zwei Theilen des Horizonts, sechs Monate hindurch von Nord-Nordost bis Ost-Nordost, und die übrige Zeit des Jahres lang von Süd-Südwest bis West-Südwest. Der Weg der Sonne durch den Aequator bestimmt die Veränderung der Jahreszeit; während daß sie sich in der nördlichen Hemisphäre befindet, regiert der Wind von Südwest, und so umgekehrt; die Ströme folgen dem Winde. Man nennt diese beiden Jahreszeiten die Zeit der Passatwinde, (moussons) also während des Passatwindes von Südwest hält das Gatesgebirge die Stürme und Wolken auf, und verhindert sie nach der Küste Koromandel zu gehen, wo das Wetter dann schön ist, und wo man das, was man schöne Jahreszeit nennt, genießt. Auf der Küste Malabar hingegen herrschen alsdenn häufige Regengüsse, und von Zeit zu Zeit Windstöße; diese Zeit nennt man die Winterzeit; (hivernage, Regenzeit) die Ströme stürzen nach Süden auf

der Küste Malabar, und dringen nach Norden auf der andern Küste. Sechs Monate darauf ziehen sich die Winde nach Nordost, und das Gatesgebirge, welches nun auf der andern Seite die nemliche Wirkung hervorbringt, macht eben so, daß die Regengüsse und die Stürme, welche es aufhält, auf die Küste Koromandel zurückfallen, während daß nun die Küste Malabar wiederum der schönen Jahreszeit genießt; die Ströme stürzen sich dann nach Süden auf der erstern, und strömen nach Norden auf der andern Küste.

Mit Hülfe dieser unveränderlichen Jahreszeiten benutzen die schlechtesten Schiffe die Winde und Ströme, und legen ihre Reisen sehr leicht zurück.

Ich fand zu Cochin keinen annehmlichen Preis für meinen Reis, und ich wollte mich auf den Weg machen, um bis nach Surate hinaufzufahren, als ein ankommender Kapitän mich versicherte, daß auf dieser Küste kein Mangel mehr sei, daß er aber jetzt in Arabien anfange zu herrschen, wo man Getreide verlange; vorzüglich, sagte er, solle die Hungersnoth zu Mokha groß sein. Ich könnte also nichts besseres thun, als nach diesem Ort hinreisen, wo ich ohne Widerrede eine herrliche Reise machen würde. Ich habe hernach erfahren, daß er mir dies nur gesagt hatte, um mich von der Konkurrenz mit ihm abzuhalten, weil er selbst eine Ladung Reis, um sie nach Surate zu bringen, gekauft hatte; ich traute indessen seiner Erzählung, und reiste sofort nach Mokha.

Nach

Nach acht und zwanzig Stunden sah ich die Meerenge von Babel-Mandel, die ich um sieben Uhr Abends erreichte; ich lief ins rothe Meer ein, und am folgenden Tage legte ich mich vor Mokha vor Anker, welches dreizehn Lieues von der Meerenge entfernt ist.

Man schifft ganz sicher von dieser Meerenge an bis Mokha längs der Küste hin; man findet hier überall Ankergrund, aber das Anlanden bei dieser Stadt ist sehr gefährlich. Wenn man sich der Rhede nähert, muß man mit Vorsicht steuern und das Senkblei genau auswerfen. Man darf wegen der Sandbänke nicht tiefer als dreizehn Faden Wasser gehn. Man läßt also nördlich treiben, bis man die Fassade der Stadt nach dieser Seite zu, oder den Thurm der großen Moschee in Ost-Südost des Kompasses entdeckt. Dann kann man ganz sicher nach dem Ankerplatz, wo man Anker werfen will, segeln, zwischen sechs und sieben Faden Sandgrund. Die nördliche Schanze liegt von Nordost gen Ost bis Nordost gen Nord, ungefähr einen halben Zwölfpfünder Schuß weit. Es giebt einen andern Weg neben dem südlichen Kastell, der von den kleinen Schiffen besucht wird; aber ich rathe ihn nicht an, wenn man ihn nicht vollkommen kennt; südlich muß man den großen Anker auswerfen wegen der Küsten-Winde, die hier erstaunlich heftig sind. Das Meer allein ist schön bei diesen Windstößen, weil es durch die Sandbänke und Klippen, die den Schutzort

der Rhede bilden, gehalten wird; obgleich aber die Sonne brennend ist, so trägt der Himmel alle Zeichen eines Orkans.

Wenn die bestimmte Zeit des Passatwindes eintrit, welches in den letzten Tagen des Novembers bis zum Juni geschieht, so weht der Wind von Süden bis Süd-Südost, und nimmt auf dem Wege alle Ausdünstungen von Abyssinien ja selbst den Sand dieses Landes mit sich fort. Die Luft scheint daher ganz brennend, der Himmel ist roth, kaum kann man eine Stunde weit sehen, und der brennende Sand, der herumfliegt, verdörrt alle Pflanzen. Es ist zu Mokha gebräuchlich, viel Basilikum zu pflanzen, womit man die Zimmer und Fenster ausziert. Dieses muß man, sobald als die Windstöße anfangen, wegnehmen, wenn es nicht verdorren soll. Nicht allein der brennende Sand verzehrt sie, sondern der Wind selbst, der manchmal von einer unerträglichen Hitze ist. Alle Kommunikation mit der Rhede ist alsdann unterbrochen.

Der Südwind dauert gewöhnlich ein Vierteljahr, und manchmal zwei; aber ziemlich gemein folgt gegen den Neu- und Vollmond drei Tage lang Nordwind darauf, welcher die Luft erfrischt und die Atmosphäre wieder reinigt.

Die Rhede von Mokha ist zirkelförmig; sie bildet einen Ausschnitt, dessen Chorde der Ankerplatz ist; die beiden äußersten Enden dieser Chorde werden durch zwei Kastelle vertheidigt, von denen ich reden werde.

werde. Die kleinen Fahrzeuge des Landes ankern sehr nahe am Lande in der Nähe eines ziemlich schönen Dammes, den man zur Erleichterung der Landung angelegt hat. Der Ein- und Austrit des rothen Meeres ist zwei Epochen unterworfen, welche die beiden Jahreszeiten bestimmen; diese Passatwinde hangen nicht mehr so wie in Indien von den Aequinokzien ab. Die letzten Tage des Novembers, oder die ersten Tage des Dezembers bringen den Südpassatwind herbei; und von diesem Augenblick an stürzen die Ströme mit einer außerordentlichen Gewalt in die Meerenge Babel-Mandel bis zu den ersten Tagen des Juni; alsdann wehen die Winde wieder von Nord bis Nord-Nordwest, und die Ströme nehmen ihren Lauf nach Süden zu *). Während des Südpassatwindes können die Schiffe, die nach Mokha segeln, die Rhede wegen der Stärke des Windes nicht erreichen, sie müssen in einer benachbarten Bucht den Anker werfen, wann der nördliche Küstenwind in den Zwischenräumen des Passat-

*) D'Apres de Manevillette sagt dasselbige, siehe den Neptune oriental. Dies Werk ist das Resultat der Beobachtungen von den vorzüglichsten Seeleuten, und man kann ihm Glauben beimessen, ohne Rücksicht auf das Zeugniß einiger neuern Reisenden zu nehmen. Während daß diese Winde auf diese Art im rothen Meere herrschen, sind sie in dem Golf, außerhalb der Meerenge, verschieden, d. h. im Ganzen genommen

windes verspürt wird. Während dieses Passatwindes ist man in dem rothen Meere eingesperrt, und keine Schiffe wären im Stande, der Gewalt des Windes und des Stromes Troß zu bieten.

Diese Jahrszeit benutzen die Pilgrimme, die von allen Theilen Indiens und Bengalens, herbeikommen. Man sieht ganze Schiffe voll anlanden; aber Handel, Eigennutz und Raubsucht sind oft mehr als Frömmigkeit der Gegenstand ihrer Reise. Nichts gleicht der Unordnung, welche sie in den Karavanserais, und sonst überall, verursachen. Auch beeifert man sich ihnen das zu liefern, was sie nöthig haben, und sie nach Dschidda zu befördern, von wo sie sich nach Mekka begeben.

Zur Zeit meines Aufenthaltes zu Mekka, ward ein unglücklicher englischer Kapitän ihr Opfer. Mehrere dieser Nichtswürdigen hatten auf dem Rückweg ihr Schiff verfehlt, weil entweder der Maurische Kapitän oder Sarange der sie gebracht hatte, sie nicht mehr einnehmen wollte, oder auch wol absichtlich, um die schändliche That, die sie ent-

wehen sie vom November bis in den Junius aus Osten, und die übrigen sechs Monate aus Westen. Also weht der Wind vom November bis zum Junius im Golf aus Osten und im rothen Meere aus Süd-Südost; die übrigen sechs Monate im Golf aus Westen, und im rothen Meere aus Nord-Nordwest.

entworfen hatten, ausführen zu können. Sie meldeten sich ungefähr zwanzig an der Zahl beim Kapitän Nun, um nach Bengalen zu reisen, der eine Art von Schiff, das man Grab nennt, kommandirte. Nach einer ziemlich einträglichen Reise kehrte er nach Kalkutta zurück, und nahm keinen Anstand, Leuten, von denen er nichts böses vermuthete, diesen Dienst zu leisten. Sie waren bald mit der Bezahlung übereingekommen; wegen der Lebensmittel hatte es keine Schwierigkeit, alle seine Matrosen waren Laskars, folglich Muselmanen, ihre Nahrung war daher dieselbe wie der Passagiere. Sie reisten ab, und passirten die Meerenge. Kaum hatten sie Sokkotora erreicht, als diese Räuber ihr Komplott ausführten; sie warfen sich unversehens über ihn, und über die fünf oder sechs europäischen Offiziere her, und ermordeten sie. Einige Laskars die sich ihnen widersetzen wollten, wurden niedergemacht, die übrigen stiegen in die Mastkörbe, und vertheidigten sich. Man kapitulirte, und versprach ihnen das Leben, wenn sie herunterstiegen, und die Führung des Schiffes, sei es wohin es wolle, wieder übernehmen wollten. Sie nahmen es an, und die Ruhe ward auf einige Tage wieder hergestellt; da sie auf gut Glück herumirrten, ohne zu wissen wohin sie steuerten, so landeten sie nirgend. Die Mörder argwöhnten Betrug, und fielen von neuem über sie her; da diese aber Muße gehabt hatten auf ihrer Hut zu sein, so setzten sie sich zur Wehre, und

misch-

mischten ihr Blut mit dem ihrer Mörder. Nach einem Kampfe endlich, wo von beiden Seiten 5 bis 6 Mann geblieben waren, machte man einen Waffenstillstand und die Laskars übernahmen abermals die Leitung des Schiffes. Den Tag nach diesen Vorgang erblickten sie die Maldiven; die Räuber boten den andern an ihnen die Boote zu überlassen, womit sie, so gut es ginge, das Land erreichen könnten. Diese nahmen das Anerbieten an. Die Laskars verließen also das Schiff, von dem man nie wieder etwas gehört hat.

Jene landeten auf der ersten besten Insel, wo man sie nach der Insel des Königs brachte. Dieser Fürst empfieng sie mit Menschlichkeit, und ließ sie frei bis nach der Küste Malabar reisen; sie landeten bei Mangalor, wo sie den klugen Einfall hatten, sich für Französische Laskars auszugeben. Tippo's Offiziere nahmen sie daher wohl auf und ließen sie nach Mahe bringen, von wo sie sich nach dem Orte ihres Aufenthaltes begaben. Diese schaudervolle Begebenheit ward in den öffentlichen Papieren verzeichnet; man stellte vergebens Nachforschungen an, um das Schiff mit den darauf befindlichen Bösewichtern aufzufinden, man hat aber nie erfahren können was aus ihnen geworden ist.

Außer einigen Maurischen und einem oder zwei Bengalischen Schiffen, die jährlich nach Dschidda kommen, wird die Schiffahrt auf dem rothen Meere auf Fahrzeugen getrieben, die man Daus nennt.

Dies

Dies sind ganz offne Kähne, die eine einzige große Welle so anfüllen würde, daß sie untersinken müßten; allein die Einwohner nehmen sich wohl in Acht, sich einer solchen Gefahr auszusetzen, denn sie entfernen sich nie von den Küsten, und halten sich sogar oft zwischen dem Land und der Felsenbank, die in einiger Entfernung liegt, und durch welche hindurch es Wege giebt, die sie kennen. Uebrigens sind diese Kähne sehr schön gebaut, und der Vervollkommnung fähig. Sie haben nur ein einziges viereckiges Segel, und obgleich ihr Mast falsch gestellt, und ohne Verhältniß, auch das Segel oft nur von Stroh geflochten ist, so gehen sie doch vortrefflich, und segeln äußerst schnell.

Der Hafen von Mokha wird durch zwei große und sehr schwere Boote bedient, welche an beiden Enden spitzig sind; ich habe die Bauart davon nicht genau untersuchen können; das Ganze ihrer Zusammenfügung hat mir ziemlich Europäisch geschienen; aber ihre Form kam mir so sonderbar vor, daß ich nicht weiß, was ich daraus machen soll. Sie schiffen mit einem Mast und einem schweren Strohsegel, welches aus zwei Fuß breiten und fünf bis sechs Fuß langen Matten zusammengenäht ist. Mit Hülfe dieses Segels, das sie nur mit Noth hissen und handhaben können, verrichten sie den Rhededienst sehr schnell, doch können sie wegen der Schwerfälligkeit ihres Segels bei starkem Winde nicht nach Mokha zurückkehren, und müssen sich in

die

die benachbarte Bucht in Sicherheit begeben, von wo sie alsdann den folgenden Morgen wieder kommen.

Mokha liegt an der äußersten Grenze der Staaten des Imams von Senaan in Yemen, in einer kleinen Bai, die gegen Süden durch eine Sandinsel, und gegen Norden durch eine hervorragende Felsenspitze gebildet wird. Auf jeder von den beiden Landspitzen welche die Bai einschließen, haben die Araber ein Kastell gebaut; dies sind zirkelförmige höchst elend angelegte Reduten, deren Fundamente aus großen Granitfelsen bestehen. Auch die Schießscharten, die ziemlich breit, aber kaum zwei Fuß hoch sind, bestehen aus solchen großen Granitfelsen oder aus großen Korallen. Ueber das Ganze ist ein Gebäude von Ziegelsteinen aufgeführt, daß inwendig durchaus hohl ist; es sieht aus, wie eine leere Pastete über die Artillerie gestürzt wäre. Die Mauer ist nicht dicker als ein Ziegelstein, und es ist kein einziger Balken angebracht, durch den sie etwas fester und dauerhafter würde; daher wirft oft der Wind, der Regen und sogar die bloße Erschütterung der Kanonen diese elenden Gebäude über den Haufen und stürzt sie über den Kopf der Artilleristen zusammen.

Diese Batterien, die ein einziger Kanonenschuß in Staub verwandeln kann, sind mit einem Flaggenmast geziert, auf welchen jeden Freitag die Standarte Mahomets aufgepflanzt wird; dies ist eine rothe Flagge mit einem weißen zweischneidi-

gem

gem Schwert in der Mitte. Dies Schwert ist aber erbärmlich schlecht gemacht; der Griff an demselben ist zu kurz, und die beiden Klingen so ganz ohne Verhältniß, daß man es eher für einen Pantalon, als ein Schwert hält.

Die Stadt ist zirkelförmig gebaut, und hat sechs Thore, von denen eins das heilige Thor heißt; kein Fremder darf durch dasselbe gehn, und wenn es einer wagen wollte, diesem Verbot zu trotzen, so würde er sich den Gewaltthätigkeiten der Beduinen aussetzen, die immer vor demselben kampiren, und die diese Verwegenheit leicht mit einem Dolchstoß bestrafen könnten.

Die Stadt hat weder Gräben, noch sonstige äußere Vertheidigungsanstalten. Die Fundamente und der unterste Theil der Mauer sind bis zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß von grossen Steinen erbaut, zwischen welchen man dicke Korallen findet, woraus man schliessen kann, das es an Materialien gefehlt hat, als die Stadt erbaut wurde, und daß man daher alles genommen hat, was sich nur einigermassen zum bauen schickte. Auf dieser Unterlage steht nun die vier Fuß dicke, von Ziegelsteinen erbaute Mauer, die ohngefähr 15 bis 18 Fuß hoch ist. Oben auf derselben ist noch eine Brustwehr von der Dicke eines Ziegelsteins angebracht, worin sich Löcher befinden, durch die mit Flinten geschossen wird, und die gerade so weit sind, daß ein Flintenlauf hinein paßt. Diese Mauer ist aber so elend

und

und fehlerhaft erbaut, daß bei jedem starken Regen große Stücke davon herabgeschwemmt werden. Rings um dieselbe sind alle zweihundert Ruthen weit Thürme angebracht, die den oben beschriebenen Kastellen in allem ähnlich, und auch eben so fehlerhaft und elend sind. Bei dem Anblick solcher Fortifikationen begreift man leicht, was man in Europa für unmöglich hält, daß eine Festung mit Kavallerie gestürmt werden kann.

Drei oder vier Kanonenschüsse sind nemlich hinreichend, um eine ungeheure Bresche zu machen; alle fernere Schüsse dienen bloß dazu, die Bresche auszuräumen, und für die Kavalerie zugänglich zu machen. Hierauf jagt diese in gestrecktem Galopp auf die Bresche zu und in wenigen Augenblicken ist die Stadt erobert; dies ist die einzige Methode, welche die Araber kennen, sich eines Platzes zu bemächtigen. Auch in der Artillerie sind sie, so wie überhaupt im militärischen Geiste, noch sehr weit zurük; sie haben bloß eiserne Kanonen, die auf schweren Schiffslavetten liegen, und die sie nur mit der größten Mühe von einem Orte zum andern fortbringen. Man hat verschiedenemal sehr lebhaft in mich gedrungen, in die Dienste des Imams zu treten, und die Direktion von diesem Theil des Kriegswesens zu übernehmen; ich würde auch wahrscheinlich diesen Antrag für eine bestimmte Zeit angenommen haben, wenn man nicht die ärgerliche Bedingung des Turbans dabei gemacht hätte, von der

man

man schlechterdings nicht abstehn wollte, und, die ich nicht ohne innern Abscheu anhören konnte.

Die meisten Materialien, die zur Erbauung von Mokha gebraucht werden, kommen aus Aden, einer ehemals blühenden Stadt, die jenseits der Meerenge in der schönsten Bai von der Welt liegt. Ihre Lage ist so außerordentlich schön, daß Alexander, wie man sagt, sie zum Mittelpunkt des Handels machen wollte, den er sich vorgenommen hatte, mit Indien zu errichten. Der Imam von Senaan wollte die Schiffe in seine Staaten ziehen, und warf die Augen auf die kleine Bai von Mokha, und überhäufte diesen Ort mit so viel Privilegien und Vorrechten, daß, ungeachtet des prächtigsten Hafens, und ohne Rücksicht auf die Unmöglichkeit, bei den entgegengesetzten Passatwinden die Meerenge zu passiren; ungeachtet aller Nachtheile auf der einen, und aller Vortheile auf der andern Seite, Aden doch verlassen ward, und der ganze Handel sich nach der neuen Stadt hinzog. Jene ward bald öde, und bald sah man dort nichts mehr als Ruinen. Auch hiervon zog Mokha Nutzen, und noch jetzt bringt man täglich Steine und andere Materialien, die man aus Aden holt, wo man jetzt kaum noch Spuren findet, welche die alte Größe des Orts anzeigen könnten. Von weitem unterscheidet man noch einige Thürme und eine Mauer auf dem Berge, an dessen Fuße die Einfahrt in die Bai ist, aber von der Stadt ist gar nichts mehr übrig. Sie lie-

fert einen höchst merkwürdigen Beweis von der Unbeständigkeit des menschlichen Glücks, das in ein elendes Loch, mitten in einer dürren sandigen Ebene, in der kein anderes als salziges Wasser zu finden ist, einen Wohlstand verpflanzt hat, den eine so bewundernswürdig gelegene Stadt wie Aden (die mit allen zur Schiffahrt günstigen Vortheilen einen fruchtbaren Boden verband, rings umher von Bergen umgeben, deren reizende Thäler den Reiz und die Gesundheit dieses Aufenthaltes vermehrten), nicht im Stande gewesen ist, zu erhalten. Eine der Ursachen, die das meiste zur Verlegung des Handels nach Mokha beigetragen haben, ist, daß der Marktplatz des Kaffees auf dem Gebiet des Imams von Senaan lag, welcher haben wollte, daß er in seinen Staaten sollte eingeschifft werden. Um dies zu bewirken, legte er eine so ungeheure Taxe auf den Kaffee, der zu Land nach Aden verführt wurde, daß man ihn, um diese Abgabe zu gewinnen, in Mokha einschiffte.

Nach dem heiligen Thore folgt, nach Norden zu, das Thor Babelmamudi genannt. Durch dieses darf der Französische Konsul seinen Einzug zu Pferde halten, wenn er es verlangt, und ohne daß er gezwungen ist, vor dem Hause des Gouverneurs abzusteigen; ein Vorzug, der in diesem Lande bedeutend ist. Außerhalb dieses Thores werden die Christen, die hier sterben, begraben. Man sieht hier zwei Grabmäler mit

einer

einer Inschrift, die den Reisenden anzeigt, daß sie zum Andenken zweier nach Mokha handelnder Schiffskapitäne, errichtet sind. Auf dem übrigen Platz stehen nur Ruinen von einigen Haufen von Backsteinen, die auf dem Felde herumgestreut sind. Von der Lage dieses Kirchhofes kann man sich das Geschrei der Kinder in den Straßen erklären, die, indem sie hinter den Fremden herlaufen, Frengui Babelmamudi! rufen, welches heißt: Christen, fort mit euch auf den Kirchhof! Dieser Haß gegen die Christen ist eingewurzelt, und es würde äußerst schwer halten, ihn auszurotten.

Als ich ans Land stieg, ward ich auf die gewöhnliche Art empfangen. Eine Deputation der vornehmsten Zollbeamten, begleitet von den Französischen Mäklern, kam mir entgegen, und führte mich unter das Thor Bahar, oder Seethor. Hier fand ich den Emir-Bahar auf einem Divan sitzend, auf dem er mich neben sich Platz nehmen ließ. So wie er mich erblickte, stand er auf, und legte die rechte Hand aufs Herz, welches der gewöhnliche Gruß ist. Nun wurden die köstlichsten Wohlgerüche verbreitet: erst Weihrauch, Benzoa und Rosenöl, und zuletzt von Adlerholz. Dies ist ein sehr kostbares und seltnes Holz, das, wenn es verbrannt wird, einen äußerst lieblichen Geruch von sich giebt. Die Araber und Perser lieben es leidenschaftlich, und wiegen es mit Golde auf, d. h. ein Stückchen davon wird in eine Wageschale gelegt, und kostet dann so viel

Gold, als in die andre Schale bis zu völlig gleichem Gewicht gelegt werden kann. Um es zu gebrauchen, werden ganz kleine Stückchen davon herabgeschnitten, ja oft sogar nur herabgeschabt, und man pflegt seine Kleider über den Rauch zu halten, damit ja nichts davon verloren geht. Nach dieser Zeremonie ließ der Emir Kaffee präsentiren, den ich aber schlechterdings nicht im Stande war, zu trinken.

Die meisten Araber nehmen nicht wie wir die Kaffeebohnen, die geröstet, gemahlen, und mit siedendem Wasser übergossen werden, sondern sie brauchen nur das Fleisch der Kaffeekirsche, das die Bohne umgiebt, und welches wir wegwerfen. Dieses lassen sie trocknen, und gießen dann eine geringe Quantität davon leicht auf, wie es bei uns mit dem Thee geschieht *). Dies ist ein fades und unschmackhaftes Getränke; es soll jedoch erfrischend sein, und einen weit feinern Geschmack haben als der Kaffe, den wir zubereiten; ich muß aber gestehen, daß meine gröbere Zunge diesen Vorzug nicht daran finden konnte, und daß es mir nur wie warmes Wasser schmeckte. Ich konnte den Widerwillen, den es mir einflößte, nicht überwinden, und dies war freilich nicht der Weg, um mich bei dem Emir, einem ernsthaften, sehr höflichen Mann, der mich

*) Niebuhr sagt eben dies, Seite 49, Kopenhagner Ausgabe.

mich mit viel Artigkeit empfangen hatte, in Gunst zu setzen. Ich ließ mich durch meinen Banianen bei ihm entschuldigen, und dieser machte es ihm begreiflich.

Sobald dies vorüber war, räucherte man von neuem, d. h. ich wurde entlassen, und meine Mäkler führten mich zum Gouverneur, von einer ungeheuren Menge Volks begleitet, das schrie, tanzte, und einen so unsinnigen Lärm machte, daß mir der Kopf schwindelte. Um mich ehrenvoll zu empfangen, schickte mir der Gouverneur, wie es gebräuchlich ist, zwei mit prächtigen Decken behängte Pferde entgegen, die man vor mir her tummelte; den Staub, den diese sowohl als die Menge Menschen, die mich umgaben, verursachten, die brennende Sonne, und der Lärm der barbarischen Instrumente, womit man mich beehrte, dies alles zusammen genommen, machte mir den Weg, obgleich er nur kurz war, und man nur die Zollhäuser zu passiren hatte, fast unerträglich, welches noch dadurch vermehrt ward, daß wir in ganz langsamem Schritt einhergehn mußten. Als wir bei dem Gouverneur angekommen waren, mußten wir sehr enge kleine Treppen hinaufsteigen, und oben foderte man mir meinen Degen ab; ich schlug dies ab, und wollte ohne weiteres Gerede umkehren; meine Mäkler hielten mich aber noch zurück, und man meldete dem Gouverneur, daß ich mich zu gehorchen weigerte. Dieser befahl hierauf, man sollte mich ma-

chen lassen, wie ich es für gut befände. Ich trat in den Audienzsal herein, wo man mir einen großen, uralten, hölzernen Lehnstuhl hinstellte, der ganz von Würmern zerfressen war, und ganz so aussah, wie man sie bei uns auf alten Gemälden aus den Ritterzeiten sieht. Ich saß dem Gouverneur gerade gegen über, und zwei Soldaten, mit Säbeln und großen Schilden bewaffnet, standen zu meinen beiden Seiten. Der alte Gouverneur grüßte mich nach Art der Araber, indem er die Hand aufs Herz legte, und mir mit dem Finger, den er nach dem Lehnsessel ausstreckte, ein Zeichen gab, mich zu setzen. Da ich aber diesen Gruß noch nicht kannte, so konnte ich nicht wissen, was er eigentlich damit sagen wollte; ich verstand dies Zeichen falsch, und glaubte, daß er mir die Hand reichen wollte; ich ergriff sie daher und schüttelte sie zu seinem großen Erstaunen recht treuherzig. Ich bemerkte wohl, daß die Soldaten eine Bewegung machten, wahrscheinlich um mich zurecht zu weisen; allein sie wurden entweder durch einen Blick von ihrem Herrn oder von einem andern zurückgehalten, und rührten mich nicht an. Ich nahm Platz, und nachdem die ersten Komplimente vorüber waren, ließ er mich fragen, warum ich mich geweigert hätte, meinen Degen abzugeben. Ich ließ ihm zur Antwort geben, daß ich Soldat sei, und daß diese schlechterdings ihre Degen nicht anders als nach einem unglücklichen Gefechte weggeben dürften, und daß das bei uns für eben so

ent=

entehrend gehalten würde, als es ihm scheinen würde, wenn jemand so unverschämt wäre, ihm seinen Turban abzufodern. Ueber diesen Vergleich fieng er laut zu lachen an, und gab ein Zeichen, worauf sich die Soldaten entfernten; er ließ mich von neuem räuchern, und präsentirte Kaffee. Da mein Banian ihm aber sagte, daß ich den Kaffee bei dem Emir schlecht gefunden hätte, so schickte er in die Weiberwohnung und ließ mir einen Plau holen, wovon ich ein wenig kosten mußte, um ihn nicht zu beleidigen, und mir war es sehr lieb, es gethan zu haben, denn ich fand ihn vortrefflich. Dies freute ihn ausserordentlich; und wenn ich ihm gefolgt hätte, so hätte ich bis zum Uebermaß essen müssen. Ich dankte ihm für eine so gütige Aufnahme, und bat ihn um seinen Schutz und Nachsicht, wenn ich etwa, da ich als Fremder die Sitten nicht kennte, dagegen verstoßen sollte, ich würde jedoch, fügte ich hinzu, ihm gewiß nie vorsetzlich Ursache geben, über mich Klage zu führen. Er antwortete mir sehr höflich, daß ich auf ihn rechnen könnte, und daß er mir mit Vergnügen Beweise seiner Freundschaft geben würde. Zugleich lud er mich ein, besonders Freitags, in seinem Garten spazieren zu gehn, weil ich alsdann desto ungestörter dort sein könnte, da er an diesem Tage in die Moschee gienge, und dann zu Gaste speiste; übrigens möchte ich es immer vorher sagen lassen, wenn ich käme, und er bäte mich nicht hineinzugehn, wenn man mir sagen

würde, daß sich eine von seinen Weibern darin befände. Dies ausgenommen, setzte er hinzu, könnte ich mich baden, und mich bedienen lassen; und es würde ihm Vergnügen machen, wenn ich oft davon Gebrauch machen wollte. Dieser liebenswürdige Mann blieb nicht lange Gouverneur, wie ich weiter unten erzählen werde; ich setzte aber meine Freundschaft mit ihm fort, auch nachdem er in den Privatstand zurückgetreten war. Er war ein Sajid, d. h. vom Stamme Mahomeds, er trug daher immer den grünen Turban, und stand immerfort in großem Ansehn.

Die Wohnung des Gouverneurs ist ein großes viereckiges Gebäude mit kleinen Fenstern; es stößt auf einen Platz, der zu den Uebungen der Kavallerie bestimmt ist. Sein Harem ist im ersten Stockwerk; er selbst bewohnt wegen der Kühle das zweite; die innere Eintheilung des Hauses ist wie in allen übrigen Häusern. Ganz nahe dabei, in einer Ecke des Platzes, ist ein großes Karawanserai, das nur zur Zeit der Wallfahrten nach Mekka voll wird. Dies ist ein großes viereckiges Gebäude, welches in der Mitte einen Hof mit einem Springbrunnen enthält, um die Abwaschungen zu erfüllen, die das Gesetz Mahomets vorschreibt. Das Innere ist nichts als eine Art von Schuppen, der um den Hof herumgeht, weder Thüren noch Fenster hat, aber auf Seulen ruht. Es regnet selten in Mokha, und überdies reicht auch der Schuppen so tief auf die

Erde

Erde herab, daß der Regen unmöglich die darin Wohnenden treffen kann. Dies ganze ungeheure Gebäude hat nur eine einzige Oeffnung, nemlich die Thür. Der Platz diesem Gebäude gegenüber ist geräumig genug, um die Kameele und Esel der Reisenden aufzunehmen, die im Karawanserai wohnen, und nur eine unbedeutende Summe bezahlen, die bloß den Leuten, die das Gebäude rein halten müssen, zu gute kömmt. Ich ward mit dem nemlichen Pomp bis zur Französischen Loge zurückbegleitet, wo mich Herr von Moncrif, Agent der Französischen Marine, von meinem lästigen Gefolge dadurch befreite, daß er einige Piaster kleiner Münze zum Fenster hinauswarf.

Ich muß noch hinzufügen, daß diese Aufnahme keinesweges etwas für mich ausgezeichnetes hatte, sondern herkömmlich ist, und wenn ich das äußerst höfliche Betragen des Gouverneurs ausnehme, welches gar nicht gewöhnlich ist, so werden alle andere Kapitäne auf die nemliche Art empfangen.

Aber nicht nur bei der Ankunft, sondern auch bei der Abreise hat eine solche Feierlichkeit statt. Man läßt nemlich einige Tage vorher dem Gouverneur melden, daß man Abschied nehmen will. Gewöhnlich bestimmt er die Zeit dazu kurz vor dem dritten Tagesgebet. Man ist nicht sobald bei ihm angelangt, als zwei Männer ein rothes Arabisches Gewand darreichen, das man über seine Kleider anziehn muß, und das man als ein Zeichen der

Freundschaft und als ein Unterpfand der Gastfreundschaft der Araber mit sich nimmt. Bei meiner Abreise erhielt ich eines von sehr schönem Kasimir, woraus ich einen Schlafrock gemacht habe.

Es giebt zu Mokha zwei Europäische Logen, eine für die Franzosen und eine für die Engländer; beide Nazionen haben das Recht, ihre Flagge auf dem Hause aufzustecken. Die Französische Loge ist ein elendes Haus, wo bloß die Magazine schön sind, aber das Englische Haus ist prächtig, und kann leicht alle Offiziere von fünf bis sechs großen Schiffen beherbergen. Die Französische hingegen kann nur vom Konsul bewohnt werden. Jeder Kapitän muß daher eine Wohnung in der Stadt suchen, und dies könnte, im Fall, daß ein Streit mit den Einwohnern ausbräche, die in jedem Augenblick bereit sind, über die Christen herzufallen, die allerunangenehmsten Folgen haben; es würde den Einwohnern sehr leicht werden, alle Kommunikazion zwischen den Franzosen abzuschneiden, und wenn sie alsdann jeden derselben einzeln angriffen, so wäre durchaus an keinen nachdrücklichen Widerstand zu denken. Die Engländer hingegen könnten in ihrem Hause zur Noth eine förmliche Belagerung aushalten, und wenn sie alle beisammen wären, so könnten sie sich, nach einem langen kräftigen Widerstande, mit den Waffen in der Hand, einen Weg bis ans Meer bahnen, und sich daselbst einschiffen. Das ganze Militär und alle Einwohner zusammen genom-

genommen, wären nicht im Stande, sie daran zu hindern, denn wir werden weiter unten sehn, wie schlecht sie sämmtlich bewaffnet sind: zwanzig Mann würden hinreichen, um ein ganzes Bataillon von diesen Truppen übern Haufen zu werfen, wenn sie mit gefälltem Bajonett darauf losgiengen.

Dicht neben dem Karawanserai ist das Zollhaus, das eine der vorzüglichsten Quellen der Einkünfte des Fürsten ausmacht. Der Gouverneur ist im Grunde der oberste Zolleinnehmer; er bringt die Hälfte seines Tages in einem kleinen Zimmer im Zollhause, dicht neben der Wage, zu. Von hier aus giebt er auf alles, was gewogen wird, genau Achtung, schreibt alles selbst auf, treibt den Zoll ohne Nachlaß ein, trägt ihn in seine Bücher, und führt ordentlich Rechnung darüber. Die geringste Nachlässigkeit, die er sich zu Schulden kommen läßt, wird für einen Unterschleif gehalten, und kann ihm theuer zu stehn kommen. Derjenige, von dem ich so freundschaftlich aufgenommen worden war, verlor seine Stelle, und mußte noch überdies eine unmäßige Summe an den Imam bezahlen, weil er vergessen hatte, etwas in seine Rechnung einzutragen. Einen andern Sajid, den ich im Gefängnisse besuchte, und der den Franzosen außerordentlich zugethan war, fand ich an Händen und Füßen gefesselt, weil er den Zoll für ein Paket Tabak, das ungefähr sechs Pfund wiegen konnte, untergeschla-

gen

gen hatte. Nur durch Geld rettete er, nachdem er Ein Jahr gesessen hatte, seinen Kopf.

Alle Beamten der Regierung sind vom Morgen bis auf den Abend mit Angelegenheiten, die auf diese Abgabe Bezug haben, beschäftigt; alle Waaren sind diesem Zoll unterworfen, und da er die stärkste und reinste Einnahme des Regenten ausmacht, so ist kein Mensch davon befreit. Das Zollhaus selbst ist ein ungeheuer großes, viereckiges Gebäude, mit einem rings um dasselbe herumlaufenden Schuppen, worin die Waaren so lange niedergelegt werden, bis der Zoll davon bezahlt ist.

Man zählt drei Moscheen in Mokha, zwei kleinere und eine große und schöne, deren Thürme sehr hoch sind. Die Araber gebrauchen keine Glocken; sondern Männer, welche auf einer kleinen, den Thurm umgebenden Gallerie stehn, rufen, indem sie aus allen Kräften schreien, die Gläubigen zum Gebet; man hört, besonders des Abends, sehr vernehmlich ihr furchtbares, wirklich schreckhaftes Rufen. Nichts hat mir so traurig und melancholisch geschienen als diese Art, die Menschen zu religiösen Feierlichkeiten aufzufodern.

Ob es gleich den Muselmanen erlaubt ist, ihr Gebet zu Hause zu verrichten, so gehn sie doch täglich in die Moschee; der Freitag aber ist ein Feiertag; er ist für sie das, was uns der Sonntag ist. Der Gouverneur begiebt sich des Morgens im großen Staat in die Moschee an der Spitze der Kavalerie

rie und Infanterie. Nachdem er die gewöhnlichen Gebräuche beim Gottesdienst verrichtet hat, wird er von der ganzen Garnison nach seinem Hause begleitet; die Infanterie stellt sich auf die eine Seite des vor seinem Hause befindlichen freien Platzes, und die Kavalerie macht einige Uebungen. Der Gouverneur reitet an ihrer Spitze zuerst einigemal im Galopp hin und her, und das nennen die Araber manövriren; hierauf stellt sich das ganze Korps in zwei Linien, die mit großen Lanzen gegen einander anrennen. Ihre Pferde haben ein erstaunlich starkes Hintertheil, und sind daher im Stande, im schärfsten Laufe sogleich stehen zu bleiben. Um sie zu dieser Uebung abzurichten, werden ihnen die vier Füße im Stall zusammengebunden, und zwar so, daß jeder Vorderfuß mit dem Hinterfuße der nemlichen Seite auf die Entfernung von ungefähr einen Schuh zusammen kommt. Durch diese Stellung gewöhnen sich die Pferde sich zusammenzunehmen, und werden dadurch außerordentlich angenehm zu reiten; sie sind überdies von so ausnehmender Stärke, daß sie darum nicht weniger schnell laufen. Es giebt mehrere Arten von Arabischen Pferden; die **Maskatten** kommen von einer Vermischung mit der Persischen Rasse, und sind schlank, sehr fein von Gliedern und äußerst leicht. Die Pferde aus Yemen aber sind im Lande einheimisch, sehr groß und außerordentlich stark; sie haben einen fast viereckigen Kopf

und

und Kreuz, und einen sehr dicken Hals. Ihre Stärke ersetzt ihnen aber im Laufen was ihnen an Leichtigkeit abgeht.

Wenn jenes Manöver vorüber ist, so bricht der Gouverneur eine Lanze mit einem der vornehmsten Offiziere, und dann folgen sie alle einzeln seinem Beispiel. Sie fodern einander heraus, und verfolgen einander; diese Uebung erfodert viel Geschicklichkeit und Gewandtheit. Der herausfodernde Reuter setzt sich in den stärksten Galopp und jagt bis an das Ziel, d. h. bis an das Ende des Platzes; der herausgefoderte folgt ihm, und versetzt ihm einen Schlag mit der Gerte; die Geschicklichkeit des Fliehenden besteht darin, daß er den Schlag mit einer ähnlichen Gerte, die er in der Hand führt, abwendet. Da jeder Reuter einen oder zwei Knappen zur Seite hat, so giebt er ihnen seine Lanze, und bekömmt von ihnen dagegen einen ungefähr fünf Fuß langen Stock, der die Stelle von einer Art von Wurfspießen vertritt, die sie gegen den Feind werfen. Wenn der Fliehende dem Wurf ausweicht, und der Stock seines Gegners, ohne ihn zu berühren, zur Erde fällt, so hat er den Sieg davon getragen; allein die höchste Geschicklichkeit in dieser Fechtübung besteht darin, daß sein Gegner ihm entweder mit der Lanze den Turban vom Kopfe stößt, oder ihm den Stock so senkrecht auf den Rücken wirft, daß er zurückspringt, und er im Stande ist,

ihn

ihn wieder aufzufangen. Dies ist aber um so schwerer, weil die Rennbahn nur sehr kurz ist, und, da die Pferde in vollem Galopp davon jagen, das ganze Gefecht kaum eine Minute dauert; es wird daher eine außerordentliche Geschwindigkeit und Raschheit dazu erfodert.

Die Araber bedienen sich eines Zaumes und Gebisses, die ungefähr den unsrigen gleich kommen. Sie haben eine äußerst harte Hand, und daher sind die untern Kinnladen ihrer Pferde gewöhnlich zerbrochen. Sie reiten auf Sätteln, aber der Sattelbaum ist weit höher als an den unsrigen; auch legen sie so viele Kissen und Decken zwischen den Sattel und das Pferd, daß der Reuter wenigstens einen halben Schuh höher sitzt, als er eigentlich sollte, und daß er mit den Fersen kaum die Seiten des Thiers berühren und in dieser Lage nur unvollkommen die Hülfen anwenden kann. Das Knie ist ihnen zum Festsitzen unnütz. Die Sättel haben vorn und hinten große Pauschen und Erhöhungen, so daß der Reuter wie in einem Kahn sitzt, und durch nichts herausgeworfen werden kann. Sie haben Decken oder Schabracken, wie die unsrigen, worunter man viele äußerst prächtige, und reich mit Gold auf rothem, grünem, oder blauem Grund gestickte sieht. Sie führen auch Steigbügel, tragen aber keine Sporen; ihre Steigbügel sind von den unsrigen sehr verschieden, denn es sind große Schuhe von Kupfer, in die sie ihre Füße hinein stecken. Da

aber

aber diese Schuhe größer sind als die Füße, so ragen sie über die Ferse hervor, und dieser hervorragende Theil des Schuhes oder des Steigbügels dient ihnen zum Anspornen des Pferdes. Einen Stoß mit der Fläche desselben fühlt das Thier nur sehr wenig; allein einen Stoß mit dem Winkel des Schuhes bringt es sogleich zum Gehorsam, und muß ihm außerordentlich schmerzhaft sein, weil sie gewöhnlich verstählt, und so scharf sind, daß sie ihm den Bauch aufschneiden können. Die Pferde werden nicht, wie bei uns, beschlagen; das Horn an den Hufen wird so hart, daß es sich nie abnutzt; es ist ein seltner Fall, daß man genöthigt ist, den Huf auszuwirken.

Die Equipage eines Kavaleristen besteht in seinem Pferd, zwei Knappen, einer Lanze von zwanzig Fuß Länge, die sehr dünn und elastisch ist und nicht geworfen wird; in zwei Wurfspießen, die ungefähr fünf oder sechs Fuß lang sind, und geworfen werden; in einem Paar Pistolen, einem Säbel, und einem Schilde. Die zwei letzten Stücke trägt der Reuter nicht selbst, sondern sie werden an den Sattel befestigt. Ihre Lieblingswaffe ist der Wurfspieß. Alles dies schafft ihnen der Imam an, denn in dem ganzen Königreiche darf niemand Pferde eigenthümlich besitzen. Der König allein kann über diese nach Gefallen schalten; er giebt sie nur denen, die er einer solchen Gunst werth hält, und nimmt sie ihnen auch wieder, wie es ihm beliebt. Alle

Araber

Araber von vornehmer Geburt dienen in der Kavalerie, und erhalten Pferde, die sie auf ihre Kosten unterhalten und sie reiten, wenn es ihnen gefällt. Auch die Zollbeamten sind bei diesem Korps angestellt, das dem Adel in Europa in Rücksicht auf Auszeichnung und Ansehn ungefehr gleich kömmt. Die Kavaleristen stehn in großem Ansehn; sie haben keine Uniform, und jeder kleidet sich nach seinem Gefallen; dies giebt ihnen aber eine so auffallende Ungleichheit, die einem jeden, der an die Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Europäischen Truppen gewöhnt ist, höchst lächerlich vorkommen muß. Sie reiten mit ihren weiten Röcken und großen Pantalons, so daß sie wie Richter aussehn. Es hat nichts in der Welt ein weniger militärisches Ansehn, und bei ihrem Anblick kann man sich nicht vorstellen, daß eine solche ganze Eskadron, ungeachtet ihrer vortrefflichen Pferde, gegen zehn Küraſſiere Stand halten könnte. Eben so ist es auch in Rücksicht auf einzelne Gefechte keinem Zweifel unterworfen, daß keiner von diesen Kavaleristen, aus Mangel an Gewandtheit und Talent, es mit keinem von unsern Husaren aufnehmen könnten. Ich will damit nicht sagen, daß manche von ihnen nicht viele Geschicklichkeit besitzen, ein Pferd zu führen; diese Thiere sind aber meistens sehr gelenksam. Ein junger Sajid, mein Nachbar, und ein Bruder von dem, den ich im Gefängniß an Ketten fand, gab mir eines Tages eine Probe von dem,

was er in der Reitkunst zu leisten im Stande war. Er steckte nemlich seine große Lanze in die Erde, und jagte, ohne daß er die Hand von derselben wegzog, in kurzem Galopp im Kreise um dieselbe herum, und zwar auf beiden Schultern des Pferdes, so daß er beim Wechseln unter seinem rechten Arm hindurch ritt, und die Lanze mit der andern Hand faßte, ohne auch nur einen Augenblick aus dem Galopp zu kommen, und ohne die Lanze fahren zu lassen.

Die Soldaten zur Infanterie werden aus dem Volk genommen; nichts ist so elend als diese Truppe, die nicht den geringsten Begriff von militärischen Manövers hat, in der größten Unterordnung marschirt, und sich mit vieler Mühe drei Mann hoch in Ordnung stellt. Die Kleidung dieser Soldaten besteht in einem Hemde von Leinwand und einem Ueberzug von grobem braunem Tuche. Ihr Anführer ist mit einer Axt bewaffnet, und die Soldaten mit Flinten, die mit Lunten losgeschossen werden, und von der ältesten Erfindung sind. Die Lunte wird in der rechten Hand getragen, wenn aber der Soldat feuern will, so muß er sie mit der linken Hand an die Zündpfanne bringen, so daß er durchaus nicht im Stande ist zu zielen, und sich gewöhnlich bei jedem Schuß die Hand oder den Bart verbrennt. Ihr Sold reicht kaum zu ihrem Unterhalt hin, und wird ihnen äußerst unordentlich bezahlt. Wenn ein reicher Mann dem Fürsten die geringste Ursache giebt, unzufrieden mit ihm zu sein, so weist

ihn

ihn dieser der Infanterie für eine gewisse Summe an, die ihr auf den rückständigen Sold angerechnet oder für die Zukunft abgezogen wird. Die Soldaten haben diese Art von Bezahlung sehr gern, denn sie verlieren nie etwas dabei; sie warten nicht einen Augenblick, verschaffen sich sogleich ihr Recht mit Gewalt, und lassen sich eher zu viel als zu wenig bezahlen.

Dieser Soldatenhaufen weiß nichts von Disziplin, und besteht aus der Volksklasse in den Städten, aus Bergbewohnern, und aus einigen Beduinen und Arabern aus der Wüste, die sich darunter anwerben lassen, wenn sie bei sich ihren Unterhalt nicht verdienen können. Ihre Farbe ist schwarz, und ihre Haare sind bald glatt und lang, bald kurz und kraus, je nachdem sie von Arabischem oder Abyssinischem Ursprunge sind; gemeiniglich sind sie lang. Die Vornehmern hingegen sind fast ganz weiß oder haben doch nur einen geringen Anstrich von Kupferfarbe; ich habe viele Sajiden gesehn, die weißer waren als die von Europäischen Eltern herstammenden Einwohner unsrer Kolonien. Alle Kinder, die sie mit ihren Abyssinischen Sklavinnen erzeugen, tragen unverkennbare Spuren ihres Afrikanischen Ursprungs an sich; diejenigen hingegen, die ihnen von Weibern ihrer eigenen Nazion geboren werden, bekommen einen hohen Grad von Schönheit, und haben alle Kennzeichen einer Asiatischen Herkunft. Ihre Harems sind mit Abyssini-

schen Mädchen angefüllt, die ihnen manchmal in ganzen Schiffsladungen zugeführt werden. Ich habe unter diesen äußerst reizende Mädchen gefunden; ihre Farbe ist zwar sehr schwarz, aber ihr Wuchs und die Form ihres Körpers ist im höchsten Grade anziehend und verführerisch, und ihre Bewegungen, haben einen Ausdruck von Grazie, der durch nichts übertroffen wird. Eine von diesen Sklavinnen fiel mir eines Tages, da sie eben aus ihrem Schiff stieg, so sehr auf, daß ich dem Kaufmann antrug, sie zu kaufen; dieser hob ein altes Stück blaues Tuch in die Höhe, daß ihr zum Schleier diente, und ich sah nun ein Mädchen, daß man, die Farbe abgerechnet, eine vollendete Schönheit nennen konnte. Ich fragte nach dem Preis, den er für sie verlangte; allein der Kaufmann hatte unterdessen gemerkt, daß es ein Christ sei, der sie kaufen wollte, und gab mir zur Antwort, er habe geglaubt, daß der Baniane für einen Muselman handelte, und weigerte sich, weiter mit mir sich einzulassen.

Außer Frauenzimmer schicken ihnen die Abyssinier noch Vieh zu: unter andern Afrikanische Hämmel mit flachen, dicken Schwänzen und langer Wolle, die denen, welche man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung findet, vollkommen ähnlich sind.

Es kommen sehr viele Beduinen nach Mokha, um mancherlei Bedürfnisse daselbst einzukaufen. Dies sind Araber von Nomadischen Stämmen, die

in

in den Gebirgen herumirren. Ihre Kleidung und ihr ganzes Ansehn nehmen nicht für sie ein; gewöhnlich sind sie zänkisch, grob, und im Stande, für ein einziges Wort einem den Dolch ins Herz zu stoßen, und sie sind um desto gefährlicher, weil sie sich nicht schämen, zu Hunderten über einen Einzigen herzufallen. Sie haben ihren Aufenthalt gewöhnlich vor dem heiligen Thore, wo ihre Kameele so verwirrt durcheinander stehn, daß man nicht durchkommen kann. Sie sind schwarz, groß und wohlgestaltet, und haben lange Haare, aber ihr Ansehn ist wild, und weil sie jederzeit zu Zank und Streit fertig sind, so gehen sie immer bis an die Zähne bewaffnet. Ich ließ einige von ihnen zu mir bringen, um Bekanntschaft mit ihnen zu machen, und traktirte sie mit allem möglichen, um ihre Freundschaft zu gewinnen; denn ich hatte den Plan, eine Reise nach Moza zu machen, einer kleinen Stadt, die vier Meilen von Mokha im Gebirge liegt. Da ich allein und ohne Gefolge dahin reiten wollte, auch überhaupt gern jeden Tag einige Stunden außerhalb der Stadt spazieren geritten wäre, so sah ich mich der Gefahr ausgesetzt, früher oder später einmal eine starke Anzahl von diesen Leuten auf meinem Wege anzutreffen. Beinah alle wollten von dem, was ich ihnen vorgesetzt hatte, nichts annehmen, und einige langten zwar zu, legten aber demungeachtet ihre Wildheit nicht ab. Nur ein einziger von ihnen wagte es, das Gesetz zu übertre-

ten und Brantwein zu trinken; er versicherte mich hernach, daß mir sein ganzer Stamm durchaus nichts zu leid thun würde, und er hat Wort gehalten. Ich bin in der Folge mitten unter ihnen umhergegangen, und habe mich aufgehalten, um ihre Kameele zu betrachten, und es hat nie einer weder Vergnügen noch Verdruß über mich geäußert.

Mokha ist schlecht gebaut; die Straßen sind zwar für jenes Land sehr gut angelegt, ein Europäer findet sie aber häßlich. Die Häuser sind hoch, und um den Straßen Schatten zu verschaffen, hat man sie sehr eng und schmal machen müssen. Diese Bauart scheint die Zirkulation der Luft zu verhindern; sie benimmt aber den Straßen nichts von ihrer Kühlung, auch besprengt man sie während der Hitze oft mit Wasser. Man findet in ganz Mokha keine einzige Straße, durch die ein Karren fahren könnte, und in manchen haben die beladenen Kameele kaum Platz, um durchzukommen.

Mitten in der Stadt ist der Bazar, wovon die eine Hälfte bedeckt ist und durch Oeffnungen erhellt wird, die hin und wieder im Dache angebracht sind. Es ist ein wahres Labyrinth, in dem ich mich wohl zwanzigmal verirrt habe. Er dient zum Marktplatz für trockne Waaren, als Leinwand, seidne Zeuge, Glaswaaren, Fayence u. dgl. Neben demselben ist die Straße, die nach dem heiligen Thore führt, in welcher der Markt für Getreide, trockne Früchte, Oel, Fett u. dgl. gehalten wird. Der Geruch, der hier

herrscht,

herrscht, ist abscheulich. Die Araber machen einen starken Gebrauch von Asa foetida, oder Teufelsdreck, und der Markt war immer damit angefüllt; der Gestank, den es verbreitete, verbunden mit dem widerlichen Geruch des Oels, war mir ganz unerträglich, und wenn meine Geschäfte mich schlechterdings nöthigten, über diesen Markplatz zu gehn, so lief ich so schnell ich konnte, um nur geschwind aus dieser stinkenden Atmosphäre herauszukommen; allein ich behielt den Geruch von dieser abscheulichen Asa foetida so lange in der Nase, bis ich zu Hause meine Kleider mit Weihrauch durchgeräuchert hatte. Noch jetzt, da ich dies schreibe, zwingt mich beinahe die Rückerinnerung an diesen Geruch, meine Zuflucht aufs neue zum Weihrauch zu nehmen.

Die Bevölkerung von Mokha ist beträchtlich; ich schätze sie auf 18000 Seelen, ohne das Lager der Juden mitzurechnen, das seitwärts an die Stadt stößt. Die Häuser sind alle von Backsteinen erbaut, und haben sehr kleine Oeffnungen, außer der großen Jalousie, die vor jedem Stockwerke befindlich ist. Dies ist ein förmlicher, von allen Seiten verschlossener Altan, in dem nur zwischen den Gattern hindurch kleine Zwischenräume gelassen werden. Von fern sehen diese Altane vollkommen den Spanischen Jalousien ähnlich, und wenn man zum erstenmal nach Mokha kömmt, glaubt man in einer Stadt in Spanien zu sein.

Die Häuser haben alle ein plattes Dach, und der obere Rand der Mauer ist gezackt; man baut auf dieselben eine kleine Hütte, die Pandal genannt wird, oben offen ist, und nur wegen des Thaues, der hier, wie in allen Ländern, wo es selten regnet, sehr häufig fällt, mit Matten bedeckt ist. In diesen Hütten bringt man die Abendzeit, und oft die Nacht zu. Ich selbst habe nie an einem andern Ort schlafen können, nicht nur wegen der übergroßen Hitze, sondern auch wegen der Katzen. Diese Stadt ist der Sitz dieser Thiere, die hier im höchsten Grade gefräßig und diebisch sind. Da man die Nacht hindurch die Fenster offen lassen muß, um die Luft in den Zimmern abzukühlen, so steht den Katzen der Weg offen, sich hineinzuschleichen, und überall herum zu stören; sie balgen sich, miauen, und machen einen solchen Lärm, daß man kein Auge zuthun kann, und anstatt davon zu laufen, wenn man sie verjagen will, setzen sie sich nicht selten zur Wehre. Ich tödtete selbst, oder ließ regelmäßig in vier und zwanzig Stunden ein halbes Dutzend davon todt schlagen; aber sie waren wie die Lernäische Hyder, je mehr ich ihrer vertilgte, je mehr kamen ihrer wieder zum Vorschein. Ich mußte ihnen endlich das Feld räumen, und oben auf dem Hause schlafen, wo sie mich in Ruhe ließen.

Die Wohnungen der Araber sind bei weitem nicht so bequem eingerichtet als die unsrigen, und die unentbehrlichsten Hausgeräthe sind äußerst ungeschickt

geschickt gemacht. Besonders sind ihre Schlösser wahre Meisterstücke der Unwissenheit; Kasten, Federn, Riegel, Schlüssel, kurz alles ist daran von Holz, und das Ganze wiegt wenigstens zwanzig Pfund, und so entsprechen sie doch nicht einmal dem Zweck, zu dem sie bestimmt sind, denn man kann sie alle ohne Mühe mit jedem andern beliebigen Schlüssel öffnen, und oft kann man sie gerade mit dem dazu gehörigen am allerwenigsten aufmachen. Die Eintheilung der Häuser ist fast überall dieselbe. Die Treppe führt zu einem großen, für das ganze Stockwerk gemeinschaftlichen Vorzimmer, und um dasselbe herum liegen alle Zimmer nebeneinander, welche weder gedielt noch geplattet sind. Die sehr dünnen Balken sind von Palmenholz, werden mit ein wenig Stroh bedeckt, und dann mit Kalk bekleidet; dies ist aber von geringer Dauer und niemals eben, und es ist daher ein seltner Fall, daß die vier Füße eines Tisches fest aufstehen. Der Saal, worin man Besuche empfängt, ist mit einer Strohdecke belegt; rings um dieselbe herum liegen Matratzen, und auf derselben eine Menge Kissen übereinander, damit man sich nach Gefallen setzen oder legen kann, und wenn man sich besonders sehen lassen will, so werden vor den Matratzen Persische Teppiche auf den Boden gebreitet. In der Höhe, rings um das Zimmer herum, läuft ein hölzernes Schaft, oder auch wohl mehrere über einander, auf welche so viel Porzelän gelegt wird, als man nur im Stande ist

zu bekommen; denn hierin besteht eigentlich der Luxus des Landes. Man weiß nichts von Spiegeln, noch kostbaren Möbeln; Porzelän ist das non plus ultra aller denkbaren Pracht. Mitten im Zimmer steht in Form eines Amphitheaters eine Art von Garten, mit einem Hukka, worin ringsherum mehrere Röhren zum Gebrauch der Gesellschaft angebracht sind. Dieser Hukka ist mit Blumentöpfen umringt, besonders mit Basilikum, welches sehr beliebt ist.

Der höchste Genuß für einen Araber besteht darin, daß er in einem Zugwind, auf einem Haufen Kissen gelagert, den Geruch der neben ihm angezündeten Rauchwerke einathmen und seinen Hukka rauchen kann, wobei er an nichts denkt, dem Verdauungswerke sorglos obliegt, und sich dem angenehmen Gedanken überläßt, daß er den andern Tag von vorn anfangen, und sich derselben Unthätigkeit aufs neue überlassen will.

Das erste Stockwerk des Hauses haben gewöhnlich die Weiber inne; man bekömmt sie aber äußerst selten zu Gesicht, und selbst ihre Jalousien oder Altane gehen in einen kleinen Hof im Innern des Hauses. Einer meiner Freunde, der nicht sehr reich war, von Gebirgsbewohnern abstammte, und folglich sehr schwarz war, lud uns zu einem Besuch ein, und wir versprachen uns einzufinden. Er führte uns in ein solches Zimmer, wie ich oben beschrieben habe. Ich war sehr neugierig, seinen Harem zu sehn,

bat

bat ihn aber vergebens darum; er wollte es durchaus nicht zugeben, daß wir hineingiengen. Zulezt schüzte er das Verbot seiner Religion vor, um uns los zu werden; als ich aber immer fortfuhr, in ihn zu dringen, so gab er so weit nach, daß er seine Frauen wolle kommen lassen, um Sorbet mit uns zu trinken. Es kamen nunmehr drei zum Vorschein, die verschleiert waren, und wovon eine seine Schwester war. Wir hatten Portugiesisch zusammen gesprochen, und waren äußerst lustig gewesen; sobald aber die Frauenzimmer hereintraten, foderte er uns auf, ernsthafter zu sein. Es wurde Sorbet herumgereicht, und ich erwartete, daß sie sich entschleiern würden; aber ich irrte mich sehr, sie nahmen ihre Tassen ganz gelassen an, und tranken unter dem Schleier. Ihre ganz schwarzen Hände flößten mir keine große Begierde ein, ihr Gesicht zu sehn; als ein guter Franzose glaubte ich aber, daß es die Höflichkeit erfoderte, ihnen den Wunsch zu äußern, daß wir sie sehen und bewundern möchten. Unser Freund wollte aber nur in Rücksicht auf seine Schwester nachgeben, und empfahl uns sehr dringend die größte Vorsicht und Bescheidenheit, was wir ihm auch versprachen. Hierauf befahl er ihr, den Schleier fallen zu lassen; sie schien zu zaudern, und nur ein wiederholter Befehl brachte sie zum Gehorsam, und wir sahen nun ein ziemlich hübsches Negergesicht, sehr schöne Augen, einen fetten Hals und Nacken, und eine sehr feine Haut. Sie schien viel leiden zu

müssen,

müssen, daß sie sich vor zwei Christen in diesem Aufzuge mußte sehn lassen, und war in einer nicht zu beschreibenden Verlegenheit. Sie schlug die Augen nieder, und wagte es nicht, einen von uns anzusehn; kurz man sah ihr deutlich an, daß es ihr äusserst peinlich war. Ihr Bruder beobachtete alle ihre Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit. Als er aber während dessen in mich drang, eine Tasse Sorbet zu trinken, so sagte ich ihm, daß ich sie annehmen wollte, wenn seine Schwester mir sie überreichen würde. Vermuthlich mißfiel ihm dieser Vorschlag, denn er gab ihr ein Zeichen, worauf sie sogleich ihren Schleier wieder vornahm, und alle drei verschwanden so schnell wie der Blitz. Seitdem wollte er sie nie wieder in meiner Gegenwart erscheinen lassen. Dies verdroß mich, und ich gab mir nun Mühe, sie ohne sein Wissen zu sehn. Er erfuhr es und machte mir Vorwürfe darüber, und ich fühlte, daß ich mich nicht nur der größten Gefahr aussetzte, sondern auch für seine mir erwiesene Freundschaft höchst undankbar gegen ihn handelte. Ich schämte mich vor mir selbst, und gab alle weitere Bemühungen auf, die gegen meine Ehre liefen, und die ich in einem Augenblick von Vergessenheit meiner selbst zu weit getrieben hatte.

Die Tracht der Araber ist sehr bekannt, und doch sieht man täglich auf unsern Theatern den Türkischen Turban mit dem ihrigen verwechseln. Der letztere hat hinten einen oder zwei herabhangende

Zipfel,

Wittich fe. 1802.

Ein Araber aus Yemen.

in Staatskleidung.

Zipfel, ungefähr wie unsre Bischofsmützen, und hiedurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Turbanen der Türken, und diese beiden Zipfel sind nichts als die beiden Enden des Zeuges, woraus der Turban besteht. Ihr Oberkleid gleicht den Kutten der Benediktiner, und ist am Leib und an den Ermeln auch eben so weit. Unter diesem Oberkleide tragen sie eine seidene Kasake, oder ebenfalls eine Art Oberkleid mit weiten Ermeln, und unter diesem einen fest anliegenden Leibrock von Leinwand, oder einem andern leichten Zeuge. Endlich tragen sie unter allem diesen ein Stück Leinwand oder Musselin, oder einen andern ähnlichen Zeug, womit sie die Beine so umwickeln, daß es ihnen die Stelle von Hosen vertritt, d. h. daß die Schenkel bis an die Knie bedeckt sind. Wenn sie aber zu Pferde steigen, so schiebt es sich hinauf, und dann müssen sie ihre Blöße mit ihrem Oberkleid zu bedecken suchen. Ihr Gürtel ist oft außerordentlich weit; denn weil sie keine Taschen haben, so müssen sie alles, was sie bei sich tragen, rings um die Hüften stecken. Sie sind beständig mit einem Dolche bewaffnet; diese Waffe ist aber bei ihnen ganz anders als wir in Europa sie kennen. Die Klinge ist gebogen, breit und flach; zwei scharfe Erhöhungen laufen auf der Mitte des Dolches der Länge nach hin, und stoßen an der Spitze zusammen. Der Griff ist kurz und in der Mitte gekrümmt, so daß das eine Ende desselben, das die Stelle des Knopfes vertritt, über die

Hand

Hand hervorragt, wenn sie den Dolch faßt, wodurch sie nicht nur verhindert wird, abzugleiten, sondern überhaupt mehr Festigkeit bekömmt. Der Dolch im Ganzen hat eine gebogene Gestalt, und sieht ungefähr aus wie eine Parenthese; daher ist es kaum möglich, die Wunden, die damit gemacht werden, so breit sie auch sonst sind, gehörig zu sondiren, weil sie alle im Bogen laufen. Gewöhnlich richten die Araber den Stoß von oben nach unten, oder von der Linken zur Rechten; im ersten Fall halten sie die Biegung des Dolches gegen unten, und im zweiten die Spitze gegen inwendig.

Dies ganze Kostüm ist dem Klima vollkommen angemessen; denn außer, daß diese weiten Kleider, durch welche die Luft frei durchstreichen kann, ausserordentlich kühl sind, können sich in denselben auch alle Gelenke ungehindert bewegen, und kein Glied wird dadurch auf eine schädliche Art eingezwängt.

Da Mahomet eine besondre Vorliebe für die grüne und rothe Farbe hatte, so haben sich die Araber, die von seiner Familie oder auch nur von seinem Stamme sind, diese beiden Farben ausschließlich beigelegt. Die, welche sich für Nachkommen von ihm halten, haben den Titel **Sajiden**, und genießen einer besondern Achtung. Es waren ihrer drei zu Mokha, wovon zwei bei dem Imam in Ungnade fielen, und zwar verlor der eine seine Stelle als Gouverneur, der andre aber wurde in Ketten geworfen. Man sieht hieraus, daß, so groß die

Achtung

Achtung ist, in der sie bei ihrer Nation stehen, sie doch eben so wie alle übrigen, dem Willen ihrer Fürsten unterworfen sind; sie werden sogar mit weit weniger Schonung von diesem behandelt als andere, und wenn sie einen Fehler begehn, weit härter bestraft, weil sie durch Nachlässigkeit und Straflosigkeit leicht zu kühn, und am Ende den Fürsten gefährlich werden könnten. Sie sind im Besitz eines Titels, den die damit verknüpften Vorurtheile und der Fanatismus zu einer furchtbaren Waffe machen können; ihr Beherrscher muß sie daher ihre Abhängigkeit fühlen lassen, um sie die Lust zu benehmen, sich des Namens Mahomet zu bedienen, um das Joch abzuschütteln. Ihr auszeichnendes Kennzeichen ist der grüne Turban, worauf sie sehr stolz sind. Den rothen tragen sie, so wie das Oberkleid, äußerst selten. Grün ist ihre Lieblingsfarbe, und gilt daher für die Vornehmste; auch die obersten Staatsbeamten dürfen sich ihrer bedienen, jedoch nur so lange sie im Dienste sind. Der Gouverneur von Mokha trägt einen grünen Turban und ein grünes Oberkleid; wenn er aber kein Sajid ist, so muß er beide wieder ablegen, sobald er seine Stelle verliert. Die Sajiden aber tragen sie beständig, und behalten sie auch nach dem Verlust einer solchen Stelle immerfort *).

Die

*) Niebuhr ist wegen des grünen Turbans nicht mit mir einerlei Meinung.

Die Pilgrime, die nach Mekka wallfahrten, sehen die außerordentliche Achtung, die man in Arabien für diese Farbe hat, und bringen daher die grünen Turbane häufig mit in ihre Heimat zurück, um sich ein Ansehn dadurch zu geben; sie erzählen nemlich in ihrem Vaterlande, daß jeder Muselman, der die Kaaba *) besucht hat, das Recht erhält, dergleichen zu tragen. Daher habe ich in Indien viel Mauren gesehn, die mit einen Turban geschmückt sind; in Yemen würden sie nicht das Herz gehabt haben, ihn zu tragen, und würden ihn auch nicht haben tragen dürfen.

Die Araber theilen wie wir, die Zeit in Tage und Stunden ein; allein die vier und zwanzig Stunden fangen bei ihnen um sechs Uhr des Abends an. Wenn wir daher Uhren an sie verkaufen, so stellen sie den Zeiger bei Sonnenuntergang auf zwölf; da aber unsere Zahlen von den ihrigen verschieden sind, so bedienen sie sich des Griffes der Uhr, um die sechste Stunde damit zu bezeichnen. Wenn also der Zeiger auf diesem Punkt steht, so zählen sie sechs anstatt zwölf. Die Eintheilung des Jahres geschieht bei ihnen nach Monden; sie sorgen aber mit großer Genauigkeit dafür, daß es bekannt gemacht wird, wenn Neumond ist. An diesem Tage ist ein Preis darauf gesetzt, wer den Mond zuerst erblickt; so bald man ihn sieht, wird von einer Batterie eine Kanone abge-

*) Vornehmste Moschee in Mekka.

abgefeuert, und dann überläßt sich alles der Freude. Zuerst wird das Gebet verrichtet, und dann fangen die Ergötzlichkeiten in den Familien an, kurz es ist ein Festtag.

Fünfhundert Schritte südwärts von Mokha haben die Juden ein Lager, wo sie in Strohhütten wohnen. Es ist ihnen verboten, in der Stadt zu wohnen; aber in ihrem Lager haben sie vollkommne Freiheit, und hier geht es öfters sehr geräuschvoll zu; denn weil bei den Mahomedanern keine starken Getränke geduldet werden, so können die Matrosen nur in dem Lager der Juden dergleichen zu trinken bekommen, wo sie einen schlechten Reisbrantwein sehr theuer bezahlen müssen. Die Juden sind ziemlich zahlreich, und ihre Anzahl erstreckt sich wenigstens auf zwölf- bis funfzehnhundert. Ich habe keinen einzigen gesehn, der nicht durchaus schwarz gewesen wäre; sie haben lange Haare und gleichen genau den Indischen Parias.

Wenn unsre Europäischen Judenfamilien, wenn besonders manche Frauenzimmer aus denselben, die wegen ihrer Schönheit berühmt sind, einerlei Ursprung mit den Juden von Mokha haben; wenn sie dem Vorurtheil treu, das ihnen alle Vermischung mit Personen aus irgend einer andern Religion untersagt, von beiden Seiten eine direkte, von aller fremden Beimischung reine Jüdische Abstammung haben; wodurch soll man sich dann ihre außerordentliche Verschiedenheit erklären, wenn man sie nicht

allein dem Klima zur Last legen will? Die schwarze Farbe wäre also keine Eigenthümlichkeit der Rasse, sondern nur eine von der Sonne hervorgebrachte Modifikation; allein ich bin weit davon entfernt, zum Beweise dieses Systems ein solches Faktum, wie die Verschiedenheit ihrer Farbe, anzuführen. Ich bin überzeugt, daß die ersten sich mit Europäischem Blute vermischt haben müssen, und daß es vielleicht nicht einen einzigen unter ihnen giebt, der eine fünfhundertjährige, ganz unvermischte jüdische Abkunft beweisen könnte. Doch dem sei wie ihm wolle; die Juden in Mokha sind arm, unterdrückt, häßlich und schmutzig. Manch hübsches Judenmädchen zu Amsterdam und Hamburg würde sich durch eine Vergleichung mit der reizendsten Schönheit ihrer Nazion zu Mokha sehr beleidigt finden!

Außer den Juden dulden die Muselmanen sogar selbst noch in der Stadt eine andre Kaste neben sich, nehmlich die Banianen. Dies ist unter allen Religionen, Sekten, Gesellschaften, Kasten, oder wie man sie sonst nennen mag, ohne Widerrede diejenige, die der Menschheit am meisten Ehre macht. Keine übt so sehr wie sie, alle gesellschaftliche Tugenden aus. Es ist bekanntlich einer ihrer Hauptlehrsätze, alles zu lieben, was athmet, allen leidenden Geschöpfen beizustehn, Abscheu vor allem Blutvergießen zu haben, und nichts zu genießen was Leben gehabt hat. Diese Vorschriften erfüllen sie mit der möglichsten Strenge. Durch nichts in der Welt wären sie dahin zu bringen, daß sie etwas

anders

anders äßen als Milch, Käse, Reis und Gemüse; der Thiere nehmen sie sich mit einer außerordentlichen Sorgfalt an. Mokha wimmelt von einer Menge Hunde, die keinen Herrn haben; sie halten sich heerdenweise in einem eignen Bezirke südwärts von der Stadt auf, wo sie drei Viertheile des Tages in kleinen selbst gegrabenen Höhlen oder Löchern mit Schlafen zubringen. Es läßt sich nichts Häßlichers, nichts Ekelhafteres denken, als diese Thiere. Viele von ihnen werden äußerst alt; alle sind krätzig, räudig, bissig und beständig hungrig; sobald jemand ihrem Bezirke nahe kömmt, bellen und heulen sie auf eine unausstehliche Art. Jederman verabscheut sie; es darf keiner in die Stadt, sondern sie müssen in ihrem Bezirk bleiben, und sind so fruchtbar, daß ihre Anzahl nie abnimmt. Dieser Hunde nehmen sich die Banianen mit außerordentlicher Sorgfalt an; sie backen kleine Brodte für sie, und bringen sie ihnen zu jeder Stunde des Tages hinaus. Man trifft beständig einige Banianen bei ihnen an, die ein kupfernes Gefäß voll Wasser tragen, und ein Brod in der Hand haben, um ihn zu füttern. Auch werden sie von diesen Thieren gekannt, und, sobald sich einer von ihnen nähert, so ist sogleich ein Heer von Hunden um ihn herum; die gierigsten erwischen einige Stücken Brod, andre bekommen ein wenig Wasser, und die, welche nichts erhalten haben, warten auf einen andern Banianen, der nie lange ausbleibt, und dieselbe Zeremonie fängt von vorn wie-

der an. Die Tracht der Banianen besteht in einer Pagne, oder einem weißen Oberkleide und einem rosenfarbenen Turban; alle Thiere kennen sie, so daß ihnen die Tauben oft beschwerlich fallen; kein Vogel fliegt vor ihnen weg. Ich habe sie nie einen mit der Hand greifen sehn; aber oft war ich Zeuge, daß sie ihnen Fressen hinwarfen, und daß die Vögel sich ihnen auf einen Schritt näherten, und ihr Futter gleichsam von ihnen foderten. Ich habe gesehn, daß sie Reis dicht vor sich hinstreuten, und daß die Vögel herbeiflogen und ihn wie zahme Hühner vor ihren Füßen wegfraßen. Mit einem Worte, die allerschüchternsten Thiere überlassen sich ihnen ohne alle Furcht, und es wäre ein vortreffliches Mittel, eine gute Jagd zu haben, wenn man sich das Kleid eines Banianen anzöge, wenn es möglich wäre, das das Vertrauen, welches die Sanftheit ihrer Sitten ihnen erworben hat, so sehr zu mißbrauchen.

Ihr Abscheu gegen alles Todte übersteigt alle Beschreibung. Einer von ihnen, Namens Ramdschi, kam oft während ich bei Tische saß, zu mir, um mir von den Geschäften, die er für mich gemacht hatte, Rechenschaft abzulegen. Eines Tages warf ihm einer von den jungen Leuten, die ich bei mir hatte, ein gebackenes Fischchen auf die Hand. Der arme Teufel sprang auf, schrie, und lief schnell fort, um sich zu waschen. — Die Fliegen sind in allen heißen Ländern außerordentlich durstig, und es lagen daher in allen Gläsern und Schüsseln immer einige

davon,

davon, die ertrunken waren. Ramdschi hätte sich gern einen ganzen Tag damit abgeben können, auch nur eine davon wieder ins Leben zurück zu rufen. Endlich fiel es einem von uns ein, eine solche ertrunkene Fliege ins Salz zu legen, um ihm zu zeigen, wie er sie mit leichter Mühe wieder könnte aufleben machen; diese Entdeckung machte ihm eine unglaubliche Freude, und er kam in der Folge nie mehr zu mir, ohne etwas Salz mitzubringen, und damit so viele Fliegen als möglich wieder ins Leben zurück zu rufen. Diese kleinen unbedeutenden Züge können dazu beitragen, die Gutmüthigkeit und Sanftmuth ihrer Sitten kennen zu lernen. Ihr Karakter ist offen, und ein Baniane würde um keinen Preis eine Lüge sagen. Der Handel der Europäer liegt ganz in ihren Händen, denn sie allein verstehen es, mit den Arabern Geschäfte zu treiben; hievon haben sie zwar ihren Gewinnst, aber doch nicht auf eine übertriebene Art, denn sie sind von der äußersten Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit. Der Englische Mäkler ist sehr reich, die Französischen hingegen sind es weniger. Das Gouvernement hat ihnen viel Schaden gethan. Ihr Handelshaus hatte die Firma: **Kurdschi und Ramdschi**: der Erstere hatte der Französischen Kompagnie und den Franzosen überhaupt ausgezeichnete Dienste geleistet, und der König hatte ihm, als einen Beweis von Erkenntlichkeit, eine ungefehr zwölf Loth schwere goldne Medaille zugeschickt. Auf der einen Seite

derselben sah man das Brustbild des Königs und auf der andern eine Sonne, die über ein fernes Land aufgeht; auf der erstern Seite stand die Umschrift: Ludwig XVI König von Frankreich und Navarra; auf der andern: das Oberhaupt der Französischen Mäkler in Yemen; und in der Exerge standen die Worte: Bis an die entferntesten Grenzen der Erde verbreite ich meine Wohlthaten. Diese Medaille hieng an einer goldnen Kette, und jedesmal, daß Kurdschi in großem Staat war, trug er sie wie einen Orden um seinen Hals.

Die Muselmanen haben eine gewisse Zeit von feierlichen Gebräuchen und Kasteiungen, die ungefehr unsern Fasten ähnlich ist; sie dauert den ganzen Monat Ramadan hindurch. Während dieser Zeit dürfen sie vor Untergang der Sonne nicht essen. Bei diesem Gesetz liegt offenbar ein Geist der Enthaltsamkeit zum Grunde; allein sie wissen ihm auszuweichen, ohne es zu übertreten, das heißt, sie erfüllen es dem Buchstaben nach, vernachlässigen aber den Geist desselben; sie schlafen nehmlich den ganzen Tag hindurch und bringen die Nacht mit Lustbarkeiten zu. Während des ganzen Ramadan sieht man am Tage keinen Menschen auf der Straße, aber sobald die Sonne untergegangen ist, fängt der Lärm an. Sie laufen alsdann singend durch die Straßen; alles ist erleuchtet, sie versammeln sich in zahlreichen Truppen, und die ganze Stadt

gleicht

Wittich sc 1802

Kurdschi, Banian,
Oberhaupt der französischen Mäkler zu Mokha
mit der Medaille Ludwigs XVI geziert.

gleicht einem großen Jahrmarkte. Ich mußte, um einige Ruhe zu genießen, die ganze Zeit über am Bord meines Schiffes zubringen, denn in den ersten Tagen des Ramadan konnte ich von einbrechender Nacht an vor dem Lärm und dem Geschrei dieser Menschen kein Auge zuthun. Zum äußersten Unglück wohnte ich neben einem eifrigen Andächtigen, der alle vorgeschriebenen Gebete pünktlich verrichtete, und dabei so furchtbar schrie, und mit einer solchen Stentors Stimme sein Alla! Alla! brüllte, daß niemand davor schlafen konnte. Ich glaube, daß sein Eifer Heuchelei zum Grunde hatte; wenigstens ist es gewiß, daß, wenn ich ihn ansah, er sich gleich zur Erde warf, und sein Geschrei: Alla! verdoppelte, welches nichts anders als Heuchelei oder Fanatismus anzeigen kann. Den Tag hingegen konnte ich keine Geschäfte vornehmen, da jedermann im Bette lag; ich begab mich daher an Bord, und gieng nicht eher wieder ans Land als an dem letzten Tage, um die Prozession zu sehn. Der Gouverneur reitet bei derselben in größtem Pomp auf einem ganz geharnischten Pferde an der Spitze der Kavalerie, und trägt die Standarte Mahomets; vor ihm her marschirt die Infanterie, und hintennach folgen die sämmtlichen Einwohner der Stadt. Die Prozession geht von der großen Moschee aus rings um die Stadt außerhalb der Wälle, und kehrt unter dem Donner der Artillerie wieder in die Moschee zurück. Hinter dem Gouverneur gehen die Sajiden,

die bei diesem Feste so vielen Staat machen, als ihnen ihr Vermögen zu thun erlaubt; hiedurch erhält der Aufzug wirklich ein Ansehn von Größe und Würde.

Die Araber bezeigen ihren Verstorbenen eine Verehrung. Die Kirchhöfe liegen in einer kleinen Entfernung von der Stadt, und jede Person bekömmt ein mehr oder weniger bedeutendes Grabmahl, damit man die Stäte erkennen kann, wo er liegt. Sie werden häufig von den Verwandten und Freunden der Verstorbenen besucht. Diese setzen sich auf die Erde und versinken in tiefe Traurigkeit, einige stoßen Seufzer aus, einige thun, als ob sie in Verzweiflung wären, und heulen dabei auf eine schreckliche Art. Anfänglich hatte ich Achtung für ihren Schmerz, und entfernte mich schnell, wenn ich zufällig ihnen nahe kam; allein ich merkte bald, daß sie sich nur, so lange ich in ihrer Nähe war, so verzweifelnd gebehrdeten, und daß sie damit aufhörten, so bald ich mich entfernt hatte. Dies brachte mich anfangs auf den Gedanken, daß vielleicht der Abscheu, den ihnen ein Christ einflößte, die Ursach ihres Geschreies sei; allein ein Mäkler versicherte mich, daß es nichts als Affektation, und ihre Trauer mehr äußerlich sei, und nicht aus ihrem Herzen käme, daher genirte ich mich in der Folge nicht mehr. Diese Grabmäler sind keineswegs prächtig; sie bestehen aus einem Haufen von Backsteinen, die ohne alle Verzierung aufeinander

ander gemauert sind, und die meisten haben nicht einmal eine Inschrift.

Die Araber hangen sehr an ihrer Religion, und sind intolerant gegen alle Bekenner von irgend einem andern Glauben, welche sie zu dem ihrigen zu bekehren suchen. Ein Christ, der zu dem Mahomedanismus übergehen will, kann sicher sein, daß sie ihn bereitwillig aufnehmen und ihn schützen werden, ohne daß sie übrigens eine große Achtung für ihn haben würden. Sehr viele Europäer sind zu ihnen übergetreten und haben sich dort häuslich niedergelassen. Der Matrose, der mir zu Kochin desertirt war, hatte auf einer vorherigen Reise in der Gegend von Mokha Schiffbruch gelitten, und war von dem Französischen Konsul aufgenommen worden, von wo er hernach zurück nach Indien gieng. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt hatte er Alla gerufen und sich beschneiden lassen; hierauf hatte er eine Frau genommen und sich förmlich in der Stadt niedergelassen. Weil er jedoch dieses Leben satt war, so gieng er mit dem ersten Schiffe fort, und verließ sein Haus, seine Frau und Mahomed. Sobald er zu Kochin erfuhr, daß ich Willens sei, ins Rothe Meer zu segeln, so desertirte er, aus Furcht, gespießt zu werden. Ich habe oben erzählt, wie ich ihn wieder bekam. Er war also gezwungen nach seiner alten Heimat zurückkehren; aber er war so klug, mir seine Verlegenheit zu entdecken, und mich zu bitten, zu seiner Rettung beizu-

tragen. Dies konnte auch sehr leicht geschehen; ich ertheilte den wachhabenden Offizieren den Befehl, ihn nie im Dienst ans Land zu schicken, und ihn eben so wenig in einem Boot ans Land fahren zu lassen, so daß er weder gesehn noch erkannt ward. Er konnte aber gegen seine Kameraden nicht reinen Mund halten, sondern erzählte ihnen oft, daß nur allein die Furcht vor der Hinrichtung ihn zurückhielte, und wenn er davor gesichert wäre, so würde er ohne Bedenken zu seiner Frau wieder zurückkehren, indem er hinzufügte, daß er nie glücklicher gewesen sei als bei den Muselmanen. Die Neugierde und besonders der allen Matrosen, vorzüglich aber den Französischen eigenthümliche Geist der Unbeständigkeit flößte ihnen allen den Wunsch ein, Mahomedaner zu werden, und hernach zu desertiren. Der erste, der mit seinem Beispiel vorangieng, war ein großer Kaffer, ein vortrefflicher Matrose, der sehr gut Maurisch sprach; er wartete auf den Gouverneur an der Thür der Moschee, und rief: Alla! Sogleich nahm man ihn in Empfang, und den andern Tag ward er beschnitten; bald darauf ward er mit einem Arabischen Kleide bekleidet, gieng in Mokha als einer meines gleichen umher, und hatte sogar die Unverschämtheit, zu mir zu kommen, um seinen rückständigen Sold zu holen. Ich antwortete ihm, daß jeder Deserteur nach dem Gesetze seinen Sold verlöre, und daß ich ihm daher nichts geben würde; zu gleicher Zeit

ließ

ließ ich eine Klage bei dem neuen Gouverneur anbringen, welcher an die Stelle dessen gekommen war, der so viele Freundschaft für mich gezeigt hatte. Anstatt aller Genugthuung, ließ er den Menschen fortbringen, damit er nicht zu mir kommen und mich beläſtigen sollte. Ich ließ ihm darauf durch den Konsul sagen, daß ich es für dies Eine mal wolle gut sein lassen, weil dieser Matrose kein Franzose sei; daß ich ihm aber riethe, mir in Zukunft keinen von meinen Leuten abtrünnig zu machen, denn sonst würde ich Mittel, mich zu rächen, zu finden wissen. Einige Tage nachher folgte der Sohn des Hydrographen dem Beispiel des Ersten; er gehörte auf eine kleine Brigg, deren Kapitän es gut sein ließ, so sehr ich ihn auch antrieb.

Wenige Zeit darauf brachte man mir die Nachricht, daß wiederum einer meiner Matrosen zum Gouverneur gegangen wäre, um Alla zu rufen, daß er ihn aber nicht gefunden habe, und den andern Tag wieder hingehen wolle. Ich ließ ihn sogleich vor mich fodern, warf ihm vor, daß er von seiner Religion und seinem Vaterlande abtrünnig werden wolle, und befahl ihm, sich sogleich an Bord zu begeben, wo ich ihn wollte hinbringen lassen. Ich ließ Stricke holen, um ihm die Hände auf den Rücken binden zu lassen, damit er nicht entspränge. Er machte eine Bewegung, um mit Gewalt aus der Thür zu kommen; da er mich aber bewaffnet sah, so stand dieser Unglückliche davon ab, und stürzte

sich,

sich, entschlossen zu desertiren, aus dem Fenster hinab. Ich wohnte im zweiten Stockwerk, und über dem ersten befand sich ein Pandal, d. h. ein aus Rohr geflochtenes Dach gegen die Sonne. Er hoffte, auf dies zu springen, von da auf die Erde herabzugleiten, und so zu entkommen. Sein erster Sprung glückte ihm auch in der That vollkommen. Bei dem zweiten war er aber so unglücklich, sich das Bein, oberhalb des Knöchels, zu zerbrechen. Der Sturz war so gewaltsam, daß der Knochen herausgedrungen war, und das Fleisch bis an das Knie sich zurückgezogen hatte. Ich schauderte, als ich zu ihm kam, vor diesem Anblick. Ich ließ den Unglücklichen sogleich in ein Zimmer bringen, und so gut verbinden als es gehn wollte, denn ich hatte kurz zuvor meinen Wundarzt verloren; aber aller angewandten Mühe ungeachtet kam der Brand hinzu, und am fünften Tage starb er. Vor seinem Ende ließ er mich bitten, zu ihm zu kommen, und entdeckte mir, daß er mich bloß aus der Ursache habe verlassen wollen, weil er vom Regiment Austrasien, und auch von dem auf Isle de France desertirt sei, und er gesehen hätte, daß ich dahin wollte, wo er dann würde an sein Corps ausgeliefert und erschossen worden sein; er sähe wohl ein, daß er ein strafbares Mittel ergriffen hätte, und er bäte deshalb Gott, den König und seinen Kapitän um Verzeihung. Sein unglückliches Schicksal rührte mich; ich sagte ihm, daß ich ihm von Herzen verzeihe,

und

und er in Frieden sterben könne; und daß, wenn er mir seine Geschichte früher vertraut hätte, dies schreckliche Ereigniß nicht würde statt gehabt haben, indem ich ihn auf ein Englisches Schiff abgegeben hätte, wodurch er wäre gerettet worden. Er starb mit den Tröstungen der Religion, welche ihm ein Missionär, ein deutscher Priester, reichte. Dieser Vorfall erbitterte mich gegen ein Gouvernement, welches die Desertionen begünstigte, aber er war nicht im Stande, den Schwindelgeist zu vertreiben, der sich aller meine Leute bemächtigt hatte.

Kaum waren drei Tage verflossen, als schon wieder einer nach dem Zollhause zum Gouverneur gieng und den Turban verlangte. Man nahm sogleich die Operazion an ihm vor, und hielt ihn dann versteckt. Ich ließ ihn zurückfodern, und man gab mir zur Antwort, daß die Religion nicht verstatte, einen Muselman in die Hände eines Christen auszuliefern.

Mein Entschluß war sogleich gefaßt; ich ließ alle meine Effekten einschiffen, so wie auch alles Geld, das ich für meine Ladung, die verkauft war, bekommen hatte. Alles mußte sich an Bord begeben, und ich behielt bloß ein bewaffnetes Boot bei mir. Ich benachrichtigte Herrn von Moncrif, daß, wenn er sich einiger Gefahr von Seiten der Araber ausgesetzt glaube, ich ihn mit Vergnügen an Bord meines Schiffes aufnehmen wollte, denn ich sei entschlossen, ihnen eine Lekzion zu geben, woran sie

wahr-

wahrscheinlich lange Zeit denken würden. Ich gab dem Kapitän der Französischen Brigg Nachricht davon, und begab mich auf mein Schiff. Diese Vorbereitungen hatten mir zwei Tage weggenommen, und man glaubte schon, ich hätte die Sache vergessen, allein man irrte sich. Sobald ich an Bord war, traf ich alle Anstalten zu einem Gefecht, und schickte ein wohlbewaffnetes Boot, unter Anführung eines Offiziers, ab, um alle Araber, die er in dem nächsten Dau finden würde, gefangen zu nehmen. Er that, wie ihm befohlen war, und brachte mir vier Mann, unter denen sich der Kapitän selbst befand. Ich ließ drei von ihnen in Fesseln legen, und durch den vierten, den ich zurückschickte, ließ ich dem Gouverneur melden, daß, wenn er nicht sogleich meinen Matrosen auslieferte, ich die Anker lichten, und mit den drei Gefangenen nach Isle de France abfahren, und sie dort als Sklaven verkaufen würde. Zu gleicher Zeit ließ ich alle Segel aufspannen, und hielt mich zur Abreise fertig. Man ließ sogleich meine Banianen ergreifen, allein diese konnten aus ihren Büchern beweisen, daß sie mir alles Geld für die verkauften Waaren schon überliefert hatten. Hierauf ließ man den Agenten der Französischen Marine rufen, der aber bald darthat, daß er nichts thun könne, und daß ich mich wenig an seine Befehle kehrte. Der Gouverneur drohte endlich, mich in Grund schießen zu lassen; man gab ihm aber zu verstehen, daß ich mit meiner Artillerie

seine Schanzen sehr bald würde zum Schweigen bringen können. Er entschloß sich daher endlich, sich mit mir in Unterhandlung einzulassen, und schickte einen Zollbeamten mit meinen Banianen an mich ab. Ich stellte mich bei Empfange des Bootes, als ob ich alle mögliche Vorsicht gebrauchte, und als ob ich im Begriff stünde, die Stadt zu beschießen. Als der Zollbeamte auf das Verdeck kam, ließ ich ihm keine Zeit, sich in Erklärungen einzulassen, sondern ich gieng gleich zur Sache, und fragte ihn geradezu, ob er mir meinen Matrosen mitbrächte. Als er hierauf verneinend antwortete, ließ ich ihn gefangen nehmen und in eine Kammer sperren; die Banianen schickte ich aber ans Land zurück, mit der Versicherung, daß ich mich in keine Unterhandlung einlassen würde, so lange man mir den Deserteur nicht ausgeliefert hätte.

Da ich nach Verlauf von zwei Stunden nichts weiter hörte, so ließ ich die Marssegel hissen und das Schiff wenden. In dieser Stellung hatte ich mich kaum eine Viertelstunde befunden, als man mir meinen Matrosen brachte, der von der ausgestandenen Operation noch nicht völlig hergestellt, und voller Scham war. Mehrere Araber, die ihn begleiteten, baten für ihn um Gnade, und führten alles an, was ihnen der Eifer für ihre Religion zu seinem Besten nur immer eingeben konnte. Ich gab sogleich meine Gefangenen frei, und machte einem jeden einige Geschenke, um mich wieder mit

ihnen

ihnen auszusöhnen; aber noch in ihrer Gegenwart ließ ich den Deserteur auf eine Kanone binden, und ihm zwanzig Hiebe mit dem Tau aufzählen. Diese Lektion brachte jedermann zur Vernunft; denn da die Matrosen sahen, daß man sie auslieferte, so wollten sie sich diesem nicht mehr aussetzen, und der Gouverneur verlor auch die Lust, mit mir zum zweitenmal zu thun zu haben.

Da während allem diesen der Abend eingebrochen war, so war es zu spät, ans Land zu gehen. Ich begab mich erst den folgenden Tag, von einem einzigen Offizier begleitet, dahin. Wir waren alle beide scharf bewaffnet, aber ohne alles Gefolge; denn wir wollten uns auch nicht den entferntesten Anschein geben, als ob wir Gefahr besorgten. Der Emir-Bahar versicherte mich, daß er sich freue, daß alles beigelegt sei, und er hoffe, dergleichen würde in Zukunft nicht wieder vorfallen. Ich ward sogleich nach der Wohnung des Gouverneurs geführt; der neue Gouverneur war kein Sajid, sondern ein Neger, von friedfertigem Karakter. Er fragte mich, was ich dazu sagen würde, wenn er jetzt, wo ich mich in seiner Gewalt befände, mich ebenfalls gefangen nähme. Ich gab ihm hierauf zur Antwort, daß er als Oberhaupt nicht auf seine Macht, sondern auf die Gerechtigkeit Rücksicht nehmen müsse; wenn er diese aber so sehr aus den Augen setzte, daß er mich zwänge, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so würde er nicht nur dem Handel

seines

seines Landes sehr wesentlich schaden, sondern es befänden sich auch am Bord meines Schiffes Rächer, denen ich auf einen solchen Fall die nöthigen Befehle schon vorläufig zurückgelassen hätte. Uebrigens könnte ich ihm auch versichern, daß man mich nicht lebend gefangen nehmen würde, und daß er der Erste sein würde, der mir dafür büßen müßte. Indem ich dies sagte, zeigte ich ihm ein Paar Pistolen, und ließ ihn merken, daß ich auf meiner Hut sei. Es mag nun von ihm wahre Seelengröße gewesen sein, womit er sich über meine Verwegenheit erhaben fühlte, oder Verachtung gegen meine Jugend und Unbesonnenheit, kurz er hörte mit Lächeln zu, und sagte nichts weiter, als man müsse in einem fremden Lande mit mehr Mäßigung zu Werke gehn; übrigens würde ich von diesem Vorfalle nie weiter reden hören. Wir schieden als gute Freunde von einander, und die Sache war abgemacht.

Die gangbare Münze in Mokha ist eine kleine versilberte Kupfermünze, die dem Holsteinischen Schilling an Gestalt und Farbe vollkommen ähnlich ist, und von dem sie nur durch den Stempel verschieden ist. Sie heißt Khomassi, wobei das K sehr stark aus der Kehle herausgesprochen wird. Vier und sechzig solcher Münzen gehen auf einen Spanischen Piaster; übrigens sind die gewöhnlichsten Münzen die Piaster und die Ungarischen Thaler; auch findet man daselbst viele Zechinen und Goldpagoden.

Ich habe oben von einem deutschen Geistlichen geredet, der sich zufälligerweise in Mokha befand, und als Missionär nach Abyssinien geschickt worden war. Er hatte sich einige Zeit am Hofe des Kaisers aufgehalten, als sein ihm mitgegebener Gefährte für irgend ein Vergehn am Leben gestraft ward. Er selbst war mit einer Bastonade auf die Fußsohlen davon gekommen. Nach allem, was er mir davon erzählte, ist es wol eine Lekzion der Enthaltsamkeit, die man ihm hatte geben wollen. Sie war aber so stark gewesen, daß er beinah davon gestorben wäre, und es dauerte lange Zeit, ehe er sich wieder erholte. Sobald er im Stande war, eine Reise auszuhalten, so bat er um Erlaubniß, sich nach Mokha zu begeben, um dort seine Heilung unter Europäern vollenden zu dürfen. Der Kaiser, der wahrscheinlich sehr froh war, ihn los zu werden, bewilligte seine Entlassung, und er gieng nach Mokha, wo ihn der Konsul in der Französischen Loge aufnahm. Hier fieng er an, sich mit der Arzneikunde abzugeben, und überredete sich selbst, daß er alle zu dieser Kunst nöthigen Kenntnisse besitze. Sogleich verschaffte er sich Medizin, und fieng an Kranke zu besuchen, von denen er die Hälte ins Grab lieferte; die hingegen, welche genasen, schrieen Wunder; es strömten daher eine Menge Kranke zu ihm; er gewann viel Geld, und bei meiner Ankunft stand er in großem Ruf. Er hatte seine Mönchskleidung gegen einen Turban und eine Persischen Kleidung ver-

vertauscht. Da ich meinen Chirurgus verloren hatte, so trug er mir seine Dienste an, und fieng sein Probestück damit an, daß er meinen Schiffszimmermann in weniger als einer Woche in die andre Welt medizinirte. Ich verlangte keinen weitern Beweis seiner Geschicklichkeit, und vertraute ihm keinen meiner Kranken mehr an, sondern ließ ihn seine Talente an den Arabern versuchen, die er immer fortfuhr zu vergiften.

Da seine Mission nach Abyssinien nur bis zu einem gewissen Punkt glücklichen Erfolg gehabt hatte, so wollte er wieder nach Europa zurückreisen. Er hatte einige Kenntnisse von der Sprache und dem Lande erlangt, und behauptete, daß nichts leichter angienge, als von Kossir an den Nil zu kommen, von wo aus er den Fluß nach Kairo hinabfahren könnte. Er unterhielt mich oft von diesem Projekt, indem er hinzusetzte, daß es ein wesentlicher Punkt sei, daß man kein Geld bei sich zu haben schiene; wenn man diese Vorschrift genau beobachte und sich nach Türkischer Weise kleide, so habe man nichts zu fürchten, denn es werde nie ein Reisender angegriffen, von dem man einmal wisse, daß nichts bei ihm zu gewinnen wäre. Er sagte mir dies so oft vor, daß ich Lust bekam, eine Reise nach Egypten zu machen und die Pyramiden zu besuchen. Diese sind heutzutage so bekannt, Savary und andere haben sie so genau beschrieben, sie sind im Museum der Naturgeschichte im botanischen Garten zu Paris so schön

modellirt, daß man eben so gleichgültig davon spricht, als ob man vom Pont-Neuf oder jedem andern Monumente, daß man immer vor Augen hat, spräche. Nichts reizte jedoch so sehr meine Neugierde; ich war voll Verlangen, diese bewundernswürdigen Ueberreste des Alterthums in der Nähe zu sehn, sie mit allen ihren Inschriften aufs genauste zu untersuchen und in ihr Inneres einzudringen. Ich ließ mich daher von dem Missionär um desto leichter überreden, und wir machten alles zu unserer Reise bereit. Ich fieng damit an, daß ich meine ganze Baarschaft in Wechsel auf Kairo umsetzte, welche mir meine Banianen verschafften. Hierauf beredete ich meine vier besten Matrosen, mich zu begleiten, und verpflichtete mich, nicht nur sie bis Italien frei zu halten, sondern ihnen auch dort, bei ihrer Ankunft, noch eine Belohnung auszahlen zu lassen, je nachdem ich mit ihren Diensten würde zufrieden gewesen sein. Ich ließ ihnen, so wie mir, Persische Kleider machen, und gab jedem ein Paar Pistolen, einen Säbel und eine Muskete. Ich selbst und der Missionär versahen uns ebenfalls mit den nöthigen Waffen. Ich schloß endlich einen Akkord mit einem Dau, mich für zweihundert Piaster bis nach Kossir zu bringen. Ich machte es mit den Arabern des Bootes aus, es mit Hülfe meiner Matrosen in gerader Linie zu führen, ohne, nach ihrer Gewohnheit, von Küste zu Küste zu segeln, wodurch wir höchstens in fünf oder sechs Tagen

ankom-

ankommen könnten. Ich ließ diesen Dau an mein Schiff heran bringen, und ihn mit einem Senkblei und den dazu gehörigen Stricken, mit einem Europäischen Kompaß, einer Karte, einem sehr guten Sehrohr, und einem Oktanten versehen. Nachdem alles fertig war, traf ich Anstalt, abzureisen, als der Agent der Französischen Marine mir sagen ließ, daß er durchaus nicht zugeben könne, daß ich mich einem Abenteurer anvertraute, den wir alle nicht hinreichend kennten, um sicher zu sein, daß er nicht mit Räubern einverstanden sei, um mich zu plündern, und die Beute alsdann mit ihnen zu theilen. Auch könnten, ließ er hinzusetzen, die Unterthanen des Königs (die Republik existirte damals noch nicht), die ich mit mir nehmen wollte, Sr. Majestät noch auf mancherlei Art Dienste leisten; es stünde endlich auch gar nicht in meiner Macht, ohne die allergegründetsten Ursachen, das Kommando des mir anvertrauten Schiffes zu verlassen, und daß er endlich, als Agent der Französischen Marine, sich meiner Reise widersetzen müsse. Da ich aber in dieser Hinsicht keinen Befehl von ihm anzunehmen zu brauchen glaubte, so kehrte ich mich an seine Einwendungen nicht. Er wußte aber den Gouverneur für sich zu gewinnen, dem er vorstellte, daß ich völlig den Verstand müßte verloren haben, um mich blindlings in eine Gefahr zu stürzen, die sowohl mir und meinen Begleitern den unvermeidlichsten Untergang drohe, als auch denen, mit welchen wir zu

thun haben würden; der Gouverneur habe ja selbst schon bei dem Vorfall, wo ich meinen abtrünnigen Matrosen zurückgefodert hätte, Gelegenheit gehabt, sich von der Unbiegsamkeit meines Karakters zu überzeugen, und er bäte ihn daher dringend, sich meiner Abreise zu widersetzen. Hierauf ließ der Gouverneur mich zu sich bitten, und, nachdem er sich durch alle Arten von Vorstellungen vergebens bemüht hatte, mich von meinem Vorhaben abzubringen, so verbot er, daß kein Besitzer irgend eines Fahrzeuges, es sei für welche Reise es wolle, sich mit mir in einen Akkord einlassen solle; und setzte noch hinzu, da er mich, ungeachtet der äußerst gefährlichen Ueberfahrt von Mokha nach Kossir, doch für verwegen genug hielte, sie in meiner eigenen Schaluppe zu übernehmen; so würde er mich in diesem Fall allenthalben auf eine solche Art zu empfehlen wissen, daß ich Ursach finden sollte, meinen Eigensinn zu bereuen.

Hiedurch sah ich mich genöthigt, meinen Plan aufzugeben, was mich um so mehr schmerzte, da ich eine Zeit lang die Hoffnung dazu genährt hatte, und jetzt zu dessen Entsagung gezwungen wurde. So ward ein Projekt zu Wasser, zu dessen Ausführung sich vielleicht niemals wieder eine Gelegenheit darbieten wird. Ich gab die Wechsel auf Kairo wieder zurück, und gieng wie zuvor an meine Geschäfte.

Die

Die Regierung zu Mokha hatte vor mehreren Jahren der Französischen Kompagnie Ursach zu klagen gegeben, und diese hatte hierauf Truppen abgeschickt, um sie dafür zu bestrafen. Es wurden ungefehr 500 Mann auf der kleinen Sandinsel, welche südwärts die Rhede verschließt, ausgeschifft, und diese bemächtigten sich des Forts. Die Schiffe legten sich dicht bei der Stadt vor Anker, und machten Anstalt, sie zu beschießen. Die Arabische Kavalerie machte nunmehr einen Ausfall auf die Franzosen, allein diese hatten sich mit Spanischen Reitern versehen, und die Araber wurden durch diese ihnen ganz fremde Erfindung in Verwirrung gesetzt und gänzlich geschlagen. Sie kehrten mit Verlust in ihre Mauern zurück, und die Stadt kapitulirte. Es ward ein förmlicher Handelstraktat mit den Arabern geschlossen, den sie uns bisher, da sie immer ihr gegebnes Wort aufs heiligste halten, sehr treu erfüllt haben. In diesem Traktat ward festgesetzt, daß die Franzosen, unter Entrichtung gewisser Abgaben und Kontributionen, die der Landesherr damals sogleich bestimmte, und die auch seitdem nicht mehr verändert worden sind, einen ganz freien Handel nach Yemen genießen sollten. Sie bekamen noch das Recht, in der Stadt zu Pferde zu erscheinen, und das ausschließende Privilegium, über den freien Platz vor dem Hause des Gouverneurs zu reiten, ohne absteigen zu müssen. Dieser letztere Artikel schien den Arabern von der größten Wichtigkeit, und

er wurde erst nach langen Unterhandlungen zugestanden. Zu gleicher Zeit willigten sie ohne die geringste Schwierigkeit in einen andern Punkt, der von der äußersten Wichtigkeit war; sie ertheilten nehmlich den Franzosen das Recht, sich in allen Handelsgeschäften ihres eigenen Maßes und Gewichtes zu bedienen, ohne auf die im Lande üblichen Rücksicht zu nehmen. Sie bekamen ferner das Recht, eine Loge in Mokha und eine andere in Bethelfakih zu errichten, und die Erlaubniß, ihre Flagge darauf wehen zu lassen; übrigens ward zu Mokha wie zu Bethelfakih, bekannt gemacht, daß alle Französische Waaren unmittelbar in die Magazine der Loge geliefert werden dürften, ohne vorher in das Zollhaus gebracht zu werden, und ein Arabischer Zollbeamter sollte sich dahin begeben, und sie in Augenschein nehmen. Dieser äußerst vortheilhafte Traktat ist bis jetzt heilig gehalten worden. Die Redlichkeit der Araber hat ihnen nicht erlaubt, auch nur den kleinsten Versuch zu seiner Uebertretung zu machen, aber ihr Haß gegen die Christen ist nur um desto stärker geworden. Unter der Kavalerie, die damals einen Ausfall auf die Franzosen machte, waren mehrere Mann getödtet worden *). Die Familien dieser Gebliebenen haben dies immer in Andenken behalten, und es ist ihnen gelungen, ihre Erbitterung auf

*) Ein Kapitän ward von den Verwandten eines Arabers, der in der Schlacht geblieben war, ermordet.

auf das ganze Volk überzutragen, und ihm einen tödtlichen Haß gegen uns einzuflößen; durch diesen Haß bin ich oft selbst persönlichen Beleidigungen ausgesetzt worden. Ich bin manchmal von Arabern mit Steinen verfolgt, und von aufgehetzten Abyssiniern mit Prügeln angegriffen worden. Eines Tages unter andern bestand ich nebst einem von meinen Offizieren gegen fünf von diesen letztern einen höchst lächerlichen Kampf. Wir hatten uns große Postpeitschen gemacht, die wir brauchten, um die Heerden von Hunden zu verjagen, die uns anfielen, wenn wir in die Gegend kamen, wo sie sich aufhielten. Diese Peitschen hatten wir eben bei uns, als diese Abyssinier uns angriffen, und wir sahen uns genöthigt, uns ihrer zu unserer Vertheidigung zu bedienen. Dieses Instrument war für sie etwas ganz neues, und schon das bloße Klatschen mit derselben setzte sie in das größte Erstaunen; als sie aber zwei oder drei Hiebe bekamen, so liefen sie davon und heulten wie Besessene. Durch diese Begebenheit sah ich mich genöthigt, meine Zuflucht zum Gouverneur zu nehmen, und dieser gab mir, unter dem Vorwande, mich in Zukunft zu beschützen, einen von seinen Trabanten, der den Befehl bekam, mich überall hin zu begleiten, und Achtung für meine Person einzuflößen. Ich sah sehr wohl durch diese Gefälligkeit hindurch, und merkte recht gut, daß er mir bloß einen Spion zugesellte, um durch ihn von allen meinen Handlungen unterrichtet zu werden.

Dies war mir aber sehr gleichgültig, denn ich hatte kein Interesse, irgend etwas vor ihm geheim zu halten. Ich hatte vielmehr oft Gelegenheit, mir Glück zu wünschen, daß ich ihn bei mir hatte, und seine Gegenwart hat mir wirklich manche Beschimpfung, die ich ohne ihn auszustehn gehabt hätte, erspart.

Mokha liegt auf einer dürren Ebene, die sich von der Küste an bis zu dem Fuße der Gebirge erstreckt, welches eine Strecke von vier Lieues ausmacht. Dieser ganze Raum ist ein Sandboden, der mit Kies und kleinen Steinen untermischt ist, wovon der größte Theil Bruchstücke von Granit sind. In dieser ganzen Ebene findet man kaum hie und da einige elende Kassienstauden, deren Blätter und Beeren von den Kameelen abgefressen werden. Sonst findet man weder hier noch auch selbst an dem Ufer des Meeres die geringste Spur von Vegetazion. Diese Ebene ist für Menschen und Vieh qualvoll zu durchreisen, denn man findet durchaus keinen Schatten darin, und nicht den geringsten Schutz gegen die brennende Sonnenhitze. Von einer Strecke zur andern haben die Araber Brunnen gegraben und große Tränken für das Vieh dabei' angebracht; bei einem jeden derselben steht ein kleines Häuschen, worin die Leute wohnen, die für die Unterhaltung der Brunnen sorgen müssen, und die für den geringen Betrag eines Komassi jedem Reisenden Wasser zu schöpfen verbunden sind. Diese Brunnen, die Tracht der Einwohner, die Kameele,

die

die Esel, kurz alles erinnerten mich an die Schilderungen der heiligen Schrift, und ich habe diese sehr wahr und treffend gefunden.

Das Wasser, das man in dieser ganzen Ebene antrifft, ist fast nicht trinkbar; die Küste ist sehr niedrig, und das Meerwasser dringt auch noch durch den Boden hindurch. Man mag graben wo man will, so findet man sicher in einer geringen Tiefe, d. h. höchstens von 10 bis 12 Fuß, schon Wasser; allein dies ist überall so salzig, daß man nur ein zwei Fuß tiefes Loch graben und Wasser hineingießen darf, um wirkliches Salz zu bekommen. Das Wasser wird zwar anfangs vom Sande eingezogen; allein wenn man zu wiederholtenmalen Wasser hineingießt, so wird der Sand bald gesättigt, und dann thut die Sonne das Uebrige. Die salzigen Theile, welche die sandige Erde, woraus der Boden besteht, enthält, lösen sich durch das Wasser auf, vereinigen sich und setzen sich auf den Boden des Loches, wo die Sonne sie bald kalzinirt hat. In der Stadt giebt es kein gutes Wasser, sondern man muß es fast eine halbe Stunde davon in einem ungeheuren Brunnen holen, bei dem eine große Tränke angelegt ist, deren sich die ganze Kavalerie bedient; alle Pferde, Esel und Maulesel aus der ganzen Stadt kommen hier des Morgens und des Abends zusammen. Alle Einwohner von Mokha müssen von diesem Wasser trinken, das entweder durch Menschen oder auf Eseln in großen Schläuchen hineingeschafft wird;

wird; es ist schon an sich sehr schlecht, wenn auch der Schlauch, worin es gebracht wird, noch so alt ist; so lange er aber neu ist, so wird das Wasser dadurch ganz abscheulich. Es ist aber überdies ungesund, und verursacht sehr leicht Entzündungen im Unterleibe, welche Krankheit in einem so heißen Lande leicht tödtlich werden kann. Je weiter man sich aber von dieser Küste des Meers entfernt, desto weniger salzig ist das Wasser, und in den Gebirgen selbst ist es ganz vortreflich. Südwärts von der Stadt hat die Natur einen schmalen Streif von Pflanzenerde angebracht, der ungefehr eine halbe Stunde breit, und 3 bis $3\frac{1}{2}$ Stunden lang ist. Diese ganze Strecke ist mit Dattelpalmen bedeckt, und es sind in derselben eine Menge Gärten angelegt und Lustschlösser erbaut, wenn man anders Strohhütten, oder einige elende mit Palmblättern bedeckte Häuser so nennen kann. So elend sie aber auch sind, so entsprechen sie doch der Absicht, die man dabei hat; sie gewähren nehmlich Schutz gegen die heiße Witterung, und man kann hier der Kühlung genießen und seinen Hukka rauchen.

Hier lag auch der Garten des Sajiden, Mahomed-Abdalla, des Ergouverneurs, der mich so wohl aufgenommen hatte; hier habe ich ihn nach seiner Absetzung oft besucht. Der Imam hatte ihn zu einer sehr starken Geldstrafe zum Besten der Soldaten verurtheilt, und diese hatten den Mann, dem sie noch zwei Tage vorher blindlings gehorchen mußten,

auf

auf das härteste behandelt, und ihm alle Arten von Kränkungen zugefügt. Mit Hülfe seiner Freunde, und mit Aufopferung fast seines ganzen Vermögens hatte er endlich diesen Soldatenhaufen befriedigt, und war hierauf in seinen Garten gezogen, wo er seine Tage damit zubrachte, daß er sich badete, ruhig auf Kissen ausgestreckt lag, rauchte, im Kühlen schlief, und das allervollkommenste Pflanzenleben führte. Mein Besuch machte ihm jedesmal das größte Vergnügen; ich rauchte den Hukka mit ihm, und nicht selten schliefen wir beide gegen einander über auf unserm Kissen ein. Wenn ich erwachte, fand ich immer einen vortrefflichen Plau aufgetragen; er selbst aber berührte ihn nie, und ich konnte es durchaus nicht dahin bringen, daß er in meiner Gegenwart gegessen hätte. Gewöhnlich mußte ich so lange bei ihm bleiben, als es nur möglich war, und ich hatte immer Mühe, noch vor Thorschluß die Stadt zu erreichen; denn da das kleine Pförtchen, welches gewöhnlich alle Nacht für die Fußgänger offen gelassen wird, so niedrig ist, daß man nur hindurch kriechen kann, so mußte ich immer kurz vor Sonnenuntergang zurückkommen.

Dieser große Dattelwald ist der einzige Ort in der Gegend von Mokha, wo man eine Spur von Kultur erblickt; die Araber haben aber auch eine ausserordentliche Sorgfalt für diese Bäume, und begießen und pflegen sie auf alle mögliche Weise. Diese Sorgfalt wird ihnen jedoch, außer dem erqui-

kenden

kenden Schatten, den ihnen die Bäume geben, auch noch durch eine Menge von Datteln belohnt, wovon sie alles, was nach eigenem Verbrauch übrig bleibt, ausführen. Diese Art von Palmbaum ist übrigens die einzige, die ich in Arabien gesehn habe, und Kokospalmen sind mir nie vorgekommen.

Sehr uneigentlich führt der Kaffee von Mokha diesen Namen, weil kein Fuß breit davon in der Gegend dieser Stadt wächst; da es aber der Hafen ist, wo man ihn einschifft, so ist es Gebrauch geworden, ihn so zu nennen. Man findet in Arabien einen Baum, welcher Marsch, und einen andern, der Oschar genannt wird. Ihr Holz bringt die nehmliche Wirkung hervor als das, was wir in unsern Kolonien unter dem Namen Rondeholz kennen, daß es nehmlich durch Reiben zu brennen anfängt.

Wenn man die wüste Ebene, worin Mokha liegt, zurückgelegt hat, so kömmt man in die Gebirge, und in diesen findet man das Dorf Moza oder Muza. So traurig und unfruchtbar die Ebene ist, so angenehm verändert sich die Szene, sobald man die Gebirge betritt. Moza liegt in einem reizenden Thale, wo ewiger Frühling herrscht. Rings umher ist die Luft mit balsamischen Düften von Früchten und Blumen erfüllt, und die Berge schützen das Dorf gegen die Wuth des Windes, der Mokha so sehr beunruhigt. Unter den Palmbäumen, Pfirsich- und andern Bäumen, wovon das Land bedeckt ist, findet man Schutz gegen die brennende Sonne,

und

und kühlenden Schatten. Das Wasser ist vortreflich, und so lange ich mich in Mokha aufgehalten habe, ließ ich mir das Wasser für meinen Tisch immer von hier holen; kurz, Moza wäre allein hinreichend gewesen, um dem Lande Yemen mit Recht den Namen des glücklichen Arabiens zu verschaffen.

Man findet in ganz Arabien nicht ein einziges Fuhrwerk, und weiß gar nicht was Räder sind; alles wird entweder von Menschen herbei getragen, oder auf Mauleseln, Eseln und Kameelen. Von diesem letztern Thier ist Arabien das eigentliche Vaterland, und es pflanzt sich nirgends anders fort. Die Kameele, die man in Indien findet, vermehren sich daselbst nicht, denn wenige einzelne Beispiele machen keine Regel für die ganze Gattung aus. Für Yemen ist dies Thier erstaunlich viel werth, denn die Natur hat es ganz eigentlich dazu geschaffen, um in der Wüste zu leben. Es giebt in der Welt kein Geschöpf, das mäßiger wäre; es ist jedermann bekannt, daß es in seinem Innern einen Wasserbehälter hat, vermittelst dessen es mehrere Tage zubringen kann, ohne zu trinken, auch weiß man, daß es zu den wiederkäuenden Thieren gehört; allein eine wenig bekannte Sache ist der außerordentliche Grad von Hunger, den es ausstehn kann, ohne umzukommen. Ich selbst habe eines aus Arabien mitgenommen, das von Sokkotora bis Pondichery nicht getrunken, und während dieser siebzehn Tage dauernden Fahrt nicht mehr als zwan-

zig Pfund Hirsenstroh gefressen hat; was in der That zum Erstaunen ist. Von dem vierten Tage an wiederkäuete das Thier nur äußerst wenig, d. h. höchstens eine Viertelstunde, so viel man bemerken konnte. Als es ans Land gebracht wurde, lief es sogleich an den Brunnen, soff außerordentlich viel und befand sich nun ganz eben so wohl, als wenn es gar nichts ausgestanden hätte. So reichlich es aber seinen Durst befriedigte, so mäßig benahm es sich mit der Nahrung, es fraß nur sehr wenig auf einmal und verrieth durchaus keinen außerordentlichen Hunger. Es ist übrigens ein höchst träges Thier, wenn es nicht heftig angereizt wird. Man ist genöthigt, ihm das Stroh zusammen zu drehen und in das Maul zu stopfen; sonst würde es ganze Tage lang auf dem Bauche liegen bleiben, ohne aufzustehn und zu fressen, wenn der Hunger es nicht sehr quälte. Eine auffallende Eigenheit an diesem Thier ist, daß, obgleich es sich von Vegetabilien nährt, es einen stinkenden Athem hat; seine ganze Nahrung nimmt in seinem Magen einen faulichten, unausstehlichen Geruch an *).

Eine ander Sonderbarkeit dieses Thieres ist, daß es einen heftigen Abscheu gegen Schlamm und Koth hat und nur durch Schläge gezwungen werden kann,

*) Man bemerkt dies in den meisten wüsten Ländern, wo sich die Thiere von salzigen oder alkalischen Gewächsen nähren müssen.

kann, in einem kothigen Wege zu gehn. Sein Gang ist übrigens äußerst sanft und sicher, und nie strauchelt es oder glischt es aus. Man hat behauptet, daß das Kameel nicht laufen könne, und daß man sich daher zum Reiten, und überhaupt zum Reisen, der Dromedare bedienen müsse. Ich kann jedoch versichern, daß die Kameele außerordentlich leicht sind und sehr schnell laufen; denn ich selbst habe mich ihrer mehrmals zum Reiten bedient. Im Trab gehn sie zwar ebenfalls geschwind, jedoch äusserst hart, und man muß sie stark anspornen, um sie in Galop zu bringen; alsdann aber sind sie so ausserordentlich schnell, daß das beste Pferd aus Newmarket ihnen nicht gleich kommen würde. Ihre Bewegungen sind so heftig, daß kein Reiter sich ohne einen hölzernen Pflock, der quer durch den vordern Theil des Sattelbogens geht, darauf festhalten könnte. Dieser Pflock kommt dem Reiter über die Schenkel zu liegen, und hält ihn bei heftigen Stößen des Thiers fest, damit er nicht herunter geworfen wird. Ohne dieses Mittel würde man bei jedem Tempo des Galops unfehlbar den Reiter herunterfliegen sehn. Während daß man das Kameel beladet, legt es sich ruhig auf die Erde nieder, und steht von selbst wieder auf, wenn man ihm eine allzugroße, oder doch wenigstens größere Last, als es zu tragen gewohnt ist, auflegt. Wenn man es reiten will, legt es sich ebenfalls auf die Knie, und bleibt so lange liegen, bis der Reiter ihm ein Zeichen

giebt, daß es aufstehn soll; in diesem Augenblick muß man sich aber sehr sorgfältig festhalten, denn die Bewegung, womit das Thier aufsteht, ist im höchsten Grade heftig, und es ist ein seltner Fall, daß ein Reiter, der nicht schon eine lange Uebung darin gehabt hat, nicht herunter geworfen wird. Die gewöhnliche Last dieses Thieres besteht in zwei Ballen Kaffee, die zusammen ungefehr 626 Pfund wiegen; mit dem Sattel und Zeug können daher volle 700 Pfund herauskommen. Nie wird ihm aber auch eine größere Last aufgelegt. Die Leitung des Thieres geschieht vermittelst eines Ringes, der in dem Nasenknorpel oder in einer Oberlippe *) befestigt ist. Dies ist jedoch nicht hinreichend, um das Thier anzureizen, denn es ist von Natur außerordentlich eigensinnig, und wenn es ihm nicht beliebt, so dreht es, wenn der Reiter den Ring anzieht, nur den Kopf herum, ohne im mindesten schneller zu gehn; er muß daher aus allen Kräften darauf losschlagen, wenn er es ganz zum Gehorsam bringen will.

Arabien ist das Vaterland der Esel. Es giebt deren zweierlei Arten daselbst, nehmlich die gewöhnliche, die wir auch in Europa haben, und noch eine andre, die weit seltner ist. Die Esel der letztern Art haben die Größe eines großen Pferdes, und besitzen

*) Die Oberlippe des Kameels ist gespalten, daher hat es deren zwei.

besitzen viel Stärke und eine bewundernswürdige Schnelligkeit. Man braucht sie vorzüglich gern zum Reiten, und sogar die Kavalerie bedient sich ihrer, das heißt, die Araber verrichten auf denselben ihre Patrollen, und überhaupt alle ihre Dienstgeschäfte, mit Ausnahme der großen Paradeaufzüge. Wenn man einem solchen Esel die Ohren und Schwanz abschnitte, so würde man ihn für ein schönes englisirtes Pferd halten. Mit Arabischen Stuten zeugen diese Esel die schönsten Maulesel, welche die Pferde bei weitem an Stärke übertreffen, und wahre Kolosse sind. Der Imam verkauft sie aber auch nicht unter 1000 Piaster, was den Preis für ein Pferd weit übertrifft, der gewöhnlich nicht über 800 Piaster steigt.

Die Araber sind große Liebhaber der Gazellen, und besitzen eine Art von diesen Thieren, die sie in ihren Häusern aufziehen, und die ein Meisterstück von Grazie und Leichtigkeit ist. Sie sind so zuthulich, daß sie einem beschwerlich fallen. Sie mögen dreizehn bis funfzehn Zoll hoch sein, und können in einem Satz sechs bis sieben Fuß weit springen, wobei ihre vier Füße den Boden zugleich verlassen und zugleich wieder berühren. Sie sind grau von Farbe, und ihr Bauch ist silberfarben; ihre Hörner sind schwarz, ganz gerade, glatt, und höchstens zwei Zoll lang. Alle diese Thiere besitzen eine Mäßigkeit, die dem Klima angemessen ist, und die sie, auch in andern Ländern, wohin sie verpflanzt werden, nie verlieren.

Es ist unglaublich, wie wenig Nahrung sie brauchen, um gesund und munter zu bleiben.

Weiter oben habe ich schon bemerkt, daß die Araber in den Künsten es noch nicht weit gebracht haben; da ihre Religion ihnen alle Arten von Bildern verbietet, so untersagt sie ihnen auch Malerei und Bildhauerkunst. Ihre Architektur ist plump und beruht auf keinen Grundsätzen; von unsern fünf Griechischen und Römischen Ordnungen wissen sie nichts. Ihre größten Gebäude haben viel Aehnlichkeit mit der Gothischen Ordnung, wenigstens sind die Gewölbe der großen Moschee in Mokha durchaus Gothisch; es sind Ohrgewölbe, die von Gothischen Säulen getragen werden.

Die Art, wie sie ihre Häuser bauen, besteht bloß darin, daß sie ganz ohne Plan, ohne Zeichnung, und ohne allen Geschmack vier Mauern von Backsteinen aufführen. Die Fenster werden ganz ohne Symmetrie angebracht; inwendig in den Mauern befindet sich eine Menge kleiner Nischen oder Vertiefungen, die ein Christ auf den ersten Blick für Bilderblenden der Heiligen hält, die aber keine andere Bestimmung haben, als auf den Abend Lichter hineinzustellen, oder auch allenfalls Sachen darin aufzuheben. Der Kalk, dessen sich die Araber zum Mauern bedienen, wird aus Muscheln und Korallen bereitet, und ist sehr theuer, weil das Holz selten ist und weit hergebracht werden muß. Ihre Häuser sind oben flach, und die Mauern endigen sich rings-

ringsherum in kleine dreiwinkelichte Spitzen, so wie man es auf dem Kupfer, welches den Araber aus Yemen vorstellt, sehen kann.

Ihre Schifffahrt schränkt sich auf ein ängstliches Fahren längst der Küste hinein. Ihre Musik ist abscheulich, und weit elender als die der wilden Völker in Afrika. Durch die obenerwähnte Geschichte des deutschen Missionärs wird man sich einen Begriff machen können, wie weit sie noch in der Arzneikunde zurück sind; übrigens darf man nur lesen, was Savary, Bruce, Niebuhr und Volney über diesen Punkt sagen, und man wird das, was ich hier sage, bestätigt finden. Von der Mechanik haben sie keinen Begriff; sie besitzen keine einzige Maschine mit Rädern, sondern alle ihre Arbeiten werden mit den Händen verrichtet; sie kennen nicht einmal die gemeinste und nützlichste unter allen Maschinen, den Schiebkarren. Ihr Pflug ist ein höchst unvollkommenes Werkzeug ohne Räder, und das Messer an demselben wird zwar ungefehr wie bei uns geführt, aber auf eine für die Ochsen und den Menschen mühsame Art. Beinahe alles wird mit den Händen bearbeitet; sie bedienen sich dazu eines, an beiden Händen mit einem Strick festgemachten Bretes, womit sie die Erde auf Haufen ziehen, und dann mit derselben ringsherum kleine Dämme aufführen, die zum Aufhalten des Wassers dienen sollen, wie bei den Feldern, die mit Reis bestellt werden. Der Sämann folgt dem Pflüger unmittelbar nach, streut den Samen

hinter ihm aus, und deckt ihn mit den Füßen zu. So erbärmlich dies Verfahren aber auch ist, so liefert der Boden doch äußerst reiche Ernten. Der Ertrag des Weizens ist in den schlechtern Gegenden zehnfach, auf gewöhnlichen Feldern 25 bis dreißigfach, und auf den guten funfzigfach, in einigen Kantonen, besonders aber in den Gebirgen, gewinnt man von der Hirse eine 150fältige Ernte; was beinah nicht zu glauben ist.

Man sieht hieraus, daß viele Künste ihnen noch ganz unbekannt sind, und die übrigen sich noch in ihrer Kindheit befinden.

Ganz anders verhält es sich aber mit den Wissenschaften und der Literatur. Ihre Poesien sind bekanntlich sehr berühmt, und in der Geometrie und Astronomie haben sie so große Fortschritte gemacht, als es ohne Instrumente, oder mit höchst unvollkommenen nur immer möglich ist. Ein besondres Genie besitzen sie für arithmetische Aufgaben, und haben es in allen Arten von Kombinationen der Zahlen sehr weit gebracht. Sie spielen sehr gut Schach, und wegen dieses Spieles haben mich sehr viele von ihnen häufig besucht. Einer von ihnen war so ausserordentlich geschickt darin, daß er uns alle matt machte; wir gaben ihm daher den Beinamen Sap-Mat, und nannten ihn durchaus nicht anders. Seine Freunde gewöhnten sich daran, und nannten ihn ebenfalls so, und diesen Namen hat er auch behalten. Sap ist ein Maurisches Wort, und

bezeichnet eine Art von Titel, der unserm Worte: Herr! gleich kommt. Um seinen Respekt gegen ein Frauenzimmer auszudrücken, sagt man: Bibi Sap.

Das Hornvieh ist zu Arabien so äußerst selten, daß man es sehr sparsam schlachtet, und zuweilen ist in Mokha Mangel daran. Dann nimmt man Kameelfleisch an dessen Stelle und verkauft es in den Schlachthäusern für Rindfleisch. Dies ist weniger fest und schwarz als das Rindfleisch, aber sehr schmackhaft und saftig, und hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Kalbfleisch. Die Brühe vom Kameelfleische ist sehr gut, und ich hatte mich so daran gewöhnt, daß ich gar nichts mehr dagegen hatte, wenn mein Wirt mir keine andere verschaffen konnte.

In den am Meere gelegenen Gegenden machen die Fische das Hauptstück der Küche aus. Sie sind im Ganzen genommen sehr gut und schmackhaft, und von derselben Art wie die unsrigen. Zugfische kennt man eben so wenig als Zugvögel. Ich habe weder Störche noch Schwalben dort gesehn; die Wachteln hingegen halten sich das Jahr hindurch daselbst auf. Niebuhr hat jedoch Störche zu Mossul gesehn. Man findet hier den Samargog oder Heuschreckenfresser. Ich habe diesen Vogel nicht selbst gesehn, aber nach der Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hat, könnte es die Art von

Amsel sein, die auf Isle de France unter dem Namen Martin bekannt ist.

Der Obstmarkt zu Mokha ist vielleicht der ausserordentlichste in der Welt. Die Natur hat alles für dies Land gethan, und wenn man die zahllosen Vorzüge bedenkt, womit sie es ausgestattet hat, und zugleich auch die Leibesstärke, den hellen Verstand und den Muth seiner Bewohner; so ist es kaum begreiflich, daß sich diese nicht zu dem ersten Volk der Erde emporgeschwungen haben. Es läßt sich allenfalls nur dadurch erklären, daß sie sich in ihrem Vaterlande zu glücklich fühlten, um noch etwas zu erlangen, und daß sie daher nicht gesucht haben, fremde Länder zu erobern, die nichts anziehendes für sie hatten, und wo sie nicht die Hälfte von dem fanden, was ihnen nicht ihr Vaterland reichlich dargeboten hatte. Arabien bringt alles hervor. Ich habe täglich den Markt mit Aepfeln und Orangen, mit Pflaumen und Zitronen, mit Aprikosen und Ananas, mit Pfirsichen und Bananen, mit Artischocken, Trauben und Mangos, kurz mit allem Obst und Gemüsen aus Europa und Asien, reichlich angefüllt gesehn. Die Hitze ist aber so außerordentlich, daß das Obst von solchen Bäumen, die jährlich ihr Laub verlieren, zu schnell reif wird, weniger Saft als sonst gewöhnlich hat, und sich kaum vierzehn Tage lang hält. Weit besser gedeihen dagegen die immer grünenden Bäume; auch sind die Asiatischen Früchte daselbst weit vortreflicher als die unsrigen.

Da die Religion den Arabern alle Arten von gegohrnen Getränken untersagt, so wird kein Wein, und nicht einmal ein Getränk aus Datteln bereitet, was doch eben so gut wie aus Kokosnüssen geschehn könnte; dagegen wird aber eine Menge Trauben getrocknet, aus denen man ein sehr angenehmes Getränk verfertigt. Ich habe mich dessen bedienen müssen, weil ich keinen andern Wein bekommen konnte. Um es zu bereiten, thut man ungefehr dreißig Pfund Rosinen in eine Tonne Wasser, läßt sie drei Tage lang gähren, und zieht das Getränk in Flaschen ab. Es hat alsdann viel Aehnlichkeit mit dem Champagnerwein, und da es jedermann in seinem Hause leicht verfertigen kann, ohne daß es bekannt wird, so trinken es die Araber troß ihrem Alkoran sehr häufig, und ich bin von mehreren insgeheim damit traktirt worden. Auch ihre Leidenschaft für den Brantwein kehrt sich nicht an das Verbot, denn durch die Anwesenheit der vielen Fremden in Mokha sind die Einwohner nach und nach weniger pünktlich in Erfüllung ihrer Religionsschriften geworden. Sie geben daher ihrer Neigung Raum, und ich habe viele von ihnen mit Entzücken Brantwein trinken sehn, ohne daß sie auch nur das gewöhnliche: Mahomed, mach die Augen zu! dabei ausgerufen hätten, wenn sie nur sicher waren, daß sie von keinen ihrer Landsleute gesehn wurden. Vielleicht habe ich es sogar mehr diesem Geschmack für starke Getränke als irgend einem andern Grunde

zu verdanken, daß ich die Bekanntschaft der meisten vornehmsten Offiziere der Kavalerie in Mokha gemacht habe; denn wahrscheinlich kamen sie in der Hoffnung zu mir, sich insgeheim bei mir gütlich zu thun. Von den daselbst wohnenden Juden wird zwar auch Arrak fabrizirt; aber er ist so erbärmlich, daß man Neger oder Matrose sein muß, um ihn trinken zu können. Die Araber enthalten sich dessen ohne Mühe, ohne dabei auf ihre Religion Rücksicht zu nehmen; daher ist der Absatz sehr gering.

Die Hirse wird unter allen Getreidearten am häufigsten in Yemen gebaut; Gerste nur in geringer Menge, und Weizen noch weniger. Der erstere steht gewöhnlich nicht nur dicht, sondern die Aehren sind auch selten weniger als fünf Zoll lang, ungefehr einen Zoll im Durchmesser dick und mit Körnern überladen, wie könnte auch sonst eine 150fältige Ernte davon gewonnen werden? Der Halm wird oft fünf bis sechs Fuß hoch, und das Stroh wird für die Esel und Kameele sorgfältig aufgehoben. Die Pferde bekommen kein Heu, sondern im Stall die zartesten Spitzen des Hirsenstrohes zu fressen, woran sich noch die Aehren nebst den Körnern befinden; daher man ihnen nur noch sehr wenig Gerste oder Bohnen statt des Hafers giebt.

Die Araber backen kein Brod, oder doch nur äußerst wenig; sie nähren sich wie die Indier größtentheils von Reis, und ihr gewöhnliches Gericht ist der Pelau oder Plau. Um ihn zu bereiten, wird

eine Henne und ungefehr drei Pfund Reis in einen Topf gethan, und gerade nur so viel Wasser hinzugegossen als nöthig ist, damit der Reis nicht anbrennen soll; hiezu thut man noch eine Menge Gewürz, als Kardamom, Muskatennuß, Gewürznelken ꝛc., und läßt das Ganze, ungefehr sechs und dreißig Stunden lang ununterbrochen miteinander kochen. Der Reis wird hiebei durch nichts anders befeuchtet als durch den Saft der Henne, und bekommt dadurch einen köstlichen Geschmack. Der angenehme Geruch von einem gut zubereiteten Pelau muß, wenn der Deckel aufgehoben wird, sich im ganzen Hause verbreiten.

Im Innern des Landes giebt es eine solche ungeheure Menge von Rosenstöcken, daß man Rosenwasser und Rosenöl in großer Menge bereitet, welches über den ganzen Erdboden verführt wird. Die Araber haben eine große Vorliebe dafür, und gebrauchen es sehr stark. Das Rosenöl ist vorzüglich äußerst stark; wenn ein einziger Tropfen davon in einen großen Koffer mit Wäsche oder dergleichen fällt, so behält dieser einen Geruch, den nichts vertreiben kann. Das Futteral, worin ein Fläschchen mit Rosenöl gewesen ist, behält den Geruch desselben, so lange nur noch ein Stückchen davon vorhanden ist; und wenn man etwas davon auf die Hand gießt, so hilft alles Waschen nichts, und es braucht wenigstens drei Tage, bis der Geruch nach und nach durch den Schweiß wieder weggenommen wird.

An der Küste des Meeres wird sehr viel Salz verfertigt, wobei die Araber aber nicht, wie es bei uns zu geschehen pflegt, regelmäßige Vertiefungen in eine Ebene graben, und diese alsdann unter Wasser setzen; sie machen vielmehr nur schlechtweg Löcher in die Erde, die ungefehr vier bis fünf Fuß im Durchmesser enthalten, und nur zwei Fuß tief sind. Diese werden mit Seewasser so lange angefüllt, bis daß der Boden gehörig damit getränkt ist, und kein Wasser mehr einsaugt. Hierauf setzt sich auf die Oberfläche des Wassers eine rothe Rinde an, die sich immer tiefer hinab senkt, und ein Salz zu Boden setzt, welches, wenn das ebenfalls rothe Wasser davon abgeschöpft wird, anfänglich ganz roth ist. Dies wird hierauf eine Zeitlang in die Sonne gelegt, die ihm bald eine blendendweiße, außerordentlich schöne Farbe giebt; das Salz in Mokha ist das schönste, das ich in meinem Leben gesehen habe.

Die Liebhaber von Muscheln könnten an den Ufern der Arabischen Küste genug zu ihrer Befriedigung finden, da die Muscheln hier noch nie gesammelt worden sind, und man sie daher im Ueberfluß findet. Die gemeinsten sind die Olive, die Pilgerin und Bernard der Einsiedler; man hat deren, die sowohl für die Form als für den äußern Glanz sehr gut erhalten sind.

Der Kaffee macht den vorzüglichsten Zweig der Kultur in Yemen aus; dieser Baum ist aber zu bekannt, um hier eine Beschreibung beizufügen. Er

stammt

stammt ursprünglich aus Arabien her, und ob er gleich in den Antillen, zu Cayenne und auf der Insel Bourbon auch vortrefflich gedeiht, so hat er doch in seinem Vaterlande einen vorzüglicheren Grad von Güte behalten, der ihm den Vorzug in ganz Europa zugesteht. Die Frucht desselben ist gewöhnlich klein, rund, ohne alle Hülse, grünlich von Farbe, und hat einen starken Geruch. Es giebt jedoch noch eine andere Art von Kaffee, der in den Gegenden von Uden wächst; er ist schwarz und ungefehr wie die Gewürznelken, mit kleinen glänzenden Pünktchen übersät, und hat einen sehr starken Geschmack, und das daraus bereitete Getränk wird äußerst ölicht. Unvermischt könnte man ihn gar nicht trinken, denn sein Geruch ist erstaunlich stark, und der Geschmack sehr scharf; wenn man ihn aber mit der vorigen Art vermischt, was gewöhnlich zum sechsten Theil geschieht, so wird die Güte desselben sehr erhöht. Auf diese Art sortirt ihn der Agent der Kompagnie.

Alle diese verschiedene Arten von Kaffee werden nach Bethelfakih gebracht, einer kleinen 25 Stunden nordwestlich von Mokha gelegenen Stadt, in welcher der allgemeine Kaffeemarkt ist. Die Franzosen haben daselbst eine Loge, und ihre eigene in Frankreich gebräuchlichen Maaße und Gewichte. Der Markt hat gewöhnlich im Anfang des Mai statt, damit die Schiffe, die ihn zu Mokha einladen, zu Anfang des Juni, als um welche Zeit der Passatwind sich umlegt, absegeln können. Der zur Ausfuhr

bestimmte Kaffee wird auf Kameelen nach Mokha geliefert; selten beläuft sich diese Ausfuhr auf 4000 Ballen, wenn man die Jahre davon ausnimmt, in denen die Englischen und Französischen Kompagnien Geschäfte damit machen. Da dies aber nicht immer geschieht, so kann man die ganze Ausfuhr daher nur auf 3500, höchstens 4000 Ballen berechnen. Jeder Ballen wiegt 313 Pfund, wovon dreizehn auf das Einpacken gerechnet werden, und kostet, einen in den andern gerechnet, 42 Spanische Piaster, mit Inbegriff der Transportkosten nach Mokha, und der Zollgebühren an diesem Orte und zu Bethelfakih. Das Pfund davon kostet also ungefehr vierzehn und einen halben franz. Sous. Nach dieser Berechnung würden aus Mokha höchstens jährlich 1200,000 Pfund Kaffee ausgeführt, was eine Summe von 168000 Piastern ausmacht. Da nun Arabien eine Menge Artikel, die ihm unentbehrlich sind, aus dem Auslande kommen lassen muß, so würde seine Handelsbilanz sehr zu seinem Nachtheil ausschlagen, wenn es außer dieser geringen Summe keine weitere Einnahme hätte; allein die Ausfuhr des Kaffees aus dem Hafen von Mokha ist in den Augen der Regierung ein so geringfügiger Gegenstand, daß sie ihn kaum ihrer Aufmerksamkeit würdigt. Dagegen kommen die Perser von allen Seiten auf den Markt nach Bethelfakih, und machen hier die Karavane von Bassora aus. Derjenige Kaffee, der nach Natolien, in die Europäische Türkei, und einen Theil von Rußland

land geht, nimmt seinen Weg über Smyrna und vereinigt sich mit der nach dieser Stadt benannten Karavane; derjenige endlich, der für die Küste der Barbarei und ganz Afrika bestimmt ist, vereinigt sich in der Karavane von Kairo. Hauptsächlich sind es diese drei Karavanen, die den Markt von Bethelfakih blühend machen, und da alle Geschäfte daselbst mit baarem Gelde getrieben werden, so kommt dadurch eine weit größere Summe nach Yemen, als nöthig ist, um die Kosten, die das Land für die ihm fehlenden Artikel zu bestreiten, wieder zu decken.

Außer dem Kaffee liefert Arabien den fremden Nazionen eine Menge getrockneter Datteln, anderes getrocknetes Obst, als Birnen, Aepfel, Trauben, Feigen und Pfirsiche, Quassia, Kardamom und Asa-Fötida. Dies sind lauter Produkte seines Bodens, können aber als keine sehr wichtige Artikel in seiner Handelsbilanz angesehn werden. Auch liefern seine Märkte noch Weihrauch, Benzoe, Aloesaft und Gummi. Diese letztern Artikel sind zwar nicht lauter Arabische Produkte, und obgleich der allgemeine Markt für dieselben in diesem Lande ist, so bringt es selbst doch nur eine kleine Quantität davon hervor. Der Aloesaft kommt von Sokkotora, welche Insel den besten in der Welt liefert. Für dies Produkt giebt es keinen eignen Markt, sondern man findet es zu Mokha, Maskat, Dschidda und in allen andern Städten Arabiens.

Das Gummi zieht Yemen hauptsächlich aus Abyssinien; was es selbst davon hervorbringt, ist nicht der zwanzigste Theil von dem, welches auf seine Märkte kommt. Kaffee von Mokha und Arabisches Gummi sind daher zwei sehr uneigentliche Benennungen. Der Arabische Gummibaum ist klein, unansehnlich, verkrüppelt, und schwitzt das Harz in sehr kleinen und gelblichen Tropfen aus. Der Abyssinische hingegen wird groß und stark und schwitzt eine Menge Tropfen aus, die so groß wie ein Taubenei und so hell wie Kristall sind. Der Markt von Mokha und die umliegenden Oerter würden ohne diesen jährlich kaum 300 Ballen Gummi liefern. Der Weihrauch und der Benzoe machen, zusammengenommen, keinen bedeutenden Handelsartikel aus. Die Araber selbst verbrauchen äußerst viel davon, und von der ganzen Quantität, die man von diesen Produkten auf ihren Märkten findet, kömmt der größte Theil aus Abyssinien. Man kann übrigens mit Gewißheit annehmen, daß der Profit von demjenigen Theil dieser Produkte, den sie ins Ausland verkaufen, der ganzen Summe gleich kommt, die sie für die Quantität bezahlen müssen, welche sie dafür aus Abyssinien ziehen. Nach dieser Berechnung würde der Staat nichts dabei gewinnen.

Mit dem Gelde, das Yemen für seine eben angeführten Produkte zieht, bezahlt es den Reis, der ihm aus Indien gebracht wird, den Zucker, den

man ihm von allen Seiten herzuführt, und besonders den Kandizucker aus Bengalen; ferner das Eisen und die Kanonen, die es von den Europäern bekömmt, die Tücher und das verarbeitete Gold, die es aus den Häfen der Levante zieht, den Pfeffer und die andern Gewürze, die von der Küste Malabar dahin gebracht werden, die baumwollenen Waaren aller Art, die Indien ihm zuschickt, die verschiedenen Arten von Seidenzeugen, die es aus Surate zieht, und endlich das Porzelän, und mehrere andere Artikel aus China.

So groß aber auch immer seine eigenen Bedürfnisse sein mögen, so ist doch immer noch die Bilanz zu seinem Vortheil, und der Beweis liegt darin, daß, da alle Geschäfte mit baarem Gelde gemacht werden, und es im Lande selbst nur eine kleine verzinnte Münzsorte mit Namen Khomassi giebt (deren ich schon oben erwähnt habe, und die nicht ausgeführt werden kann, weil sie fast gar nichts werth ist), demungeachtet die fremden Geldsorten, besonders aber die Europäischen, z. B. Zechinen und Ungarische Thaler in großer Menge daselbst vorhanden sind, und bei allen Handelsgeschäften, sie mögen so beträchtlich sein als sie wollen, gebraucht werden. Die Khomassis dienen durchaus nur zum Verkauf im Kleinen, oder höchstens zum Ausgleichen bei größern Zahlungen. Der Ertrag der eignen verkauften Produkte muß also nothwendigerweise die Summe seines Einkaufs jährlich übersteigen; denn

sonst würde die letztere mit den fremden Geldsorten bezahlt werden, und diese folglich nach und nach gänzlich verschwinden müssen. Man kann also Arabien ein sehr reiches Land nennen, denn seine Produkte übersteigen seine Bedürfnisse.

Die Sitten der Araber sind äußerst rein; die Gewohnheit beständig allein in ihren Harems zu leben und wenig Umgang miteinander zu haben; die Vielweiberei, die ihnen Gelegenheit giebt, den brennenden Hang, den ihnen das Klima einflößt, nach Gefallen zu befriedigen, und die äußerste Zurückhaltung oder vielmehr die Sklaverei, worin das weibliche Geschlecht lebt; alle diese Umstände tragen gemeinschaftlich bei, sie von Ausschweifungen zurückzuhalten. Hiezu kömmt noch die Enthaltung von allen starken Getränken, die in ihrer Religion verboten sind, und der sie sich an allen andern Orten, in ganz Arabien, außer nur da, wo durch den Handel der Luxus sich eingeschlichen hat, und wo man folglich die Uebertretung der Religionsvorschriften mit gleichgültigen Augen ansieht, aufs strengste unterwerfen; ferner die Unbekanntschaft mit allen Hazardspielen, und mehr als dies alles, der Fanatismus ihrer Religion, und die despotische Gewalt ihrer Geistlichen. Dies alles zusammen trägt zu der Reinigkeit ihrer Sitten bei. Die Verachtung, die sie gegen andre Nazionen hegen, macht, daß sie sich von allen entfernt halten, und sich mit keiner in nähere Verbindungen einlassen. Der Araber kenn

nie=

niemand anders als seine Familie; er beobachtet aufs genauste alle im Alkoran ihm vorgeschriebene Gesetze, und es vergeht keine Stunde im Tag, ohne daß er irgend eine Vorschrift zu erfüllen hat. Die Gebete, die Abwaschungen und die Sorgfalt für seine Familie, machen einen Tag wie den andern seine ganze Beschäftigung aus, und unterhalten ihn in seiner einförmigen Lebensart, wodurch seine Sitten unbefleckt erhalten werden. Die Kinder, die unter den Augen des Vaters aufwachsen, und durch keinen fremden Einfluß verdorben werden, gewöhnen sich wieder an die nehmliche Regelmäßigkeit, und weichen ihr ganzes Leben hindurch nicht davon ab.

Die Regierung ist geizig, aber den Privatpersonen kann man dies nicht zur Last legen; und Arabien ist vielleicht das einzige Land, wo diese traurige Leidenschaft, die sonst überall die Quelle so vieler Verbrechen ist, noch nicht Wurzel gefaßt hat. Wegen des heißen Klimas brauchen die Araber nur wenige Kleidungsstücke, und bei ihrer Mäßigkeit sind auch ihre Bedürfnisse für die Nahrung äußerst gering. Der Araber lebt in seinen Gebirgen in friedlicher Trägheit, leidet an nichts Mangel, und hat nichts zu wünschen; er ist glücklich in dem Genusse der Güter, welche die Natur um ihn her ausgebreitet hat; und seufzt nicht nach andern, die er nicht kennt, und die ihm auch von den Fremden in seine Einsamkeit nicht zugeführt werden. Sein Glück besteht im Müßiggehn. Im Kühlen zu schlafen,

sich auf Kissen hinzustrecken, und dabei die frische Luft einzuathmen und den Hukka zu rauchen, sich mehrmals im Tag, sowohl aus Pflicht als aus Neigung zu baden, und endlich des Umgangs mit seinen Weibern zu genießen; dies ist für ihn der Gipfel der höchsten Glückseligkeit. Ein solches Leben entspricht seinen Wünschen, und er weiß es so sehr zu schätzen, daß er es mit niemand theilen will; daher entsteht jene Eifersucht, welche die Grundlage seines Karakters ausmacht. Wenn irgend etwas beitragen könnte, ihre Sitten zu verderben, so wäre es ohne Zweifel die Art, wie sie mit ihren Weibern leben. Das heiße Klima entflammt ihre Sinne und reizt ohne Aufhören ihre Begierden; sie überlassen sich diesen auch um desto unmäßiger, weil sie zu jeder Stunde im Stande sind, sie zu befriedigen. Vielleicht sind ihnen die häufigen Bäder bloß in der Absicht anbefohlen worden, um diese abzukühlen; allein diesen Zweck verfehlen sie durchaus, denn die Sinne könnten durch nichts mehr entflammt werden als durch den Mißbrauch, der mit den Bädern getrieben wird. Gewöhnlich sind ihre Badezimmer große Vierecke, die 25 bis 30 Fuß lang. und eben so breit, aber nur ungefehr $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch sind; man steigt in dieselben auf kleinen, in den vier Ecken angebrachten Stiegen hinab. Der Boden derselben ist mit Sand bedeckt oder fest gestampft, und bleibt immer vollkommen eben. Hier baden sich nun zu gleicher Zeit das Oberhaupt der Familie und alle

seine Weiber. Ich ziehe den Vorhang vor dies unanständige Schauspiel; man wird leicht begreifen, daß durch den Anblick so vieler nackten Frauenzimmer, die keinen andern Schleier haben als das durchsichtige Wasser, das von dem Klima entzündete Feuer sich noch mehr entflammen muß.

Unter diesem Gesichtspunkte könnte man die Sitten der Araber vielleicht frei nennen; allein wahrscheinlich hat ihr Gesetzgeber den nehmlichen Drang der Bedürfnisse gefühlt, und nicht nur die Unmöglichkeit eingesehn, sie zu bezähmen, sondern auch die Gefahr, die daraus entstehen könnte, wenn die Befriedigung derselben durch ein Gesetz eingeschränkt würde. Der wollüstige Araber kann sich daher in dem Innern seines Harems ganz der Herrschaft seiner Sinne überlassen, ohne daß man ihm darum Verderbniß der Sitten vorwerfen kann; denn er übertritt dabei kein Gesetz und handelt gegen keine Pflicht. Die Arabischen Weiber bekömmt man nie zu Gesicht, auch selbst nicht, wenn sie auf Reisen sind, ob sie gleich von Wagen nichts wissen. Damit man sie nicht sehn kann, werden auf den Sattel eines Kameeles vier Stangen gesteckt, über welche man irgend eine Art von Zeug, gewöhnlich von rother Farbe, ausbreitet; in diese Nische muß sich die Frau setzen, und darf auf der ganzen Reise keinen Blick auf die umliegende Gegend werfen. Es würde ihr oft das Leben kosten, wenn sie sich unterstünde, einen Zipfel des Schleiers, hinter welchem sie verborgen ist, zu lüf-

ten; dies hienge wenigstens ganz von der Denkungsart ihres Herrn oder ihres Mannes ab.

Wegen dieser strengen Absonderung der Weiber können sich auch selbst in die Städte, wo die Sitten durch den Luxus schon viel von ihrer Reinigkeit verloren haben, dennoch keine Ausschweifungen mit dem andern Geschlechte einschleichen. In Mokha giebt es keine einzige öffentliche Weibsperson, womit, wie man denken kann, die Europäischen Matrosen sehr unzufrieden sind. Eine einzige Krämerinn stand zu meiner Zeit in dem Rufe, daß sie eben nicht grausam wäre; allein die Landesgesetze sind schrecklich für alle, die in dieser Rücksicht auf frischer That ertappt werden. Wenn es einer Frau einfiele, ihren Galan in einem solchen Augenblick zu verrathen, so dürfte sie nur laut rufen, und wenn dann nur ein einziger Zeuge hinzukäme, und der Europäer ergriffen würde, so könnte dieser schlechterdings nur durch Annahme des Mahomedismus sein Leben retten. Wenn sie überdem so treulos wäre, zu beschwören, daß er Alla gerufen hätte, so wäre das Verbrechen schrecklich, und man würde, wenn er sich zur Annahme des Turbans weigerte, sogleich ohne alle weitere Untersuchung, die Strafe des Spießens an ihm vollziehen. Diese Gesetze sind so wohl bekannt, daß die Europäer auf ihrer Hut sind; die Araber hingegen haben nicht nöthig, dergleichen Weiber zu suchen. Alle diese Umstände bewahren die Sitten dieser Nazion, die man als eine

neue

neue ansehn kann, d. h. als eine solche, die noch Religion und Sitten hat. Unter dem Worte Religion verstehe ich aber keinen Gottesdienst; diesen haben alle Völker, aber eins ist sehr von dem andern verschieden. Religion haben heißt bei mir, fest von der Wahrheit aller der Lehren überzeugt sein, ihre Vorschriften genau beobachten, von ihrer Göttlichkeit und Unfehlbarkeit durchdrungen sein, und sich, wenn es sein muß, willig für sie aufopfern; in diesem Verstande haben wir in Europa keine Religion mehr. Der Gottesdienst hingegen besteht in einigen äußern Gebräuchen und Zeremonien, von denen man sich oft unter einem leichten Vorwande, oft sogar, weil es Mode ist, lossagt, und die mit einem immer mehr überhandnehmenden Leichtsinn beobachtet werden. In dem Welttheil, den wir bewohnen, kennen wir seit langer Zeit nichts mehr als verschiedene Arten von Gottesdiensten.

Arabien ist entfernter von allen Revoluzionen als irgend eine Europäische Nazion, denn es hat keine Umschaffung zu wünschen, so lange es seine Religion und Sitten behält. Es ist das größte Unglück für eine Nazion diese zu verlieren; und wenn wir die Jahrbücher der Welt befragen, so werden wir sehen, daß ein Volk, welches diese umgestürzt sieht, sich nie hat umschaffen können, ohne ein Jahrhundert der Barbarei, welches alles in ein Chaos wirft, und worauf nur langsam aufgeklärtere Zeiten folgen. Die Künste und Wissenschaften erneuern sich nun, und

bringen die Völker auf den höchsten Gipfel der Bildung, von dem sie dann abermals zurückfallen. Die Wissenschaften wurden zuerst in Indien kultivirt, zogen sich dann nach Egypten, von da nach Griechenland, von wo sie nach Italien kamen, welches ihrer wiederum verlustig gieng, als Frankreich damit bereichert ward; und scheinen sie nicht heutzutage ihren Lauf durch den Norden zu nehmen, der kaum zivilisirt war, als der Mittag blühte. Vielleicht werden sie von da nach ihrem ersten Vaterlande zurückkehren. Die Geschichte lehrt uns, daß allein die Zeiten der Barbarei, welche auf die aufgeklärten Jahrhunderte in den ebengenannten Ländern folgten, die Künste und Wissenschaften zwangen, die Welt durchwandern; und wenn man der Ursach ihres Verfalls nachforschen will, so wird man zugeben müssen, daß die Katastrofen, welche die Staaten untergraben, durch nichts als durch die Vernichtung der Religion und der Sitten herbeigeführt werden. Weit glücklicher erblickt die Arabische Nazion, weit entfernt, eine Revoluzion zu fürchten, täglich die Annäherung des Jahrhunderts, wo sie nun ihrer seits die erste Stelle unter den Völkern der Erde einnehmen wird. Ihre Anhänglichkeit an ihre Religion besteht in ihrer ganzen Stärke; ihre Sitten sind rein; sie kennt weder Ausschweifungen, noch das Spiel, noch den Geiz, und dies ist vielleicht das einzige Volk auf dem Erdboden, das die Tugend um ihrer selbst willen ausübt. Die Strenge

ihrer

ihrer Sitten muß nothwendigerweise auch einen großen Einfluß auf den Karakter der Nazion haben, und es giebt in der That kein treueres, redlicheres und aufrichtigeres Volk als die Araber. Sogar die Nomadischen Stämme brechen nie ihr einmal gegebenes Wort. Der Araber stellt keine Scheine aus, weiß nichts von Kontrakten, und verlangt bei keinem Geschäft irgend eine Art von Sicherheit. Zwei Kaufleute schließen einen Handel ab, ohne ein Wort dabei zu reden. Sie berühren sich gegenseitig die Hand, über welche ein dritter ein Tuch ausbreitet; die Berührung bestimmt den Preis, und wenn sie miteinander übereinkommen, so ist nichts in der Welt im Stande, dies rückgängig zu machen. Wenn der Handel unter mehrern abgeschlossen wird, so setzen sich alle in einen Kreis; hierauf giebt der Verkäufer seinen Preis an, indem er die Hand seines Nachbars zur Rechten so oder so vielmal drückt; wer weniger bietet, vermindert diese Zahl von Händedrücken, oder vermehrt sie, wenn er mehr bieten will. Dieses geht nun die Reihe herum, und der Nachbar zur Linken macht das Gebot dem Kaufmann ebenfalls durch Händedrücken bekannt; hierauf giebt sich derjenige zu erkennen, der das Gebot gethan hat; beide Theile reichen sich die Hände, ein dritter trennt diese durch einen leichten Schlag, und nun ist der Handel so fest abgeschlossen, daß nichts ihn rückgängig machen kann. Ich habe dergleichen Geschäfte in meiner Gegenwart abschließen sehn. Es ist in Mokha Gebrauch, daß kein

Schiff etwas, ohne daß es vorher den sämmtlichen Kaufleuten der Stadt angeboten worden, verkaufen darf. Es muß ihnen wenigstens einen Theil der Ladung, wenn auch nicht die ganze, überlassen, ehe sie theilweise verkauft werden darf. Die Kaufleute kommen zu diesem Ende sämmtlich zusammen, und schließen auf die beschriebene stumme Art, die Hände unter dem Teppich, den Handel ab; es entsteht dabei weder Zank noch Streit; es wird nicht ein Wort dabei gesprochen, und doch wird das gegebene Wort unwiederruflich gehalten. Wie sehr werden durch diese Treue und Rechtlichkeit die Europäer beschämt, die allen andern Nazionen so weit überlegen zu sein sich einbilden, und doch nicht das geringste Geschäft abschließen können, ohne sich hinter einer Menge durch Mißtrauen vorgeschriebener und demungeachtet nicht selten unzulänglicher Formen gegen den Betrug zu sichern.

Der Araber ist sehr heftig und rachsüchtig. Nichts ist im Stande, seine Rachsucht zu zähmen, und er wird sich selbst aufopfern, wenn er nur seinen Feind mit in sein Verderben reißen kann; allein durch diesen Durst nach Rache wird er sich dennoch nie verleiten lassen, ihn auf eine hinterlistige Art anzugreifen. Er ist beherzt und tritt seinem Feind muthig vor die Augen. Die große Heftigkeit seiner Leidenschaften macht ihn für den höchsten Grad des Enthusiasmus fähig; dies hat man aus allem gesehn,

was

was sie für ihre Religion gethan haben. Sie sind treue, großmüthige Freunde, und der größten Aufopferung fähig. Die Gastfreiheit ist für sie eine unverletzliche Pflicht; wer sich in ihr Haus flüchtet, er mag ein Verbrechen begangen haben, welches er will, so wird er von dem Eigenthümer für eine heilige Person gehalten, und so lange beschützt, als er sich unter seinem Dache befindet. Wäre er auch selbst sein ärgster Feind, so würde er seine Rache so lange aufschieben, bis er sein Haus wieder verlassen hätte.

Dagegen sind die Araber stolz, ruhmsüchtig, und sehr selten zuvorkommend. Sie verachten überdies im höchsten Grade alle, die nicht zu ihrer Nazion gehören, und sogar die Renegaten stehen bei ihnen in keiner sonderlichen Achtung, wenn sie ihnen auch noch so nützliche Dienste leisten. Sie verachten nicht allein die Ausländer, sondern sie hassen sie sogar, und das Volk sucht sie bei jeder Gelegenheit zu mißhandeln; allein auch hier wie überall, zeichnet sich die höhere Klasse durch ein anständiges und würdevolles Betragen aus, und dieser bessere Theil der Nazion ist, im Ganzen genommen, sehr ernsthaft und bedächtig. Der herrschende Karakter dieses ganzen Volks ist Eifersucht. Jeder Araber ist im Stande, auf den geringsten Verdacht seine Frau zu ermorden; aber seine Wuth wäre hiermit noch nicht befriedigt, sondern er würde auch die weiteste Reise nicht scheuen, und dem Verführer bis

ans

ans äußerste Ende der Welt nachfolgen, um ihm den Dolch ins Herz zu stoßen. Sie sind daher äußerst wachsam auf alles, was ihre Harems betrifft, in die niemand, ohne alle Ausnahme, hineinzukommen wagen darf. Sogar ihren Kindern ist es nicht erlaubt, sobald sie das männliche Alter erreicht haben.

Der Imam von Yemen hat seine Residenz zu **Senan**, einer ungefehr vierzig Lieues nordostwärts von Mokha gelegenen Stadt. Sein Hof ist nicht so glänzend als er sein könnte, wenn er die Sajiden um sich versammelte; aber entweder ist ihre Gegenwart ihm lästig, oder er fürchtet sich vor ihnen; genug, er hält sie entfernt, und ist nur allein von Negern umgeben, die sich seinem Willen sklavisch unterwerfen. Man sieht zu Senan sehr wenig Araber aus großen Familien. Diese Stadt ist übrigens sehr wenig größer als Mokha, und wie alle Städte in ganz Arabien, mit schlechten Mauern von Backsteinen ohne Gräben umgeben, worauf große Thürme angebracht sind; im ganzen Königreiche findet man nicht eine einzige Schanze.

Der Thron von Yemen ist oft mit Blute befleckt worden. Diese Katastrofen haben nach und nach eine Art von Konstituzion veranlaßt, wodurch die Macht des Imams etwas eingeschränkt worden ist. Ob aber gleich dieser Monarch nach der Verfassung kein Despot ist, so wird er es doch dadurch, daß er selbst seinen Staatsrath wählt, ohne den er

nichts

nichts thun kann. So weiß er dem Geist des Gesetzes auf eine geschickte Art auszuweichen, und ist also im Grunde unumschränkter Gebieter über das Leben seiner Unterthanen. Der jetzige Monarch hat seine Regierung noch nicht durch große Hinrichtungen befleckt, und man kann ihm kein einziges willkührliches Todesurtheil vorwerfen. Die Europäer erhalten ziemlich leicht die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen, und erscheinen nie ohne Geschenk vor ihm. Von dem Augenblick an, wo sie an seinen Hof kommen, hält er sie in allem frei, und bezahlt ihnen auch alle Kosten der Rückreise. Man muß sich sehr in Acht nehmen, daß unter den Geschenken, die man ihm überbringt, nichts von Schnitzwerk oder Stickerei sich befindet, was einer menschlichen Figur oder einem Thiere ähnlich sieht, denn da das Gesetz ihnen so streng alle Arten von Bildern untersagt, so würde er gar nichts annehmen. Die Geschenke bestehen gewöhnlich in rothem oder grünem Sammt, goldgesticktem Linon, Schmuck, einem mit Edelsteinen besetzten Dolch, in Pendul- und Taschenuhren, und Waffen. Er giebt dagegen gewöhnlich ein prächtiges Pferd, daß man selbst aus seinen Ställen aussuchen kann. Die Armee dieses Monarchen ist in Friedenszeiten sehr stark in Verhältniß mit der Größe seiner Staaten. Er hält zweitausend Mann Kavalerie, die aus der Blüte der Nazion bestehen, und hiezu kommen noch ungefehr sechs bis siebentausend Mann schlechte Infanterie,

terie, von der ich oben geredet habe; im Fall eines Krieges kann er etwas über zwanzigtausend Mann, alles mit einbegriffen, ins Feld stellen. Ueberdies hat er noch ein Corps von ungefehr sechshundert Kanonieren aus allen Nazionen, das bestimmt ist, mit wenigstens sechshundert Stück Kanonen von jedem Kaliber zu manövriren, von denen höchstens zwanzig auf schlechten Schifflavetten liegen, die von Menschen müssen fortgezogen werden; die übrigen können gar nicht gebraucht werden, weil sie keine Lavetten haben. Ich rede hier nur von Feldstücken; denn die in den Städten liegen auf zwei hölzernen Balken, welche die Stelle der Lavetten vertreten. Die ganze Infanterie und Artillerie ist so elend, daß dreitausend Mann guter Europäischer Truppen, ein paar fliegende Batterien hinreichend wären, um ganz Yemen in drei Monaten zu erobern.

Arabien ist ohne Widerspruch eine seit den ältesten Zeiten bewohnten Stellen des Erdbodens. Seine hohen Granitgebirge beweisen sein Alter. Beim ersten Blick auf die Karte, scheint es in den ersten Zeitaltern der Welt eine Insel gewesen zu sein, als die Landenge von Suez noch nicht war, und als der Persische Meerbusen mit dem Kaspischen Meere in Verbindung stand. Seit dieser Zeit vermehrt sich sein Boden von Tage zu Tage und die Meerenge von Babelmandel wird in einer gewissen Anzahl von Jahrhunderten wahrscheinlicherweise ein zweiter Berüh-

rührungspunkt zwischen Afrika und Asien sein. Man findet schon nicht mehr als sieben Faden Wasser zwischen der Insel Mehún oder Perim *), welches der gewöhnliche Weg der Schiffe ist. Zwar zeigt das Senkblei in der Mitte der großen Meerenge vier und zwanzig Faden; aber diese Tiefe ist nicht gleich, und findet nur in der Mitte statt, und an vielen Stellen kann man wegen der Klippen und Untiefen mit großen Schiffen nicht fahren. Das rothe Meer selbst ist tiefer als die kleine Meerenge; überall fast findet man dreißig bis vierzig Faden Wasser zwischen den Inseln und den Felsen, womit es wie besäet ist. Obgleich man mehrere Stellen als grundlos verschrieen hat, welches daher kömmt, weil man schlechte Senkbleie dabei gebraucht hat, so bin ich doch überzeugt, daß es, wenn die Zeit die Meerenge verschlossen haben wird, einen großen See, ein zweites Kaspisches Meer bilden wird. Im Ganzen genommen ist dies Meer schlecht mit dem Senkblei untersucht worden; ich fand überall einen Grund von 70 bis 80 Faden, indem ich zwischen Mokha und der Afrikanischen Küste schiffte. Herr von Rosily, Kommandant der königl. Fregatte la Méduse, ist der einzige, der im Stande gewesen wäre, uns genaue Angaben darüber zu geben, wenn er nicht

*) Die Insel Mehún oder Perim liegt eine kleine Stunde vom Vorgebirge Babelmandel, und bildet die Meerenge gleiches Namens.

nicht so eilig gewesen wäre, nach dem Ort seiner Bestimmung zu gelangen, und Zeit gehabt hätte, seine ganze Bemühung auf diese Operazion zu wenden. Er war wegen des dort so äußerst heftigen Windes und der reißenden Flut oft genöthigt, bei vollem Segel das Senkblei auszuwerfen. Da dies Manöver ihm nicht erlaubte, sich eines langen Fadens zu bedienen, so war er gezwungen, einen sehr kurzen zu gebrauchen; auch hat er mehrentheils nur 50 Faden tief ausgeworfen, die nicht hinreichend waren, um den Grund zu erreichen. Ganz anders verhält es sich mit seinen Beobachtungen, die mit der größten Genauigkeit und Richtigkeit, dessen seine Talente fähig sind, gemacht und daher vollkommen sind. Dieser vortreffliche General hat so eben eine Karte vom ganzen rothen Meere von der Meerenge bis zur Landenge von Suez herausgegeben. Zu seinen astronomischen Beobachtungen hat er den Chronometer, auf den Meridian von Mahé gestellt, benutzt; und nach aller angewandten Sorgfalt, seinem Eifer und seinen Kenntnissen zufolge, kann man das größte Zutrauen in die Richtigkeit seiner geographischen Bestimmungen setzen. Eine solche Karte mangelte der Schifffahrt gänzlich; die der vorhergehenden Reisenden trug nicht jenen Grad der Bestimmtheit, jenen Karakter, der das Zutrauen der Seefahrer erwirbt; es fehlte die Karte eines Seemanns, und zwar eines solchen Seemanns wie Herr von Rosily. Das Publikum und die Regierung sind

ihm

ihm in dieser Hinsicht einen gerechten Zoll der Dankbarkeit schuldig.

Das Meer zieht sich augenscheinlich von der Ebene zurück, auf der Mokha erbaut ist. Von dem Rand der Küste an bis zu den Gebirgen, wenn man, beim Herauffahren des rothen Meeres, bei der Meerenge anfängt, befreit sich die Grundlage, auf welcher die Arabischen Gebirge ruhen, täglich mehr vom Joche des Ozeans, und ist noch nicht mit Pflanzenerde bedeckt. Das Meer scheint sie erst seit gestern verlassen zu haben. An mehreren Stellen möchte man glauben, daß man sich auf einem flachen Ufer befände, daß durch die Ebbe entblößt sei, und man fürchtet sich beinah vor der Rückkehr der Fluth. Nicht so verhält es sich außerhalb der Meerenge und in der Gegend von Aden, wo die Wellen den Fuß der Gebirge bespülen, und die Grundlage, die diese trägt, noch in der Tiefe des Meeres liegt. Das Senkblei zeigt in einer geringen Entfernung keine Tiefe, ausgenommen gegen das Vorgebirge St. Anton zu, wo der Grund sich stufenweise bis zur Meerenge zu erheben anfängt.

Der Geist würde sich in der Berechnung der Jahrhunderte verlieren, die noch verfließen werden, ehe der Ozean die Arabische Küste bei Aden wird verlassen haben. Das rothe Meer hingegen hat so wenig Tiefe, und die Inseln und Klippen, die sich darin in solcher Menge befinden, sind so augenscheinlich Gipfel von Hügeln, von denen es sich langsam

zurückzieht; dieser stufenweise Rückzug ist so offenbar, daß man nicht umhin kann, vorher in der Einbildung irgend eine Epoche zu bestimmen, in welcher dieser ganze große Golf in ein Thal verwandelt werden wird. Es wäre sogar möglich, daß dieser Augenblick durch einen vulkanischen Ausbruch beschleunigt würde. Die ungeheure Masse, welche die Gebirge Arabiens bildet, ruht auf keinem festen Grund. Eine innerliche Feuersbrunst hat unter ihren Wurzeln Höhlen gebildet, die unter dem Bette des rothen Meeres hindurch bis nach Afrika gehn. Die kleine Insel **Gebelthor** brennt und raucht noch jetzt.

Zeila und Mokha, zwei Städte auf dem entgegengesetzten Ufer, sind auf unterirdisch zusammenhangenden Höhlungen erbaut. Die in ihrem Innern verschlossenen Feuerstoffe brennen, und haben die herumliegenden brennbaren Stoffe entzündet; sobald die eine Stadt eine Erschütterung empfindet, so empfindet ihn auch in demselben Augenblick die andre. Während meines Aufenthalts in Arabien ist die Erde mehrmals und sogar ziemlich stark erschüttert worden. Eine kleine Stadt, die in den Gebirgen, sechs Stunden ostwärts von Mokha liegt, ist durch eine solche Erschütterung ganz umgestürzt worden. Selbst Mokha empfand die Wirkungen davon; aber obgleich die Stöße nicht sehr stark waren, so hatte ich doch Ursach, den Einsturz meines Hauses zu fürchten. Ich gieng sogleich heraus;

aus; die Erde war schon ruhig; mein Boot, das am Ufer vor Anker lag, fühlte die Bewegung, und es erhoben sich für einen Augenblick bei einer sehr großen Windstille drei starke Fluten. Das Thermomer stand 100 Grad Fahrenheit, der Barometer 27 Grad. Wenn man auf die Tiefe des Abgrundes, der sich unter dem Boden Arabiens ausgehöhlt hat, von dessen Wirkungen schließen kann, so muß man annehmen, daß er ungeheuer groß sei; denn was für eine Feuersbrunst gehört nicht dazu, um eine Explosion zu bewirken, die im Stande ist, so beträchtliche Massen zu erschüttern? Die Erdbeben sind in den Gebirgen, und vorzüglich in dem Theil um Aden herum, sehr häufig. Der innere Brand scheint allgemein zu sein, denn noch hat er sein Zentrum nicht bestimmt, und man kann annehmen, daß sich das Feuer einen Weg bahnen, und einen Vulkan öffnen wird, der den Ergießungen einen freien Ausgang läßt. So wird der übrige Theil des Landes vor der Gefahr sicher gestellt, von einer dieser Höhlen verschlungen zu werden, deren Gewölbe die Feuersbrunst zusammenhalten, aber durch die Gewalt der Erschütterungen, die sie durch ihren Widerstand noch vermehren, endlich nachgeben können. Zudem ist dies Land von jeher den Wirkungen eines unterirdischen Feuers ausgesetzt gewesen, wodurch es große Revoluzionen scheint erfahren zu haben. Es fehlt uns eine ganze Inselgruppe, die ehemals so berühmt war, daß wir jetzt noch sogar die Na-

men der Städte, der größten auf dieser Inseln kennen. Ich meine den Archipelagus von Panchaya.

Diodor *) sagt, daß sie südlich vom glücklichen Arabien lag. Auf der Insel Panchaya sah man einen Tempel des Jupiter, von dem uns dieser Schriftsteller eine prächtige Beschreibung giebt; dann noch vier Städte, nehmlich: Hiracia, Dalis, Oceanis und Panara. Diese letztere ist so authentisch, daß man weiß, daß sie von Indiern, Scythen, und selbst von Kretensern bewohnt war; alles dies ist verschwunden. Wenn man selbst annähme, daß Sokotora eine von den Inseln gewesen sei, so würde man immer fragen, wo die andern geblieben sind. Durch die Zurücktretung des Ozean können sie nicht mit dem festen Lande vereinigt sein. Zwei Ursachen stellen sich diesem entgegen: zuerst, weil man dann einige Spuren jenes berühmten Tempels von zwei Morgen in die Länge finden müßte, von dem Euemerus spricht, und der aus gehauenen Steinen, von der Politur und Weiße des Marmors, erbaut war; man würde doch etwas von jenem so nahe an seiner Quelle schiffbaren Flusse sehn; man würde doch einige Ueberbleibsel der vier Städte finden, von denen uns Diodor die Namen angiebt. Man sieht wohl auf der Afrikanischen Küste die Stadt Zeila, am Ende des Meerbusens, gleiches Na-

*) Lib. V. et VI. apud Euseb. Praep. Evang. lib. II.

Namens; aber weder ihr Name, noch ihre Lage, können anzeigen, daß sie eine von denen sei, die auf der Insel Panchaja lagen. Aber auf alle Fälle besteht doch noch der Einwurf für die drei andern; dergleichen Denkmäler können nicht so gänzlich vernichtet werden, daß nicht einige Ueberbleibsel von ihnen vorhanden blieben, die ihr ehemaliges Dasein bezeugten. Euemerus sagt, daß der Tempel Jupiters auf einem Hügel lag. Wenn man auch annähme, daß die Städte unter dem Sande Afrikas vergraben wären, so würden doch der Tempel und der Hügel, welche ihre erhabene Lage vor einem solchen Schicksal schützte, noch vorhanden sein. Die zweite Ursach ergiebt sich aus der Hydrostatik. Die Landenge von Suez war unstreitig schon aus dem Schooße des Ozeans hervorgegangen, ehe die Insel Panchaja verschwunden war, weil Euemerus sie besucht hat, und weil dieser Schriftster mit dem zweiten Nachfolger Alexanders gleichzeitig war. So gering auch die Tiefe der Meerenge, die sie von dem festen Lande schied, mag gewesen sein, so ist es doch augenscheinlich, daß die Ebenen, die den Grund ausmachten, um vieles niedriger gewesen als die Landenge von Suez, weil diese letztere schon trocken war, als die andern noch unter Wasser standen. Nun ist es aber ausgemacht, daß diese Landenge das niedrigste, und vom Wasser am meisten bespülte Land dieser Zone ist. Die Afrikanische Küste, von der Meerenge Babelmandel an bis zum Vorgebirge

Gardafui, ist von äußerst hohen Sanddämmen zusammengesetzt. Eben so ist auch die Küste, wo sie sich nach Süden hinzieht, erhaben genug, um fünf Stunden weit gesehn zu werden; welches eine weit größere Höhe als die von der Landenge ausmacht, und folglich eine frühere Schöpfung anzeigt. Wenn die Vereinigung der Insel Panchaja mit dem festen Lande statt gehabt hat, so erlaubt die Bildung des Landes nicht anzunehmen, daß es anderswo als in diesen Gegenden gewesen sei. Dies führt mich auf eine Bemerkung über den Text. Diodor sagt uns, daß diese Insel südlich vom glücklichen Arabien läge; warum hat er nicht ihre Lage nördlich von Afrika, welches ganz in der Nähe gelegen haben müßte, angegeben? Es scheint mir natürlich zu sein, das feste Land, das zunächst lag, zu nennen. Wenn man sich also an den Sinn hält, den der Text des Diodor darbietet, so müssen wir annehmen, daß die Insel näher an der Arabischen, als an der Afrikanischen Küste lag. Wenn dies in der That der wahre Sinn ist; wenn dies die Stelle ist, die Diodor uns hat anzeigen wollen, so muß jeder Gedanke an eine Vereinigung mit dem festen Lande verschwinden; der bloße Anblick der Küsten zeigt bis zum Augenschein die physische Unmöglichkeit davon. Man sieht hier keine Ebene, sondern nichts als hohe Berge, deren Fuß sich in unermeßlicher Tiefe in die Fluten senkt; an welchem Ort sollte denn die Verbindung vor sich gegangen sein?

Das System von der Zurücktretung der Meere bietet zwar gewiß der übertriebensten Zweifelsucht trotz; aber wenn eine glühende Einbildungskraft die Feder führt, so kann es unzählige Paradoxen gebähren. In dem Labyrinth der daraus entstehenden Fragen, müssen wir nur niemals den Faden der Hydrostatik verlieren, als das einzige Mittel, uns vor den Irrthümern zu schützen, zu welchen immer die Systemsucht führt. Sobald es bewiesen ist, daß es eine der ersten Eigenschaften der Flüssigkeiten ist, sich beständig in Gleichgewicht zu halten, so kann man nicht annehmen, daß der Ozean sich von einem Punkte des Erdbodens zurückgezogen habe, während er am andern Ende eine erhabener liegende Erde, d. h. eine weiter vom Zentrum entfernte, überschwemmte. Vergebens wird uns ein sonst achtungswürdiger Philosoph sagen, daß, als der eigentliche alte Hanno die Reise um Afrika machte, die Hälfte dieses weit ausgedehnten Landes, und vorzüglich das Vorgebirg der guten Hoffnung, unter den Wellen lag. Vergebens wird er versichern, daß von Amerika um diese Epoche nur die Spitzen seiner Berge vorhanden waren; dergleichen Behauptungen sind viel mehr gemacht, um von dem System zu entfernen als ihm Anhänger zu verschaffen. Man müßte erst beweisen, daß Karthago, Ezeongeber, und jeder andre Punkt, von wo dieser Hanno ausgereist ist, erhabener als die Länder gelegen hätte, von denen man uns sagt, daß sie damals über-

schwemmt gewesen wären; man müßte darthun, daß Phönizien erhabener sei, nicht allein als der Tafelberg und die Tigerberge, sondern auch noch als der ganze mittlere Theil von Afrika, den man nicht kennt, und welcher doch sehr erhaben zu sein scheint, so viel man in der Entfernung beurtheilen kann. Endlich müßte man sich überzeugen, daß die Ebenen von Amerika, vom Fuß der Anden und der Kordilleras bis zum Ufer des Meeres gerechnet, niedriger lägen als Karthago, wo man diesen Hanno ankommen läßt. So lange man diese Beweise nicht hat, so heißt es in dem Buche der Natur lesen wollen, ohne das Alfabet davon zu kennen. Ich mag alle Reisen um Afrika nachsehn, und allen Schriftstellern, die davon sprechen, Fuß vor Fuß nachfolgen, so finde ich doch immer die Landenge von Suez auf meinem Wege; ich werde daraus das folgern, was ich schon beim Artikel vom Vorgebirge der guten Hoffnung gesagt habe, daß, weil diese Landenge vorhanden war, auch alle höher liegenden Länder vorhanden sein mußten.

Im Ganzen genommen muß man niemals die Epochen der Austrocknung der Länder anders als nach ihren verschiedenen Erhöhungen über die Meeresfläche klassifiziren; und wenn wir Spuren vom Aufenthalte des Ozeans auf irgend einem Theil des Erdbodens finden, und wir wissen, ob die Zeiten, wo diese Länder von den Fluthen verlassen worden sind, von unserer Chronologie erreicht werden können,

nen, so müssen wir den Blick auf diejenigen werfen, deren Geschichte sie wirklich erreicht. Die Vergleichung ihrer Erhöhungen werden ihre frühere Entstehung bestimmen, mit Ausnahme der Länder, die ihren Ursprung irgend einem vulkanischen Ausbruch verdanken.

Ich kann daher nicht annehmen, daß der Archipelagus von Panchaja sich mit der Asiatischen Küste vereinigt habe, weil die Bildung des Landes eine solche Vermuthung nicht gestattet. Eben so kann ich die Hypothese, daß er sich mit Afrika verbunden habe, nicht annehmen, weil man keine Spur davon gewahr wird, und weil alle Länder dieser Gegenden höher liegen als andere, die mit ihm gleichzeitig waren.

Meine Meinung ist, daß dieser Archipelagus untergegangen ist. Die unzähligen Felsen, die Zeila umgeben, und die hier die Schifffahrt hemmen, sind offenbar Spuren einer großen Erschütterung. Zeila selbst steht nicht fest, und wankt oft, wenn der unterirdische Brand heftig ist.

Durch den Anblick des Landes, durch die häufigen Erdbeben, die mir ein immerwährendes inneres Feuer anzeigen, durch den noch rauchenden Krater von Gebeltor, werde ich überzeugt, daß der Archipelagus von Panchaja von dem Abgrund verschlungen ist, den das Feuer unter seinem Boden aushöhlte, und daß er auch die angrenzenden Länder in seinen Schlund hineinzog, vorzüglich das,

was jetzt der Ozean zwischen Sokkotara und dem festen Lande überschwemmt. Dieser Raum ist mit kleinen Inseln übersäet, die augenscheinlich nichts als oberste Spitzen sind, deren Höhe sie vor der Ueberschwemmung geschützt hat. Sokkotora bildete nach meiner Meinung das hervorragendste Vorgebirg dieser Küste von Afrika, zu der Zeit, wo Euemerus und die Phönizier in diesen Gegenden schifften. Wenn es damals vom festen Lande wäre abgesondert gewesen, so hätte diese Insel zu berühmt sein müssen, als daß man von ihr nicht würde gesprochen haben; ihre Größe, ihre Höhe, ihre Granitgebirge, verglichen mit den ihnen gegenüber liegenden Sanddämmen in Afrika, ihr lachender und grünender Anblick, ihre Fruchtbarkeit in Vergleich mit dem brennenden Sande, von dem sie durch eine weitläuftige Meerenge geschieden ist; alles würde dazu beigetragen haben, ihr einen Rang in den Erzählungen, welche die ersten Reisenden hinterlassen haben, zu verschaffen.

Aus allem dem, was ich eben gesagt habe, kann man schließen, daß sich unter diesem ganzen Bezirk eine ungeheure vulkanische Höhle befindet, deren Feuer schon eine Menge Jahrhunderte überlebt hat, und daß, wenn es nicht dahin kömmt, daß das Feuer sich ein Luftloch bahnt, wo seine Gewalt ausströmt, wir vielleicht in kurzem in diesem Theile der Welt irgend eine große Begebenheit erleben werden, welche die Kühnheit unserer Muthmaßungen über

die

die Spuren von Revoluzionen, die vor uns gewesen sind, rechtfertigen wird.

Doch ich komme zu meiner Reise zurück. Ich fand bei meiner Ankunft zu Mokha, daß ich eine ziemlich schlechte Spekulation gemacht hatte. Der Preis des Getreides stand nicht sehr vortheilhaft für mich. Der Nutzen, den ich aus meiner Ladung gezogen hatte, war nicht hinreichend, um mein Schiff wieder mit Kaffee beladen zu können. Ich begnügte mich mit 200 Ballen, die ich zu Bethelfakih kaufte. Ich füllte den Boden meines Schiffes mit Salz, und um die Ladung voll zu machen, kaufte ich noch hundert Esel von der großen Gattung, und zwei Kameele. Das Wasser und die nöthige Fourage für diese Thiere machten das Uebrige. Da ich aber zu wenig Wasserbehälter hatte, so mußte ich mit Hülfe der schlechten Arbeiter des Landes, Brunnen an deren Stelle verfertigen. Diese schlecht gemachten Behälter giengen auf der Reise auseinander; und wenn die Thiere nicht alle die größte Mäßigkeit gehabt hätten, die gewöhnlich alle aus diesem Lande haben, so wäre die Hälfte vor Durst gestorben. Etwas bemerkenswerthes ist, daß vom Augenblick an, da die Esel eingeschifft werden, sie die ganze Zeit, so lange sie an Bord des Schiffes sind, keinen Laut von sich hören lassen.

Da die Zubereitungen zu meiner Abreise früh gemacht waren, und die ersten kühlen Winde des Nordpassatwindes in den letzten Tagen des Mai zu

wehen anfiengen, so eilte ich, den ersten Juni abzureisen. Ich hatte aber Ursach, diese Eil zu bereuen; dies sage ich, um die zu warnen, die nach mir diese Reise machen werden. Es ist klug, wenn man den Passatwind seine volle Kraft erreichen läßt, sonst setzt man sich den nehmlichen Unannehmlichkeiten aus, die ich erlitten habe.

Ich war gegen sechs Uhr Abends abgesegelt, und um 2 Uhr Morgens kam ich bei der Meerenge an. Da die Dunkelheit mich verhinderte, sie noch während der Nacht zu passiren, so legte ich mich in der Gegend vor Anker. Bei Anbruch des Tages veränderte sich der Wind, und ich mußte drei Tage so liegen bleiben. Den vierten fuhr ich wieder weiter; aber nach vier und zwanzig Stunden war ich genöthigt, die Meerenge wieder zu passiren, und ins Rothe Meer einzulaufen, wo ich gezwungen war, noch zwei Tage vor Anker zu bleiben, nach welchen ich mich wieder auf den Weg machte, aber darum nicht weiter kam. Ich gebrauchte 25 Stunden, um mit den Strömen zu kämpfen, und mich von der Afrikanischen Küste entfernt zu halten, welche ich wider Willen, Muße hatte, bis zum Vorgebirge Gardafui zu betrachten. Wenn ich durch die Windstillen und den Strom zu nahe ans Land gekommen war, und in der Kühlung der Nacht nur ein leichter falscher Wind von der Küste her wehte, und mein Schiff erreichte, so war die Hitze, welche er mitbrachte, so arg, daß man die Augen zumachen

machen mußte; und der Wind hatte doch Zeit genug gehabt, sich abzukühlen, da er einen Raum von drei Stunden Weges durchstrichen hatte.

Am sechs und zwanzigsten Tage ward ich von einem der heftigsten Stürme, die ich jemals erlebt habe, überfallen; am zweiten Tage hatte ich Sokkotora im Gesicht; und wenn ich gezwungen gewesen wäre, wider das Meer und den Wind zu kämpfen, so war es sowohl um mich als um alle meine Begleiter geschehn. Glücklicherweise wehete der Wind aber aus Südwest, und brachte mich wieder auf den Weg, wodurch das Ungemach vermindert ward. Mein Schiff fühlte noch die Folgen seiner Scheiterung im Ganges, denn ich kann den folgenden Zufall nichts anderem zuschreiben. Eine der Seiten des Kiels ward leck, und machte, daß ich plötzlich eine Portion Wasser schöpfte, welches während der Heftigkeit des Windes so sehr zunahm, daß vier unaufhörlich bewegte Pumpen, und das Arbeiten der übrigen Mannschaft, welche mit Eimern schöpften, nicht hinreichend war, das Wasser eben so schnell hinaus zu schaffen, als es hereindrang. Es kam uns vielmehr merklich näher, so daß, als der Wind sich zu legen anfieng, fünf und ein halber Fuß Wasser in den Schiffsraum war. Diese Lage war um so schrecklicher, da es mir die Annäherung des Todes allmählich zu kosten gab, den alle meine Anstrengung nicht abwenden konnte. Ich hatte Gewehre zurecht gelegt, deren ich mich bedienen wollte, um mir die letzten

Augen-

Augenblicke einer so grausamen Todesangst und meines unmittelbaren Kampfes gegen die Wellen zu ersparen. Um die Schrecken einer solchen Lage noch zu vermehren, mußten zwei von meinen Pumpen zugleich bersten, und in demselben Augenblick das Maschinenwerk der dritten in Unordnung gerathen. Es fehlte mir an allem, was zu dessen Ausbesserung nöthig war, und wenn dieser Zufall 24 Stunden früher sich ereignet hätte, so hätte wahrscheinlicherweise nichts mich retten können. Glücklicherweise fieng aber der Windstoß an seine Kraft zu verlieren, und das weniger beunruhigte Schiff nahm nur noch zwei und dreißig Zoll in der Stunde ein. Hiemit konnte es mit weniger als zwei Pumpen nicht aufgenommen werden, und es war also dringend, die eine wieder herzustellen. Anstatt der beiden Ventilklappen, welche fehlten, machte ich zwei vierpfündige Kanonenkugeln glühend, ließ sie so auf das Loch des Ventils legen, und bis in die Hälfte ihres Diameters hineinbrennen. Nun ließ ich sie abkühlen, und so brachte ich sie ohne weiteres in der Pumpe an. Ihre Schwere hinderte sie nicht, der doppelten Bewegung nachzugeben, und so wurden sie immer nach dem von ihnen ausgehöhlten Loche bewegt, welches sie vollkommen ausfüllten, und so gaben meine Pumpen eben so gut wie vorher Wasser.

Nach dreizehn Tagen voll Mühseligkeiten und Unruhe erblickte ich die Küste Malabar; mein miß-

ver-

mißvergnügtes Schiffsvolk wollte hier das Schiff auf den Strand setzen, und weigerte sich, weiter den Gefahren einer längern Schifffahrt sich auszusetzen. Nicht ohne Schwierigkeit erlangte ich noch von ihnen, mir bis nach Pondichery zu folgen, welches das Ziel unserer Arbeiten sein sollte. Wir kamen hier erschöpft von Mattigkeit an, und ich erhielt allen Beistand, den das Land fähig war. Ich schiffte meine Ladung aus, die auf einer solchen Reise gelitten hatte. Ich hatte ein Kameel und zehn Esel verloren; die übrigen erholten sich schnell; ich ließ sie auf ein andres Schiff nach Isle de France abreisen, und ließ das meinige in dem Fluß Koringui ausbessern. Die Mündung dieses Flusses war für ein so großes Schiff sehr beschwerlich; glücklicherweise bestand die Brandung aber in einem weichen Schlamm, durch welchen ich mir mit Hülfe der Schiffswinde einen Weg bahnte.

Zu der Zeit, wo ich in diesen Fluß einlief, ward das Land von einer schrecklichen Hungersnoth verwüstet. Die Unglücklichen starben mit einer solchen erstaunlichen Schnelligkeit, daß man nicht Zeit hatte, sie zu beerdigen. Die Landstraßen und Felder waren mit Leichnamen bedeckt, welche diese Provinz zum Vaterland der Schakale und der Raubvögel machten; ein empörendes Schauspiel, welchem die Regierung nicht abhelfen konnte.

Das Benehmen des Volks während dieser verwüstenden Plage, trägt den Stempel einer Erge-

bung

bung und einer bewundernswürdigen Festigkeit, welche zum Beweise dient, bis zu welchem Punkt die Verachtung des Todes mit der Sanftheit der Sitten verbunden sein kann. Die Magazine der reichen Leute waren mit Getreide angefüllt; die Unglücklichen wußten dies, und starben, ohne irgend einen Versuch zu machen, sich desselben zu bemächtigen. Die Art, wie sie ihren Tod erwarteten und starben, schien mir merkwürdig genug, um sie hier zu erzählen. Obgleich eine solche Schilderung meiner Feder widersteht, so will ich sie doch entwerfen, um ein treues Gemälde von dem Karakter der Indischen Völker zu geben.

Sobald jemand, Mann oder Frau, fühlte, daß alle seine Anstrengung nicht hinreichend sei, seine Tage zu verlängern, so ließ er sich vor die Thür eines reichen Mannes tragen, um vor dessen Augen dahin zu sterben, gleich als ob er ihm den Vorwurf machte, daß er seinen Ueberfluß zur Erhaltung seines Lebens nicht mit ihm getheilt habe. Hier, auf der Erde liegend, ließ er sich von seinen Freunden einen Krug Wasser bringen, der auf zwei oder drei Tage hinreichend war, während dessen er den Kopf in seinen Schurz gewickelt, den furchtbaren Augenblick geduldig erwartete, und sich in seinen letzten Augenblicken gegen die Thiere vertheidigte, die ihn noch lebendig zu verschlingen suchten. Keine Ermahnung von Seiten derer, die ihm helfen wollten, konnte einen solchen dahin bringen, ihren

Beistand anzunehmen, den er für unnütz zur Verlängerung eines Lebens hielt, das er schon zum Opfer bestimmt hatte. Die, welche noch Zeichen von Kraft über die Dauer ihrer Existenz irre geleitet, und welche der Tod überfallen hatte, fielen hier und dort hin. Es war etwas seltenes, daß ich nicht jeden Tag vor meiner Thür den widrigen Anblick von drei oder vier Leichnamen hatte, die in der Nacht gestorben waren. Die Standhaftigkeit der Indier hielt sich bis aufs äußerste; sie sahen die Annäherung des Todes, erwarteten ihn und litten ihn ohne Murren, ohne eine Klage auszustoßen, ohne Bitterkeit gegen die, welche ihre Reichthümer vor einem gleichen Schicksal sicherten. Sie flehten zu Brama, und nicht ein einziges böses Gefühl vergiftete ihre letzte Stunde.

Doch fort von diesen traurigen Bildern! Die Rhede von Koringui ist der Ort der Ueberwinterung. Hier haben die Schiffe einen Zufluchtsort, die gezwungen sind, die schlechte Jahreszeit auf der Küste Indiens zuzubringen. Das schlimmste, was ihnen begegnen könnte, ist, daß sie in dem Schlamm auf den Strand geriethen, wo sie nicht die geringste Gefahr laufen. In dieser Gegend fallen nichts destoweniger häufig Schiffbrüche vor. weil die Sandspitze, welche die Bai von der Südseite schützt, sehr weit und breit in die See

herausragt, und sehr gefährliche Stellen hat. Bei meinem Aufenthalte an diesem Orte stieß ein Schiff unversehens des Nachts ans Land, und scheiterte. Ich schickte alle meine Boote und meine ganze Mannschaft zu Hülfe. Man rettete mehrere Sachen, unter andern Reis in Säcken; das Wasser war durchgedrungen; die Körner waren aufgeschwollen und zerplatzt. Der Mangel war aber so groß, daß jeder Sack doch für sechs Rupien verkauft ward, d. h. 150 Pfund für funfzehn Franken. Aus Erkenntlichkeit bot mir der Superkargo, Herr Dineur, ein schönes Boot an, welches ich ausschlug, mir aber hernach kaufte; er wollte mir zwar nur einen sehr mäßigen Preis machen, aber er hatte nicht nöthig, mir seine Erkenntlichkeit zu beweisen; denn in einem solchen Falle sind alle Seeleute Brüder, und sind sich gegenseitig alle Hülfsleistungen schuldig, die in ihrem Vermögen stehn. Ich fand zu Koringui nichts von dem, was zur Ausbesserung meines Schiffes nöthig war; ich mußte es stranden lassen und es auf den Werft bringen. Hier zeigt sich die Industrie der Indier in ihrem vollen Glanze. Mit Hülfe ihrer Geduld und ihrer Ausdauer bringen sie ohne alle Zurüstung, ohne Winden, ohne Seile, kurz ohne alle mechanische Hülfsmittel, das zu Stan-

de,

de, was bei uns die zusammengesetztesten und stärksten Zubereitungen erfodert. Die Arbeit kostet ihnen nichts, oder wenigstens so wenig, daß man die daraus entstehenden Unkosten fast für nichts achtet. Das Tagelohn eines Arbeiters ist ein Dabu, welches auf achtzig Menschen eine Rupie von funfzig Sous den Tag macht; und was noch außerordentlicher ist, diese geringe Summe reicht bei einem gewöhnlichen Jahre für den Unterhalt des Indiers und seine ganze Familie hin.

Die Art, wie man ein Schiff in die Höhe bringt, ist sehr einfach und scharfsinnig. Die kleinen Umstände bei dem Verfahren, die ich hier anführen werde, werden vielleicht für manchen langweilig sein; jeder aber, der gern die Fortschritte des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften bemerkt, wird mir Dank wissen, daß ich mich auf Umständlichkeiten weitläuftig einlasse, welche zu einer Parallele zwischen noch neuen Völkern, und zwischen denen, welche der Luxus und die Künste auf die höchste Stufe der Zivilisation gestellt haben, führen können.

Man fängt damit an, daß man auf einer Wiese die Stelle auswählt, wo man das Schiff niedersetzen will; hat man das gethan, so gräbt man einen Behälter, Gudi genannt. Wenn dieser tief

genug gegraben ist, um das Schiff aufzunehmen, so läßt man das Wasser aus dem Fluß hinein, indem man den kleinen Damm durchsticht, den man angebracht hat. Da dies Land aber noch nicht völlig ausgetrocknet ist, und das Wasser sich noch auf dessen Oberfläche aufhält, so hat man kaum zwei oder drei Fuß gegraben, so ist der Graben voll Wasser. Dann bewerkstelligen sie es ohne Pumpe, ohne irgend eine Maschine, und ohne etwas anders als einen Korb, daß sie es eben so vollkommen leer machen, als mit dem ganzen Beistand der Hydraulik. Diese Art, das Wasser fortschaffen, ist nicht allein auf Schiffsoperazionen eingeschränkt, sie wenden sie auch zur Bewässerung ihrer Felder an, wenn sie nicht die Mittel haben, eine Pikote aufzustellen.

Der Korb, dessen man sich dazu bedient, ist flach, er hat vier Handhaben, an welchen vier Stricke befestigt sind. Zwei Menschen, auf jeder Seite einer, ergreifen die Enden dieser Stricke. Der Korb, obgleich platt, hat auf der einen Seite eine Vertiefung, den wir das Hintertheil nennen wollen, dahingegen das Vordertheil die Gestalt einer Schippe hat. Mit einem Wort, der ganze Korb ist eine nach hinten zu ausgehöhlte Schippe. Zwei Stricke sind an den Handhaben am

Vor-

Vordertheil, und zwei an denen am Hintertheil befestigt. Je größer die Tiefe ist, je weiter entfernen sich die, welche den Korb in Bewegung setzen, von dem Gegenstand, worüber sie das Wasser bringen wollen. Ihre Entfernung von demselben muß der Tiefe gleich sein; da der Korb einen Bogen beschreibt, dessen Radii die Stricke, und die Menschen der Mittelpunkt sind.

Um die Bewegung dieses Korbs, der desto mehr Aufmerksamkeit verdient, da er unsere Pumpen ersetzt, recht deutlich zu machen, so stelle man sich den Mann auf der einen Seite vor: dieser hält mit der linken den Strick des Vordertheils, und mit der rechten den des Hintertheils vom Korbe (der Mann gegenüber eben so aber umgekehrt). Nun fängt er an, den Strick zu schwingen; dann, indem er die Stricke immer verlängert, macht er, daß der Korb über das Wasser hinstreicht. Mit einer leichten Bewegung der linken Hand bewirkt er, daß der Vordertheil des Korbs ins Wasser taucht, und den Korb anfüllt. Nun vollendet er den Bogen, bis der Korb zu der Höhe kommt, wo man das Wasser haben will; dann läßt er wieder durch eine leichte Bewegung der rechten Hand das Hintertheil umkippen, und alles Wasser läuft heraus. Der Korb beschreibt nun den-

selben Bogen rückwärts, kommt wieder, und füllt und leert sich auf dieselbige Weise. Man sieht leicht, daß dies sehr geschwind geht, und daß, wenn der Korb nur etwas groß ist, die Leibesbewegung sehr ermüdend ist. Nach meiner Beurtheilung thut dieses Hülfsmittel eben das, was eine Pumpe, deren Kolben vier Zoll im Durchmesser hat, und von acht Menschen bewegt wird, bewerkstelligt.

Mit Hülfe dieses Korbs, halten sie den Wasserbehälter vollkommen trocken, bis daß er die nöthige Tiefe erreicht hat, damit das Wasser, wenn es bei hoher Flut eintritt, das Schiff hierher bringen und flott halten kann. Wenn dies geschehn ist, so öffnen sie es bei der Ebbe, indem sie den kleinen Damm, der die Mündung schließt, durchstechen. Das Fahrzeug geht dann ohne Schwierigkeit hinein, und so wie es darin ist, verstopfen sie den Ausgang wieder, und stellen den Damm wieder her, den sie durchstochen hatten, und schließen so ihr Schiff ein, das nun in diesem, mitten auf einem Felde gegrabenen Behälter flott ist.

Ein Europäischer Ingenieur würde glauben, nichts gethan zu haben, und würde das übrige von der Operazion für das schwerste halten. Die Indier im Gegentheil, haben den mühseligsten Theil ihrer Arbeit gethan; das Uebrige scheint ihnen

nichts

nichts mehr zu sein. Ihr Korb spielt noch immer eine große Rolle, und mit Hülfe von einem Paar dieser Instrumente, füllen sie diesen Behälter, in einem Tag höchstens, bis an den Rand voll. Das Schiff hebt sich in die Höhe, je nachdem das Wasser sich vermehrt; endlich wenn der Gudi recht voll ist, tragen sie andre Erde hinzu, und bauen einen Damm um das Schiff herum; nach Maßgabe, wie sie diesen Damm erhöhen, fahren sie fort, ihre Körbe spielen zu lassen. Sie würden so ihr Fahrzeug bis in die Wolken erheben können, wenn sie Erde bis ins Unendliche hinzutragen wollten; sie bringen es gewöhnlich aber nicht höher als zehn Fuß. Wenn es die erfoderliche Höhe erreicht hat, so füllt man den Gudi mit Erde an; das Wasser übersteigt den Damm und verläuft sich. Das Schiff ruht zuletzt auf einer weichen Erde, welche sich an dessen ganze äußere Form anschmiegt. Wenn das Wasser ganz verlaufen ist, so durchbohrt man den Damm unten mit mehreren Löchern, um die Erde, worauf das Wasser ruht, recht austräufeln zu lassen. So lassen sie es nun sechs Wochen oder zwei Monate lang stehn; dann graben sie eine Höhlung umher, bringen alle Ausbesserungsgeräthschaften heran, und schaffen zuletzt alle Erde, die sie hinzugeführt hatten, wieder hinweg, worauf das

Schiff, in der Höhe stehend, zurückbleibt, und nun in seinen untern Theilen alle Ausbesserungen anzunehmen im Stande ist, die es nöthig hat. Eine solche Verfahrungsart ist um so scharfsinniger, da sie gar keinen Zufällen ausgesetzt ist, und keinen andern Nachtheil hat, als die Langsamkeit. Dieser ist aber sehr gering in einem Lande, wo die den Passatwinden ausgesetzten Schiffe jährlich nur Eine Reise machen.

Auch ich mußte nun dieser Methode zur Ausbesserung meines Schiffes mich unterwerfen. Sie hielt mich auf bis in den Januar; dann kehrte ich zurück nach Pondichery, und begab mich von da nach Isle de France, wo sich meine Reise beschloß.

Bayerische Staats-Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grandpré, Louis <<de>>,

Reise nach Indien und Arabien in den Jahren 1789 und 1790 angestellt von B. Degrandpré Mit 2 Kupfertaf

Berlin 1802

36.8640
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701202-9